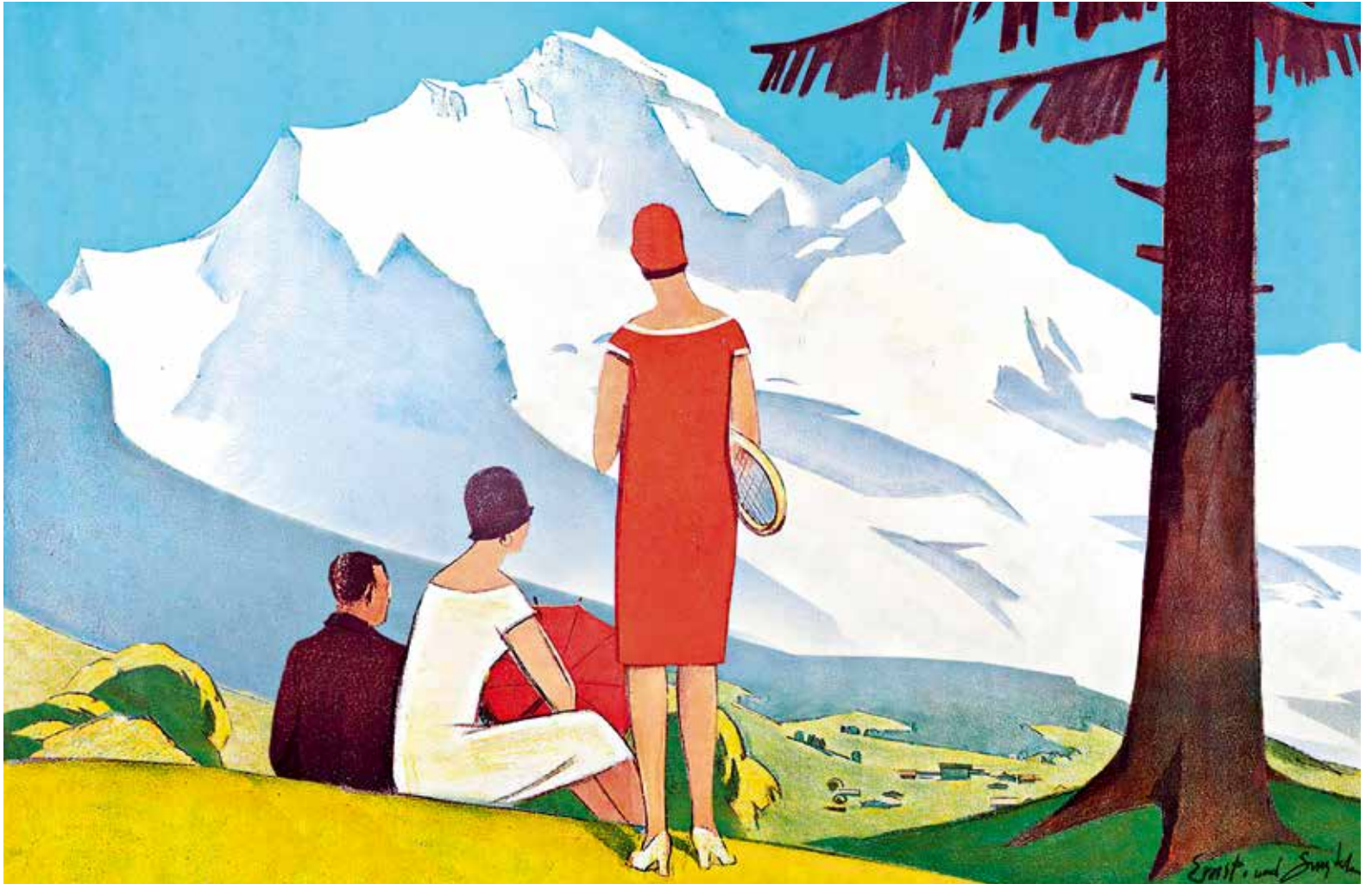


**Guy Mettan: Die ganz andere Sicht auf den Ukraine-Krieg**

Nummer 14 – 7. April 2022 – 90. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Ballade eines Wunderlands**

Mein halbes Jahrhundert in der Eidgenossenschaft.

*Klaus J. Stöhlker*

## **Schweizer Film-Mafia**

Die hohe Kunst der Geld-Abschöpfung. *Marcel Odermatt*

## **Was geschah in Butscha?**

Wo die Russland-Verteidiger irren.

*Kurt Pelda*

**Barbara Schöneberger**  
Peter Rothenbühlers  
Liebeserklärung an die  
Marlene Dietrich  
unserer Zeit

Fr. **35**  
AKTIONS-  
GUTSCHEIN



ANZIEHEN. WOHLFÜHLEN.  
GUT AUSSEHEN.

60 FR. SPAREN  
AB FR. 359.- **299.-**

### Für Damen: Aquastop Jacke Ahoi

**Stets trocken:** Mit ihr sind Sie garantiert wasserdicht und dabei atmungsaktiv geschützt.

**Individuell:** die Tunnelzüge in Kapuze, Taille und Saum passen Sie an Ihre Bedürfnisse an.

**Ganz flexibel:** Einfach mal von unten die Jacke öffnen? Dank 2-Wege-Reißverschluss kein Problem.

**Maritime Details:** sind der Knebelverschluss an der Druckknopfleiste sowie das gestreifte Futter.

**Verarbeitung:** Steh-/Umlegekragen mit

angeschnittener Kapuze. Auf 2-Wege-Reißverschluss und Druckknopfleiste plus Knebelverschluss zu schließen. Kinnschutz. 2 Taschen außen. Innen: 3 Taschen. Tunnelzug in Kapuze, Taille und Saum. Windfang im Armsaum. Länge ca. 84 cm in Gr. 42, ca. 80 cm in K-Größe 21. Futter: 100% Polyester.

**Material:** 100% Polyester. Waschmaschinenfest und pflegeleicht.

**Koralle** Nr. 44-6295-8  
**Königsblau** Nr. 44-6296-5

Größen:	36, 38, 40, 42, 44	46, 48, 50
K-Größen:	18, 19, 20, 21, 22	23
	<b>Fr. 359.-</b>	<b>Fr. 399.-</b>

### Für Herren: Aquastop-Allwetterjacke

**Im Regen aktiv:** Der Oberstoff, die verschweißten Nähte und die Kapuze halten Regen und Wind ab.

**Für angenehmes Körperklima:** sorgen die atmungsaktive Membrane und das luftige Futter.

**Bewegungsfreiheit:** schenkt die Falte im Schulterbereich.

**Praktisch ausgestattet:** 9 Taschen ersetzen unterwegs den Rucksack.

**Verarbeitung:** Steh-/Umlegekragen mit im Kragen verstaubarer Kapuze. Auf Reißverschluss und Druckknöpfe zu schließen. Ver-

stellbare Manschette am Ärmel. 2 Brusttaschen mit Reißverschluss, 2 aufgesetzte Taschen mit Patten, unsichtbaren Druckknöpfen und seitlichem Eingriff. Innen: 2 Reißverschlussaschen, 1 Smartphonetasche. Kapuze, Taille- und Saumweite mit Kordel und Stopper verstellbar. Länge ca. 78 cm in Gr. 52, ca. 76 cm in Gr. 26. Futter: 100% Polyester.

**Material:** 100% Polyester. Waschmaschinenfest und pflegeleicht.

**Marine** Nr. 24-6537-5  
**Grasgrün** Nr. 24-6538-2

Größen:	48, 50, 52, 54	56, 58, 60/62
Untersetzt:	24, 25, 26, 27	28
statt Fr. 359.-	<b>Fr. 299.-</b>	<b>Fr. 339.-</b>

 **walbusch**

BESTELLSERVICE **071 727 98 31**

[www.walbusch.ch](http://www.walbusch.ch)

**5 Jahre Langzeit-Garantie • Kauf auf Rechnung.** Unsere Preise enthalten die gesetzliche Schweizer Mehrwertsteuer. Sie gelten für Lieferung in der Schweiz bei Zahlung innerhalb von 30 Tagen ab Rechnungsdatum. Für Versandkosten, Porto und Verpackung berechnen wir lediglich eine Kostenpauschale von Fr. 6.95 pro Auftrag. **Walbusch, Parkweg 2, 9443 Widnau SG**

Fr. **35** AKTIONS-  
GUTSCHEIN\*

3845-9022-4766

\*Dieser Gutschein ist nur einmalig einlösbar, nicht übertragbar und nicht kombinierbar. Keine Barauszahlung. Mindestbestellwert Fr. 145.-. Gültig bis 30.06.2022. Bei telefonischer Bestellung geben Sie die Gutschein-Nummer an. Im Online-Shop: [www.walbusch.ch](http://www.walbusch.ch)

## Rotes Kreuz unter Beschuss

Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz ist eine der glorreichsten schweizerischen Institutionen, sozusagen der helfende Arm unserer einst nicht minder glorreichen, inzwischen aber arg verbeulten staatlichen Neutralität. Gegründet in den Kriegen des 19. Jahrhunderts, ging das IKRK hervor aus einem internationalen Komitee für Verwundetenpflege. Es wurde zu einem weltweit hochgeachteten Stützpfeiler des humanitären Völkerrechts, der diplomatischen Konfliktentschärfung und der gelebten Fürsorge für die Kriegsversehrten.

Mich haben die IKRK-Leute immer beeindruckt als mutige Kämpfer für die ganz konkrete Verminderung von Leid und Elend auf der Welt. Ich gebe zu, dass ich die Details ihrer Arbeit zu wenig genau kenne, um ein fachmännisches Urteil darüber abzugeben, aber ich stelle hier einfach ab auf meinen persönlichen Eindruck aus zahlreichen Begegnungen. Alle IKRK-Delegierten, mit denen zu sprechen ich die Ehre hatte, haben mir gewaltig imponiert. Das waren keine pfauenhaften Weltverbesserer, sondern bodenständige Praktiker des Guten.

In einem grossartigen Aufsatz, den der deutsche Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger später als Buch herausbrachte, schildert der kanadische Publizist Michael Ignatieff die zentrale Qualität dieser Institution. Es ist ihre Neutralität, die aufs konsequenteste gelebte Nichtparteinahme selbst dann, wenn unser moralisches Empfinden dagegen rebelliert. Das IKRK müsse auch dem Teufel die Hand schütteln, wenn es erforderlich sei, um den Opfern eines Kriegs zu helfen. So ungefähr, erinnere ich mich, zitiert Ignatieff einen berühmten Vertreter.

Neutralität ist immer erklärungsbedürftig. Sie versteht sich nicht von selbst, weil dem Menschen seine Gedanken und Gefühle dauernd im Weg stehen. Konfrontiert mit Krieg und Unrecht, regt sich unsere Seele, bäumt sich unser Gewissen auf, Partei ergreifend, tobend und verurteilend – umso lauter und schriller, je weiter und ohnmächtiger wir dem Grauen gegenüberstehen. Bei den IKRK-Leuten schien es mir stets umgekehrt: Wer dem Bösen wirklich ins Auge blickt, wer den Abgrund hinuntersteigen, durchs Blut waten muss, strahlt Ruhe aus, hält sich zurück, vermutlich auch deshalb, weil er die Welt, um sie zu einem menschenfreundlicheren Ort zu machen, so nehmen und akzeptieren muss, wie sie ist.

Es ist kein Zufall, dass sich das Schweizer Staatswappen und die IKRK-Flagge zum Verwechseln ähnlich sehen. Und es ist bezeichnend für unsere verrückte, moralismusverseuchte, kriegerische Zeit, dass sich nicht nur die Schweiz, sondern auch das IKRK ausgerechnet in ihrer herausragendsten Qualität, der Neutralität, herausgefordert, ja regelrecht angefeindet sehen. Im Fall des IKRK zeigt sich das anhand konkreter Angriffe auf den Roten-Kreuz-Ableger in der

*Peter Maurers IKRK steht für das stille Heldentum unserer neutralen Schweiz.*

umkämpften Hafenstadt Mariupol unter anderem durch Medien und, wie mir ein Botschafter sagte, durch ukrainische Ultranationalisten. Sie werfen dem IKRK-Chef Peter Maurer einen Handschlag samt Lächeln mit dem russischen Aussenminister Lawrow vor. Die Ukrainer fordern ein nicht mehr neutrales IKRK, das nur noch den Guten, also ihnen, hilft.

Zu Recht wehren sich Maurer und seine Leute gegen diesen irregeleiteten Versuch einer politischen Vereinnahmung durch eine kriegführende Partei. Gut möglich allerdings, dass sich die Uk-

rainer in ihrem Sturmflug gegen das Rote Kreuz auch durch den Schweizer Bundespräsidenten Ignazio Cassis ermutigt fühlen, der die Unüberlegtheit begangen hatte, im Beisein von Amtskollegin Simonetta Sommaruga auf dem Berner Bundesplatz an der Seite «meines Freundes Wolodymyr» Selenskyj für die Sache der Ukraine zu demonstrieren. Ohne diesen nach der vollständigen Übernahme der antirussischen EU-Sanktionen auch symbolhaft bekräftigten Neutralitätsbruch eines Schweizer Staatsoberhauptes wäre das IKRK wohl kaum derart unter Beschuss geraten.

Täuscht der Eindruck, oder sind die ukrainischen Übergriffe auf das Rote Kreuz geeignet, auch einigen Politikern in Bern wieder die Augen zu öffnen, den Blick zu schärfen für den Wert unserer staatlichen Neutralität, den sie unter dem Druck der Gefühle, der Banken und der Amerikaner vergessen hatten? Bei Bundespräsident Cassis sind erfreuliche Symptome der Besinnung zu erkennen. Trotz den extrem verstörenden Bildern aus dem Kiewer Vorort Butscha hatte der Aussenminister die Kraft, Zurückhaltung zu üben und am Grundsatz der Unschuldsumutung auch im Angesicht mutmasslicher Kriegsverbrechen festzuhalten. Cassis hat recht, wenn er sagt, dass es weder Politikern noch Medien zusteht, anhand von Ferndiagnosen Urteile zu fällen, sondern einzig und allein den Richtern an den zu diesem Zweck erfundenen Kriegsverbrechertribunalen nach geregelter Verfahren.

Neutralität ist kein moralisches Gebot des Gewissens, sondern eine institutionelle Errungenschaft unserer Zivilisation. Neutralität, wie sie das IKRK vorlebt, ist, philosophisch gesprochen, der Vorrang der Verantwortungsethik vor der Gesinnungsethik. Nicht die Absichten, die Resultate zählen. Es geht nicht darum, gut und «unbefleckt» zu scheinen, «auf der richtigen Seite» zu stehen, sondern in einer bösen Welt das Gute zu tun, auch wenn man sich die Hände dabei schmutzig macht. Unter dem Eindruck des Ukraine-Kriegs, dauerbedröhnt von Medienpropaganda, ist die Schweizer Politik in die Gesinnungsethik abgerutscht, hat sie die Neutralität verletzt. Wir geben die Hoffnung nicht auf, dass die Schweizer alles, was sie selber ausgerenkt haben, auch wieder einrenken können. Peter Maurers IKRK steht für das stille Heldentum unserer neutralen Schweiz. Möge sich die politische Schweiz an diesem Vorbild wieder aufrichten. Ein kleiner Anfang scheint gemacht. R. K.

Gerne verraten wir Ihnen unsere Zweitmeinung.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie



## Klaus J. Stöhlker über das Wunderland Schweiz, Guy Mettan, Peter Hänseler Schweizer Film-Mafia, Israels Armee

Als Klaus J. Stöhlker vor 50 Jahren in einem vollgepackten VW-Bus beim Grenzposten Basel in die Schweiz einreiste, begrüßte ihn ein vertrauensseliger Zöllner in der neuen Heimat. Seit her habe sich das Land massiv verändert, schreibt Stöhlker in einem grossen Rückblick auf das «Abenteuer meines Lebens». Wo einst Glück herrschte, regiere Stress. Und das Rennen um den Wohlstand werde nur noch härter. Trotz allem findet Stöhlker in seiner «Ballade eines Wunderlands» auch zuversichtliche Worte. **Seite 12**



*Beste Armee der Welt: Israel.*

Wer profitiert vom Krieg in der Ukraine? Zwei namhafte Autoren

kommen in dieser Ausgabe der *Weltwoche* mit guten Argumenten zu unterschiedlichen Schlüssen. Guy Mettan, der frühere Chefredaktor der *Tribune de Genève*, sieht die USA als Profiteurin der Eskalation. Für Anwalt Peter Hänseler liegen alle Vorteile bei Russland. Was Mettan und Hänseler verbindet, ist ein schonungslos realistischer Blick auf die tragischen Vorgänge im Osten Europas. **Seite 20, 36**

Am 15. Mai stimmt das Volk über die sogenannte Lex Netflix ab. Diese Möglichkeit verdanken die Stimmbürger den Jungparteien von GLP, FDP und SVP. Sie ergriffen das Refe-

rendum gegen den Entscheid des Parlaments, dass die Streaming-Dienste und privaten Fernsehsender 4 Prozent ihres in der Schweiz erwirtschafteten Umsatzes der heimischen Filmindustrie abliefern müssen. Für die Branche handelt es sich beim neuen Filmgesetz um die «wichtigste Kulturvorlage seit Gedenken». Kein Wunder, denn der Tropf mit den Geldern, die verteilt werden können, würde auf einen Schlag zwischen 20 und 30 Millionen Franken grösser. Der Abstimmungskampf wird spannend. Auf der einen Seite die bestens vernetzte, mächtige Kinolobby, die alles auf eine Karte setzt und auf der anderen Seite die Jung-

Landes ständig von Neuem zu überdenken und anzupassen. Anders könnte der Staat kaum überleben. Das Militär, das auf motivierte Rekruten zählen kann, hat sich in den vergangenen Jahren zu einer *smart army* entwickelt. Die Armee ist ein Innovationszentrum, die sich pausenlos erneuert und die Hochtechnologie integriert, um den Feinden in der Nachbarschaft stets einen Schritt voraus zu sein. Pierre Heumann wollte von Experten, Offizieren und Strategen wissen: Wie hat es Israel geschafft, eine der wahrscheinlichen besten Armee zu haben? **Seite 51–56**

*Ihre Weltwoche*

politiker, die nicht mehr für ihre Streaming-Abos zahlen und sich schon gar nicht vorschreiben wollen, welche Produktionen aus welchen Ländern sie schauen sollen. Der Kampagne-Spruch der Befürworter: «Ein Ja zum Filmgesetz für mehr Serien, mehr Filme, mehr Schweiz», tönt für viele deshalb ziemlich hohl. **Seite 26**

Israels Armee steht in schnell abwechselnden Folgen immer wieder vor neuen Herausforderungen. Das zwingt die Strategen, die Verteidigungskraft des

### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch), E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch).

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch). **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: [weltwoche@gla-united.com](mailto:weltwoche@gla-united.com)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



## VIP-Angebot: Kreuzfahrt auf der Hurtigruten Fjorde-Seeing mit dem Postschiff

Erleben Sie an Bord der Hurtigruten-Schiffe die Faszination der norwegischen Fjorde entlang der klassischen Postschiff-Route. 2500 Seemeilen (4630 Kilometer) geht es entlang der atemberaubend schönen Küste zu 34 Häfen und über 100 Fjorden. Als Passagier reisen Sie bequem und entspannt auf der traditionsreichen Route, die wir seit 1893 befahren, und tauchen ein in das authentische Leben der Norweger.

Die legendäre Postschiff-Route ist mit keiner anderen vergleichbar – nicht zufällig wird sie vom Reiseführer «Lonely Planet» als die «schönste Seereise der Welt» bezeichnet. Mit Sicherheit gibt es keine bessere Art, um die Magie des hohen Nordens und die Seele Norwegens kennenzulernen.

Auf unserer zwölfwägigen Exkursion werden 34 Häfen jeweils zweimal angelaufen – einmal auf der Fahrt in Richtung Norden und ein zweites Mal in Richtung Süden. Die Hälfte der Seereise verbringen wir in arktischen Breitengraden. Die Landschaft, die wir zwischen 100 Fjorden und 1000 Bergen passieren, ist zu jeder Jahreszeit spektakulär. Während uns im Sommer 24 Stunden Tageslicht mit der Mitternachtssonne erwarten, bestehen im Winter grösste Chancen, das faszinierende Nordlicht zu erleben. Es gibt die Möglichkeit, aus sieben bis neun Wanderungen und einer umfangreichen Liste mit insgesamt über siebzig saisonalen Ausflügen auszuwählen.

Die Seereise beginnt in Bergen, der zweitgrössten Stadt Norwegens und dem Tor zu den Fjorden. Noch am gleichen Tag ankern wir in

Ålesund, das berühmt ist für seine wunderschöne Jugendstil-Architektur. Von hier aus nehmen wir Kurs auf den beeindruckenden Geirangerfjord, der zum Unesco-Weltnaturerbe gehört. Nächste grössere Station ist das im Jahr 997 vom Wikingerkönig Olav Tryggvason gegründete Trondheim.

Im weiteren Verlauf überqueren wir den nördlichen Polarkreis und erreichen Ørnes in der Nähe des zweitgrössten norwegischen Gletschers, des Svartisen. Weiter geht es zum Lofoten-Archipel in Richtung Vestfjord. Ein unvergleichliches Naturspektakel ist es, wenn die Lofotveggen – die sogenannte Lofotenwand – am Horizont auftaucht, ein 1000 Meter hohes Bergmassiv aus Granit und Vulkangestein. Harstad, Finnsnes, Tromsø und Hammerfest sind nur einige der weiteren Stationen. Und in Kirkenes ist der Punkt, wo unser Schiff die Fahrtrichtung wechselt und Kurs zurück in Richtung Süden aufnimmt.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

### Platin-Club-Spezialangebot

#### Exklusives Leserangebot:

Klassische Kreuzfahrt auf der Hurtigruten mit der Reederei Hurtigruten

#### Zeitraum:

1. Juli bis 31. Dezember 2022

#### Reiseleistungen:

- Komplette Seereise Bergen–Kirkenes–Bergen (12 Tage) oder halbe Strecke (7 Tage).
- Kabine nach Wahl
- Vollpension (Frühstück, Mittag- und Abendessen) aus Norway's Coastal Kitchen
- 34 Häfen und über 100 Fjorde
- Besuch von 4 Unesco-Welterbe-Stätten
- Nordlicht im Winter, Mitternachtssonne im Sommer
- Über 70 optionale Ausflüge zur Auswahl
- Fachkundige Betreuung durch die Hurtigruten-Guides
- Vorträge und Präsentationen an Bord

#### Preise:

12 Tage: ab Fr. 2427.–

7 Tage: ab Fr. 1723.–

#### Ermässigung für Weltwoche-Abonnenten:

Bordguthaben: bis Fr. 300.–

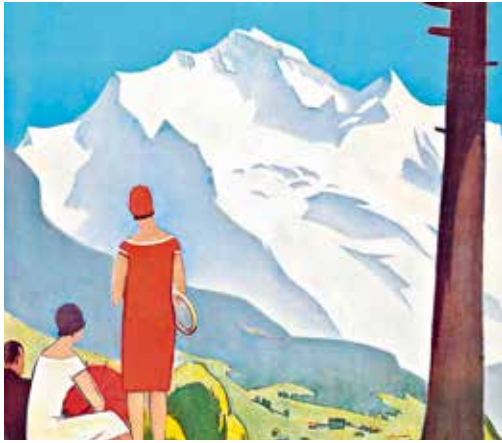
Fluggutschein: Fr. 100.–

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 044 260 22 88 oder per E-Mail an [info@tctt.ch](mailto:info@tctt.ch). Buchbar bis 31. Mai 2022 nach Verfügbarkeit. Kennwort «Platin Club».

#### Veranstalter:

cruiselouge.ch by TCTT GmbH, Zürich  
[www.cruiselounge.ch](http://www.cruiselounge.ch)  
[www.tctt.ch](http://www.tctt.ch)



Wunderland Schweiz: Klaus J. Stoehlker. Seite 12



Mehr Geld: Schweizer Filmszene. Seite 26



Neue Dietrich: Barbara Schönenberger. Seite 25

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung  
Was ist in Butscha geschehen?
- 9 Peter Rothenbühler Lieber Gregory Knie
- 10 Tagebuch René Kaufmann
- 11 Bern Bundeshaus  
Thomas Aeschi: Beliebter Buhmann
- 12 Ballade eines Wunderlands  
Klaus J. Stöhlker über seine Wahlheimat
- 14 Klaus J. Stöhlker Schweizer von A bis Z
- 16 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 Inside Washington
- 18 Mörgeli Selbstverteidiger Glättli
- 18 Fall für Den Haag?  
Alan Dershowitz über Butscha
- 19 Peter Bodenmann Rodewald, Fluri,  
Z'graggen nerven nur noch
- 20 Selenskyj-Manie und das verwüstete  
Image der Schweiz  
Essay von Guy Mettan
- 24 Europapolitik der Gelassenheit  
Neue Gespräche mit der EU
- 25 Wahnsinn, was die alles macht  
Phänomen Barbara Schöneberger
- 26 Schweizer Film-Mafia  
Heimatschutz für noch mehr Geld
- 27 News Scholz macht seine Sache gut
- 28 Drei Gespenster und eine Frau  
Wende im französischen Wahlkampf
- 29 Kurt W. Zimmermann  
Realität und Realitätsverzerrung
- 30 Die Spur führt zu Joe Biden  
Neue Erkenntnisse von Hunters Laptop

- 32 Mein Freund Bruce Willis  
Norbert Körzdörfer erinnert sich
- 33 Thilo Sarrazin Zeitenwende
- 34 Viktor Orbáns Rezept  
Einer, der die Menschen ernst nimmt
- 35 Vertiefung der Gräben  
Das Sprachengesetz der Ukraine
- 36 Endspiel um den Petro-Dollar  
Kopflose Sanktionen gegen Russland
- 38 Der verlässlichste Partner  
Serbiens Aleksandar Vucic
- 39 Anabel Schunke  
Fall für den Verfassungsschutz
- 40 «Er hält Russland für moralisch  
überlegen» Putins Gedankenwelt
- 41 Russland Auch die Ukraine  
hängt am Gasgeschäft
- 42 Aufruhr in der «Wacholder-Stadt»  
Übergriffe auf geistig Behinderte
- 43 Broder Ukrainer, seid nett zu den Russen
- 44 Flucht aus Mariupol Reise von Moskau  
an die ukrainische Grenze
- 46 «Die Menschen haben noch gar  
begriffen, dass sie in Sicherheit sind»  
Interview mit Andrei Agafonow
- 47 Tamara Wernli  
Eine Ohrfeige spaltet die Gemüter
- 48 Leserbriefe
- 49 Nachrufe Peter Achten;  
Oliver Taylor Hawkins
- 50 Beat Gygi Schlafende Hunde  
bei der Nationalbank

## LEADER ISRAELS ARMEE

- 52 Die wohl beste Armee der Welt  
Israels Streitkräfte sichern das Überleben  
in feindlicher Umgebung

- 55 «Unsere Existenz ist sicherer  
geworden»  
Sicherheitsstrategie Chuck Freilich

## LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Humor als Regenmantel  
Heinz Erhardt, der grosse Komödiant
- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Sprache
- 64 Diva zwischen allen Stühlen  
Anna Netrebkos Karriere in Trümmern
- 66 TV-Kritik
- 68 Serie «We Crashed»
- 69 Games «Elden Ring»
- 70 Kunst NFT – die Marketingmaschine
- 71 Pop Charli XCX
- 71 Jazz Bloom Effect

## LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Frauen
- 72 Thiel Metrik
- 72 Häuser «Bethlehem»
- 72 Was macht eigentlich? Erich von Däniken
- 74 Essen / Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten «Neues Schloss»
- 78 Zeitzeichen / Fragen Sie Dania
- 79 Mittagessen mit ... Gabriel Diezi
- 80 Menschen von morgen Estelle Wettstein
- 82 Das indiskrete Interview Xenia Tchoumi

# PASST IN WIRTSCHAFTSKRISEN WIE ANGEKOSSEN.

Schützen Sie Ihr Vermögen vor Inflation und investieren Sie in Edelmetalle.



Als Pionier im Edelmetallgeschäft stehen wir für goldene Zeiten für Ihr Vermögen. Gewichten Sie daher die Anlageklasse Edelmetalle mit mindestens 15 bis 25 Prozent und profitieren Sie von unserer langjährigen Erfahrung. Wir beraten Sie gerne: **online oder persönlich vor Ort.**

# Was geschah in Butscha?

Satellitenbilder und Zeugenaussagen widerlegen die russische Propaganda.

Fast alles deutet darauf hin, dass russische Truppen das Massaker in Butscha verübt haben.

Kurt Pelda

Beim Massaker im bosnischen Srebrenica von 1995 hat es sechs Jahre gedauert bis zum ersten Gerichtsurteil. Ein Uno-Tribunal hielt 2001 in erster Instanz fest, dass bosnische Serben in Srebrenica rund 8000 muslimische Bosnier umgebracht hätten und dass dieses Verbrechen als Völkermord zu qualifizieren sei.

Was im März in der russisch besetzten Kleinstadt Butscha nordwestlich von Kiew geschah, ist eindeutig ein paar Nummern kleiner. Die ukrainische Seite spricht von etwa 300 getöteten Zivilisten. Moskau schiebt die Tat allerdings den Ukrainern in die Schuhe. Diese hätten Kollaborateure erschossen, und zwar nach dem Abzug der russischen Truppen aus Butscha am 31. März.

Genozid ist ein grosses Wort, und um darüber zu diskutieren, ist es noch viel zu früh. Anders als damals in Srebrenica lagen die Leichen in Butscha allerdings auf der Strasse oder in Massengräbern, die noch teilweise offen waren. Man musste also nicht lange nach den Opfern suchen. Die Frage ist nur, wann, wie und durch wen diese Menschen umgekommen sind. Auch wenn die Justiz wahrscheinlich noch lange keine Schuldigen benennen wird, lassen sich doch jetzt schon einige Indizien zusammentragen.

## Wochenalte Massengräber

Viele der Leichen, die ein ukrainischer Kämpfer am 1. April in der Jablonskastrasse am Stadtrand von Butscha filmte, lagen dort schon seit Wochen in exakt derselben Position. Dies beweisen Satellitenbilder, welche die *New York Times* und andere Medien veröffentlichten. Ausserdem berichteten Journalisten, die an Ort und Stelle waren, von fortgeschrittenem Verwesungsgrad. Auch das widerlegt die Theorie, es handle sich um frisch von den Ukrainern ermordete Personen. Zeugen berichteten, dass mindestens eines der inzwischen aufgefundenen Massengräber schon vor Wochen, also noch zum Zeitpunkt der russischen Okkupation, angelegt worden sei.

Die amerikanische Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch schreibt ausserdem, dass russische Soldaten schon am 4. März einen Zivilisten in Butscha exekutiert hätten. Der Bericht trägt den Titel «Offensichtliche Kriegsverbrechen in russisch kontrollierten Gebieten».

*Genozid ist ein grosses Wort, und um darüber zu diskutieren, ist es noch viel zu früh.*

Human Rights Watch ist insofern unverdächtig, als die Organisation in einem anderen Dokument nahelegt, dass ukrainische Soldaten gefangene Russen in der Nähe der ostukrainischen Grossstadt Charkiw in die Beine geschossen hätten. Das wäre ebenfalls ein Kriegsverbrechen.

## Erdrückende Beweislast

Es lässt sich nicht ausschliessen, dass einzelne der Getöteten in Butscha durch Artilleriebeschuss der Ukrainer umkamen. Nun ist eine grossangelegte unabhängige Unter-

suchung nötig, die in jedem Fall Todesursache und Todeszeitpunkt eruiert. Dennoch ist die Beweislast, dass die gefundenen Leichen – zum Teil mit gefesselten Händen – noch aus der Zeit der russischen Okkupation im März stammen, schlicht und einfach erdrückend.

Das russische Verteidigungsministerium behauptet dagegen, dass seine Truppen am 30. März aus Butscha abgezogen seien und die Ukrainer die Leichenbilder erst am 4. April aufgenommen hätten. Das entspricht nicht den Tatsachen, denn ukrainische Kämpfer filmten bereits am 1. April in Butscha. Ausserdem verweist Moskau auf ein Video des ukrainischen Bürgermeisters von Butscha, das am 31. März vor dem Rathaus der Ortschaft aufgenommen wurde. Darin habe Anatolij Fedoruk bestätigt, dass sich niemand mehr vom russischen Militär in der Stadt befinde. Von Einwohnern, die mit gefesselten Händen auf der Strasse erschossen worden seien, habe er nichts erwähnt, zitierte der russische Propagandasender RT das Verteidigungsministerium.

Nun liegt der Fundort der Leichen in der Jablonskastrasse am Stadtrand, in Luftlinie mehr als zwei Kilometer vom Rathaus entfernt. Es ist somit durchaus denkbar, dass Fedoruk zu diesem Zeitpunkt noch nichts von den Getöteten wusste. Die ukrainischen Soldaten erkundeten die Stadt erst einen Tag später, also am 1. April.

## Die Sachen der weissen Armbinden

Einige der Getöteten trugen weisse Stoffetzen um den Arm, wie das als Erkennungszeichen auch viele russische Soldaten in der Ukraine tun. Daraus schloss RT, dass es sich bei diesen Leichen um Menschen handeln müsse, die von den Ukrainern wegen ihrer Armbinden erschossen wurden. Journalisten, die in Butscha mit Einwohnern gesprochen haben, berichten allerdings, dass Zivilisten während der russischen Okkupation gezwungen worden seien, sich weisse Tücher um den Arm zu binden.



„Sieh es doch mal so: Wir wohnen privilegiert am Wasser, wofür die meisten Menschen eine Menge Geld bezahlen würden...“



# Lieber Gregory Knie

Sie haben beschlossen, den Weihnachtzirkus, den Sie mit ihrem Vater Rolf Knie vor zwanzig Jahren gegründet haben, umzubenennen. Er soll nicht mehr «Salto Natale» heissen, sondern nur noch «Salto».

Den Salto rückwärts begründet Ihre PR-Frau so: «Natale» habe nie etwas mit Weihnachten zu tun gehabt. «Natale» stand bei der Namensgebung vor zwanzig Jahren für die Geburt. Das Baby ist jetzt erwachsen geworden, und darum kommt «natale» jetzt weg.» Diesen semantischen Hochseilakt nimmt Ihnen niemand ab. Die geniale Wortfindung Ihres Vaters «Salto Natale» bedeutet sehr wohl «Weihnachtssalto» und nicht «Geburtssalto».

Nun befinden Sie sich – vielleicht ungewollt – in der Gesellschaft all dieser Zeitgenossen, die jenen Kreisen nachgeben, die alles platttreten möchten, was an die christliche Zivilisation und ihre Feiern erinnert. Ich weiss, Sie sind kein poli-



Das Publikum wird weiterhin «Salto Natale» sagen: Zirkus-Produzent Knie.

tischer Mensch und haben vielleicht gar nie so weit gedacht. Aber Sie erwecken leider den Eindruck, einem gewissen Druck nachgegeben zu haben. Das bringt auch die *bireweiche* Erklärung nicht weg: «Hat nie etwas mit Weihnachten zu tun gehabt...» So ein *Chabis*.

Abgesehen davon, dass «Salto» eher dünn tönt, ein bisschen wie Ausverkauf, wechselt

man nicht ohne Not ein erfolgreiches Logo. Irgendetwas muss Sie dazu getrieben haben. Vielleicht wollten Sie markieren, dass Sie aus dem Schatten Ihres grossen Vaters Rolf treten, einen radikalen Neubeginn wagen wollen. Aber dann ist die Namensänderung wohl der unbeholfenste Versuch, dies zu tun. Und: Die Familie Knie ist eigentlich für Kontinuität von Generation zu Generation bekannt.

Geraldine tauft den Circus Knie auch nicht in «Circus Nase» um, nur weil sie jetzt allein Chefin ist. Wie dem auch sei: Das Publikum wird weiterhin «Salto Natale» sagen. Und bis zur nächsten Weihnacht geht's noch lange. Bis dahin können Sie den Fehler noch still und leise rückgängig machen.

Mit freundlichen Grüssen  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

René Kaufmann



Seit gut 34 Jahren ist es für mich normal, jeweils 360 Tage im Einsatz zu sein. Mindestens zwölf Stunden am Tag zu planen, zu organisieren, mein Team zu führen, einzukaufen, zu kochen und unsere Gäste zu umsorgen. Stets den Weitblick und die Übersicht zu behalten. Bei einem gemischten Betrieb wie dem «Rössli» Illnau eine schöne, aber zusätzliche latente Herausforderung.

Denn wir sind ja nicht nur Restaurant, sondern auch Hotel und – ganz besonders – ein beliebter Veranstaltungsort. Vom vertraulichen Tête-à-Tête bis zur rauschenden Hochzeit, vom Vereinstreffen über den Kongress bis zur Theateraufführung mit Aufzeichnung durch das Schweizer Fernsehen.

Was bedeutet es eigentlich, sein Leben der mit Freude gelebten Gastronomie zu verschreiben? Welche Massstäbe lege ich an mich selbst, wie gehe ich mit den Ansprüchen von aussen um? Oder mit anderen Worten: Was definiert den Begriff normal in einem Alltag wie meinem?

Wobei schon hier ein erster Zwischenhalt geboten ist: Mein Alltag ist natürlich unser Alltag, denn ohne die Unterstützung meiner Frau wäre die erforderliche Leistung keine gefühlte Minute lang möglich. Ohne mein Team keinen halben Tag.

Aber zurück zu den Fragestellungen. In der Küche gilt es, Leitlinien zur regionalen Ausrichtung festzulegen und einzuhalten, die Qualität auf hohem Niveau sicherzustellen. Und immer wieder zu experimentieren, sich inspirieren zu lassen, um auch langjährige Gäste aufs Neue zu überraschen und zu erfreuen.

Um all dies zu bewältigen, braucht es ein gut eingespieltes, hochmotiviertes und

bestens ausgebildetes Team. Gerade die Ausbildung liegt mir dabei sehr am Herzen. Der sorgfältige Aufbau und die Begleitung junger Berufsleute ist nicht nur deshalb wichtig, dass die Gastronomie mit fähigen Fachkräften versorgt wird. Im Kern geht es mir darum, jungen Menschen mögliche Wege in ein erfülltes Berufsleben, in ein zufriedenes Leben überhaupt aufzuzeigen.

An mir selbst lernte ich in all den Jahren, dass der Sprung vom Beruf zur Berufung der Grundstein für langfristigen Antrieb und hohe Leistungen ist. Es ist auch der Sprung jenes Funkens, der die Freude an der Gastfreundschaft weckt. Das ist es, was ich nachfolgenden Generationen weitergeben will.

Natürlich gibt es auch Hindernisse. Sie gilt es gemeinsam zu erkennen und zu bewältigen. An ihnen wachsen wir, und so manches Mal hat sich gerade eine verzwickte Sache im Nachhinein als Lehrstück erwiesen oder zu Verbesserungen geführt.

Ein Hindernis besonderer Grösse war die Pandemie. Beim verordneten, streckenweise totalen Stillstand folgte auf den Schreck eine für mich bisher unbekannte Zeit der Ruhe. Was war zu tun? Einige Kollegen stellten ihren Betrieb auf die Heimlieferung von Fastfood um, doch was sollte dem nachfolgen: Fastest Food? Offene Küchen zum Selberkochen?

Als Gastronom bin ich flexibel, doch in meinem Innersten regte sich Widerstand. Mein Verständnis von uralter, unersetzlicher Kultur der Gastfreundschaft wollte ich nicht preisgeben. Und die unfreiwillig gewonnene Zeit bot Platz für neue Überlegungen, zur Orientierung mit Bedacht. Was nicht ruhte, waren allerdings meine zahlreichen ehrenamtlichen und

Verbandstätigkeiten. Teilweise zwang die flächendeckende Krise zu mehr Aufwand, als wir es jemals zuvor gekannt hatten. Gleichzeitig mit den Gedanken über den Fortbestand der – aus meiner Sicht – schönsten Branche der Welt tauchten solche zu meiner persönlichen Zukunft auf ... – könnte der Begriff «normal» dank der Pandemie tatsächlich ganz Neues enthalten?

Die Diskussionen erfolgten im engsten familiären Rahmen, hauptsächlich mit meiner Frau Vreni. Sie erreicht in diesem Jahr ihr sehr wohlverdientes Pensionsalter, und wir merkten, dass über unser geliebtes «Rössli» Illnau hinaus noch viele weitere, ebenfalls spannende Abenteuer warten.

Unter anderem möchten wir wie in unseren jüngeren Jahren ausgiebig die Welt bereisen. Nahe und ferne Kulturen kennenlernen und die Gastfreundschaft erkunden, die uns Menschen, egal, welcher Herkunft, einander nahebringt. Ausprobieren, wie ein Leben ohne nahtlos aneinandergereihte Verpflichtungen sich anfühlt, und das nicht nur 360, sondern 365 Tage im Jahr. Vielleicht wieder einmal eine Arbeit oder Aufgabe anpacken, die wir erst erlernen müssen.

Ich selbst will meine Erfahrung, meine unstillbare Freude an den gastronomischen Werten zur Förderung junger Menschen auch weiterhin teilen. Und in irgendeiner Funktion werde ich immer ein Botschafter der Gastfreundschaft bleiben. Wenn wir das «Rössli» Illnau Ende Juli verlassen, wird das unser neues, schönes «Normal» sein.

René Kaufmann ist seit sechzehn Jahren Pächter des Restaurants und Hotels «Rössli» in Illnau.

# Beliebter Buhmann

Seit die Volkspartei die «Arena» boykottiert, rasseln die Einschaltquoten in den Keller. Gut möglich, dass der SVP-Fraktionschef als Gewinner aus der Affäre hervorgehen wird.

SVP-Fraktionschef Thomas Aeschi hat in der Frühlingsession des Parlaments während der Debatte zur Ukraine die Frage aufgeworfen, ob man kontrolliere, wer alles unter dem Titel «Kriegsvertriebene» in die Schweiz flüchte. Dabei liess er den Satz fallen: «Es darf nicht sein, dass Nigerianer oder Iraker mit ukrainischen Pässen plötzlich achtzehnjährige Ukrainerinnen vergewaltigen.» Seine Aussage wirkte etwas schräg, weil er vergass, zu erwähnen, dass er sich auf einen konkreten Fall bezog. Aeschi ging wohl davon aus, dass alle wussten, worauf er damit anspielte. Im Parlament reagierte niemand.

Erst als die Grünen den Satz Tage später in den Medien zum grossen Rassismusfall hochstilisierten, gingen die Wogen hoch. Sie demonstrierten ihre inszenierte Entrüstung mit einem Boykott der SRF-«Arena» zum Krieg in der Ukraine, weil die Fernsehmacher dort auch die Aussage von Aeschi diskutieren wollten. Dann fühlte sich Moderator Sandro Brotz auch noch bemüsst, Aeschi öffentlich zu deckeln. Nun ist es die SVP, welche die «Arena» seither boykottiert. Auftreten will man erst wieder nach einer Aussprache mit der SRG-Spitze.

## «Zielstrebiges Bürschchen»

Laut Aeschi ist ein solches Treffen für den 14. April geplant. Der Zuger Politiker hat aber längst andere im Visier, nämlich die Eidgenössische Kommission gegen Rassismus. Diese hatte gegenüber dem Schweizer Fernsehen in einer Einschätzung Aeschis Aussage als «rassistisch» bezeichnet. Nun steht die Frage im Raum, ob dieses Gremium eine derart abschliessende und verurteilende Meinung veröffentlichen durfte – und erst noch ohne Rücksprache mit anderen Mitgliedern der Kommission und auch ohne Anhörung des Betroffenen selber.

Thomas Aeschi, 43-jährig, Fraktionschef der SVP, ist wieder einmal der Buhmann der SP und der Grünen. Diese Rolle kennt er bestens. Als ihn seine Partei 2015, nach bloss vier Jahren im Nationalrat, nebst dem welschen Guy Parmelin und dem Tessiner Norman Gobbi als Bundes-



*Tadellose Arbeit:* SVP-Nationalrat Aeschi.

ratskandidaten ins Rennen schickte, war er in Bern noch ein fast unbeschriebenes Blatt. Weil man ihm aber eine Nähe zu alt Bundesrat Christoph Blocher nachsagte, verteilte ihn die SP von Anfang an. Die Losung der Genossen bei der Nachfolgewahl für Eveline Widmer-Schlumpf

## Die Geschichte um seine Aussage zu Nigerianern und Irakern hat vor allem der SRF-«Arena» geschadet.

lautete: Thomas Aeschi muss partout verhindert werden. Dafür betitelten ihn SP-Vertreter anonym in der Zeitung *Schweiz am Sonntag* als «Hans-Rudolf Merz im Quadrat», was auch immer das heissen sollte. Die linke *Wochenzeitung* beschrieb Thomas Aeschi als Karrieristen und «zielstrebiges Bürschchen». Aeschi schaffte es trotzdem in den dritten Wahlgang, unterlag jedoch am Schluss dem Waadtländer Parteikollegen Guy Parmelin.

Ob er heute insgeheim noch Ambitionen für den Bundesrat hat, weiss man nicht genau. Wenn man den Zuger fragt, sagt er: «Es gibt

keine Vakanzen. Unsere Bundesräte Ueli Maurer und Guy Parmelin leisten hervorragende Arbeit. Ich hoffe, dass sie bei den Erneuerungswahlen 2023 wieder antreten.» Parteiintern ist er seit 2015 die Karriereleiter hochgestiegen. Seit April 2016 amtet er als Vizepräsident der SVP Schweiz und seit 2015 als Kantonalpräsident der SVP Zug. Als der langjährige SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz 2018 seine Funktion abgab, rückte Thomas Aeschi als sein Nachfolger nach.

## Vier Wochen als Knecht im Oberland

Aeschi ist kein Haudegen wie Amstutz, der Bundesrätinnen am Fernsehen abkanzelte. Sein smartes Auftreten, sein Harvard-Diplom, seine Studienjahre im Ausland, seine berufliche Laufbahn bei Pricewaterhouse Coopers stehen für einen neuen Typus von SVP-Politiker.

Es ist schwer zu glauben, dass er als Bub einmal Bauer werden wollte. Aber vielleicht streicht er das deshalb hervor, weil er weiss, dass ihm die Bodenständigkeit abgeht. Es gibt eine Anekdote, die man sich bei der SVP erzählt: Sein Freund Thomas Matter habe ihm empfohlen, einen Sommer lang auf einer Alp zu arbeiten. Tatsächlich verbrachte der SVP-Fraktionschef im Sommer 2016 vier Wochen als Knecht oberhalb von Sigriswil im Berner Oberland, auf Vermittlung seines Vorgängers Adrian Amstutz.

Aeschi ist zwar immer noch nicht so volksnah wie ein Ueli Maurer, er hat aber andere Qualitäten. Er gilt bei seinen Kollegen als extrem gut vernetzt in der Verwaltung. Seine grosse Arbeit als Fraktionschef sei tadellos, seine Sessionsrückblicke gelten als perfekt. Aeschi hat die Themen im Griff und bleibt an ihnen dran. Hartnäckig fragt er zum Beispiel immer wieder nach, wie viele verurteilte ausländische Straftäter ausgeschafft worden seien, wie es die Ausschaffungsinitiative verlangt.

Die Geschichte um seine Aussage zu Nigerianern und Irakern hat bisher vor allem der SRF-«Arena» geschadet. Seit die SVP die Sendung boykottiert, sind die Zuschauerzahlen im Keller. Gut möglich, dass der SVP-Fraktionschef als Gewinner aus der Affäre hervorgehen wird.

# Ballade eines Wunderlands

Seit fünfzig Jahren lebe ich in der Schweiz. Wo einst Glück herrschte, regiert nun Stress. Jetzt wird das Rennen um den Wohlstand noch härter.

Klaus J. Stöhlker

Wer das wahre Abenteuer sucht, echte Überlebensübungen, die das Blut im Leib erstarren lassen, wer zum Beispiel vor dem Betreten eines Restaurants die Angst vor der Rechnung spüren will, der mache jetzt eine Reise durch die Schweiz, sofern er sich das leisten kann.

Die Schweiz braucht keine Grenzzäune, es sei denn, sie wolle sich vor Covid-Erkrankten schützen, die aus dem benachbarten Schwabenland unbefugt eindringen wollen. Sie braucht keine Bürgerwehren wie in Frankreich oder Deutschland, denn wer sich öffentlich ungebührlich benimmt, wird durch viele Fenster beobachtet. In der Schweiz ist es still geworden, wenn nicht gelegentlich Horden bunter Treichler durch die Strassen ziehen.

Diese von mir beschriebene Schweiz ist nur eine von vielen. Denn die Schweiz war schon immer ein Multiversum. Jeder konnte, wenn er es wollte und bezahlen konnte, innert Minuten oder weniger Stunden in Welten eintauchen, die alle auf der Plattform Schweiz zu finden sind, aber eine Vielfalt darstellen, die an ein lebendiges Korallenriff erinnert.

## Abenteuer meines Lebens

Als ich vor fünfzig Jahren über den Grenzposten Basel in die Schweiz einreiste, geschah dies in einem jener alten VW-Busse («Bulli»), die später legendär wurden, eingeklemmt zwischen Möbeln, vorn neben dem Fahrer meine Frau mit dem ältesten Sohn auf den Knien, noch ganz ohne Gurte, aber sicher und fröhlich. Auf die Frage des Grenzbeamten, was sie zu verzollen habe, antwortete sie: «Alte Möbel.»

Dort, zwischen den Möbeln, sass ich auf einem Stuhl, die Arme ausgebreitet und eingeklemmt, etwa wie Jesus am Kreuz. Aus einem kleinen Fenster sah ich die grüne, zwischen Basel und Zürich nur wenig überbaute Schweiz an mir vorbeiziehen. Vor mir lag das Abenteuer meines Lebens.

So vertrauensselig wie der Zöllner, der mich über die Grenze liess, war auch das Land, das mich erwartete. Es war undenkbar, ein Auto abschliessen zu müssen. Wer sollte sich schon

daran zu schaffen machen? Das galt auch für die Wohnungstür, die man überall offen liess. Niemand, ausser engen Freunden und Verwandten, wäre auf den Gedanken gekommen, eine fremde Wohnung zu betreten.

Morde waren unbekannt. Vielleicht zwei im Jahr schafften es in die Medien. Die Schweiz lebte im goldenen Traum der immerwährenden Sicherheit. Das war vor fünfzig Jahren die Platt-

*So vertrauensselig wie der Zöllner, der mich über die Grenze liess, war auch das Land, das mich erwartete.*

form der alten Schweiz, wo noch die Männer herrschten, die ihre Familien in den Sonntagsgottesdienst führten.

Mindestens war es so in den noch ländlichen Agglomerationen. Das Schweizer Radio war Kult, das Schweizer Fernsehen mit seinen meist grauhaarigen Moderatoren genoss höchsten Respekt. Die *Neue Zürcher Zeitung* war noch ein dickes Blatt von Weltrang. Nur der *Tagi* hatte sich zum Unruhestifter linker Prägung entwickelt und brachte neue Moden, wie es Studentenaufstände im Ausland waren, in der Schweiz an die Oberfläche.



Lovestory

Die Schweizer Wirtschaft lebte seit zwanzig Jahren von einer Hochkonjunktur zur nächsten. «Wir haben die weltbesten Top-Manager», jubelte Egon P. S. Zehnder, der bedeutendste Headhunter der Schweiz, der sich Executive Searcher nannte und mit dem Volk der profanen Kopfkopfer nicht verwechselt werden wollte.

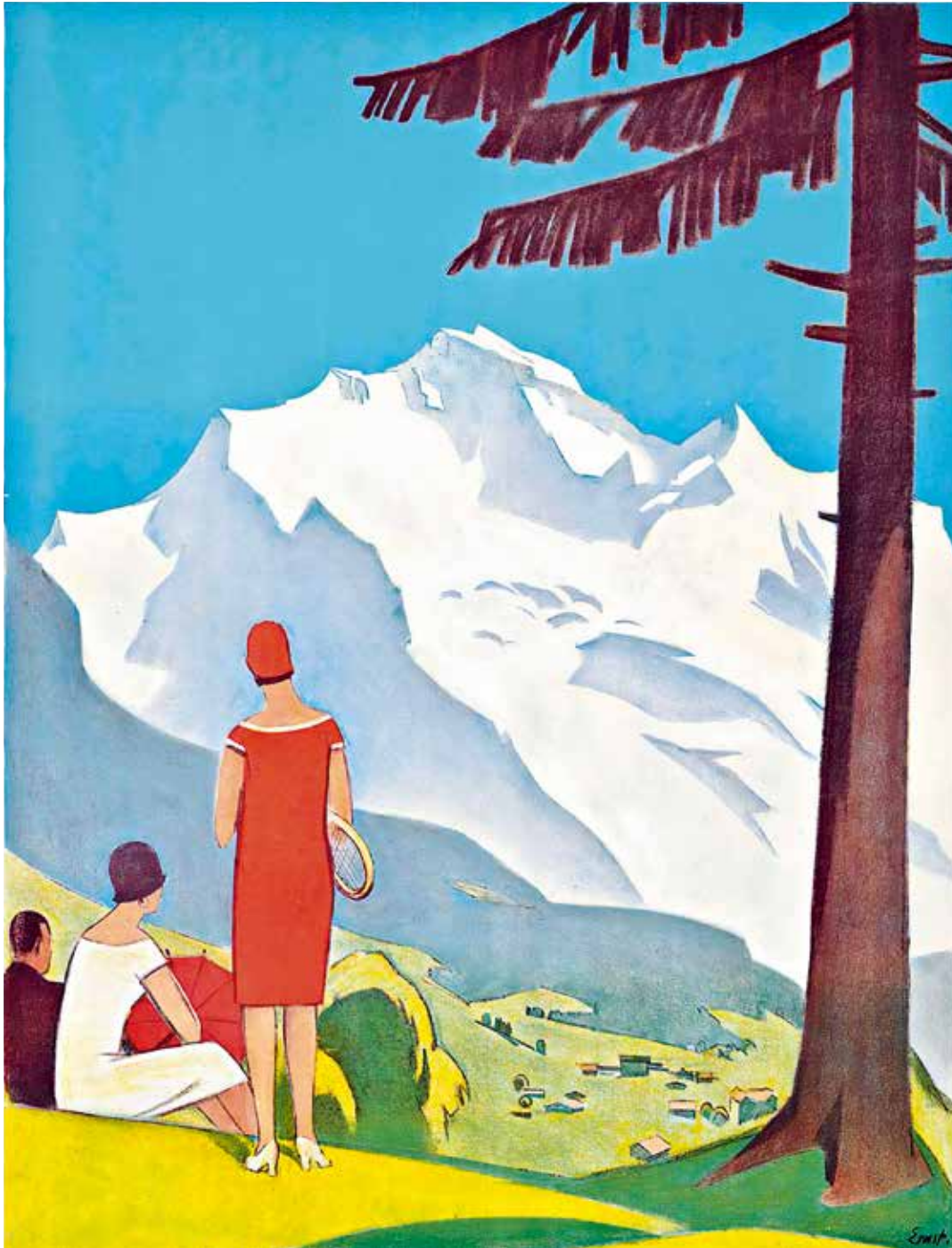
## Alle waren Sieger

Seine besten Mitarbeiter holte er meist von McKinsey, einem damals auch in der Schweiz aufblühenden US-Beratungsunternehmen, im freundlichen gegenseitigen Einverständnis. Egon Zehnder, Quincy Hunsicker und die Spitzen der seinerzeit hochangesehenen Schweizer Gross- und Privatbankiers bauten die Swiss-American Chamber of Commerce zusammen mit den Industriellen, von denen es viele erfolgreiche gab, zur Kraftkammer der Schweizer Wirtschaft aus. Think-Tanks brauchte es damals noch nicht, weil die Unternehmer und ihre Spitzenberater noch selbst dachten.

In aller Stille, aber im vollen Triumph der sich abzeichnenden Erfolge eroberte die Globalisierung die Schweiz. In Bern hiess der Steuermann dieser Entwicklung Franz Blankart, Staatssekretär und Freund des Balletts. Gerne dozierte er mit unglaublicher Eleganz: «Wir haben für die Swissair die Landrechte in Dallas erhalten. Dafür mussten wir Hollywood die Türen zu unseren Filmpalästen öffnen.»

Alle waren Sieger: die Swissair, wo man in der Business-Class noch mit Porzellantellern und -tassen verwöhnt wurde, und die Amerikaner mit Hollywood-Filmen aus ihrer besten Zeit. Nie war die Freundschaft zwischen den USA und der Schweiz enger.

Die erste und die zweite Erdölkrise, heute weithin vergessene Ereignisse, die eher frühe Zeichen kommender Katastrophen waren, gingen rasch vorüber. Die Grossbanken wuchsen immer prächtiger, der Schweizer Nestlé-Konzern wurde von einem Alemannen, Helmut Maucher, gerettet. Die Schweiz wurde globalisiert: Aus Sprecher + Schuh wurde Rockwell, aus der Winterthur Versicherung Axa.



Das Multiversum nimmt neue Farben an.

Ich war mittlerweile Vater von zwei Söhnen, und mir gelang der Umstieg aus der Schweizer Wirtschaft in die neu sich aufbauende A-Schweiz der globalen Konzerne. Wie ein Sturm fegten die meist dreissigjährigen Manager des finnischen Nokia-Konzerns über den europäischen Kontinent bis in die Schweiz.

### Godfather Bremi

Ich erinnere mich gut, als wir in Ecublens bei Lausanne die Maillefer SA übernahmen. Vor der grossen Bühne standen links die meist siebzehnjährigen Schweizer Eigentümer mit ihren nicht viel jüngeren einheimischen Führungskräften, rechts die halb so alten Finnen, die ihren Siegeszug um die Welt angetreten hat-

ten. Nokia wurde zwanzig Jahre später vom Silicon Valley in die Erde gestampft. Als ich den letzten Maillefer fragte, was er nun mit den vielen Millionen tue, die er mit dem Verkauf seiner Traditionsfirma erzielt hatte, sagte er: «Ich kaufe mir ein neues, grosses Segelboot, ein finnisches.»

Jahr um Jahr, so beobachtete ich, geriet die Plattform Schweiz, die eigentliche Schweiz aus alten Tagen, mehr unter Stress. Vordergründig lief alles perfekt: bessere Arbeitsplätze, wachsende Einkommen, mehr Steuern für Gemeinden, Kantone und den Bund. Aber aus den einst fünf Grossbanken wurden bald noch zwei. Migros und Coop expandierten um die Wette und lösten ein bis heute anhaltendes

*Lädelisten* aus. Aus Deutschland sind Aldi und Lidl eingedrungen. Sie beliefern jenes Schweizer Volk mit billiger Ware, das im Wettbewerb um die besseren Saläre nicht mithalten kann. Ganz wie einst die Migros.

Ich habe die grosse alte Schweiz mit ihrem festen Traditionsbewusstsein noch voll erlebt. «Wir machen alles neun Monate später als die Ausländer», verkündeten CVP- und FDP-Politiker in dunklen Anzügen, «aber wir machen es auch besser.» Der Prototyp jener Zeit war der Zolliker Ueli Bremi, *godfather* des alten Freisinns, mein politischer Ziehvater, dessen Wort genügte, um mich in seinem Zollikon, dem Vatikan des Freisinns, innert fünf Minuten einzubürgern.

### Juristen-Sekte Freisinn

Dort erlebte ich auch den Niedergang des Freisinns hautnah. Die Volkspartei wurde zur Juristen-Sekte. Selbstdarsteller wie der Urner Franz Steinegger brauchten nur zehn Jahre an der Parteispitze, um die Gründerpartei der modernen Schweiz zu ruinieren.

Zuletzt wollte er mit der Schwyzerin Petra Gössi, einer weithin unbekanntenen Provinzgrösse, das Blatt wenden, was gründlich schiefging. Es war aber der Star-Innenpolitiker der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Christoph Blocher, der die FDP in bester Schwingermanier in den Boden rammte. Er baute die neue SVP auf, zusammen mit Ueli Maurer, der lange Zeit unterschätzt wurde.

Wer Angst hatte vor der globalisierten Zukunft, warf sich in die Arme Christoph Blochers. Wer an die aufsteigende Weltwirtschaft und notwendige Globalisierung glaubte, verlor bald jede politische Heimat.

Ich schrieb für die SVP ein 300-seitiges Wahlkampfbuch, weil das FDP-Generalsekretariat mir dies erlaubt hatte. Dazu

verzichtete ich auf die Sommerferien. Gleichzeitig wurde, wer erfolgreich sein wollte, globalisiert. Die Soros-Leute holten mich für den Juschtschenko-Wahlkampf in die Ukraine. Die Schaltstelle war Wien, von wo aus der amerikanisierte Ungar Soros uns ans Werk gehen liess. Osteuropa sollte verwestlicht werden, ganz wie einige Jahre später Nordafrika und der Nahe Osten.

Für die meisten Schweizer wurde das Leben immer schwieriger. Wer nicht global dachte, dem blieb nur das Nationale. Heute wissen wir es: Neue Arbeitsmodelle – keine Festanstellungen mehr, sondern nur noch Zeitverträge – und vorzeitige Pensionierungen liessen grosse Teile des Schweizer Volkes sozial abrutschen.

>>>

## KLAUS J. STÖHLKER Schweizer von A bis Z

Als Klaus J. Stöhlker in der Schweiz eingebürgert wurde, dauerte das keine fünf Minuten. «Herr Stöhlker, wir können uns das Prozedere sparen», sagte der Beamte im Gemeindehaus in Zollikon, «Sie kennen die Schweiz sowieso viel besser als ich.» Das war Mitte der achtziger Jahre. Seitdem ist Klaus J. Stöhlker der vermutlich schweizerischste Schweizer, der nicht als Schweizer geboren wurde.

Man könnte auch sagen, das Verhältnis von Stöhlker zur Schweiz sei etwas obsessiv. Die vielen Bücher, die er schrieb, tragen Titel wie «Bedrohte Schweiz – wohin?» oder «Föhnsturm über der Schweiz» oder «Schweiz im Blindflug» oder «Die Schweiz im Herbst». Sie handeln von den vielfältigen Bedrohungen, der Stöhlkers helvetische Heimat ausgesetzt ist.

### Neuer Stil

Sein bekanntestes Buch allerdings war seine «Wahlkampf-Fibel von A bis Z» von 1997. Darin beschreibt er detailliert, wie man im politischen Alltag richtig schwindelt, richtig manipuliert, richtig vertuscht und richtig übertreibt. Die Berufsvereinigung der Public-Relations-Branche schmiss ihn deswegen naserümpfend aus dem Verband. Bis heute rühmt sich Stöhlker, der nachfolgende Aufstieg der SVP erkläre sich dadurch, dass Blochers Partei seine Fibel intensiver als ihre politische Konkurrenz studiert habe.

Ich kenne Stöhlker seit den achtziger Jahren. Wer damals bei einem grösseren Blatt in der Wirtschafts- oder Chefredaktion sass, der machte ziemlich schnell seine nähere Bekanntschaft, ob er nun wollte oder nicht.

Stöhlker gründete 1982 in Zollikon seine eigene Kommunikationsagentur. Zwölf Jahre vorher war er, zuvor Journalist beim Südwestfunk in Baden-Baden, aus Deutschland eingewandert, weil seine Frau, eine Oberwalliserin, in die Schweiz zurückwollte. Bei der damals führenden PR-Agentur Farner, genannt die Farnerei, stieg er ins Metier der Öffentlichkeitsarbeit und Unternehmensberatung ein.

Mit seiner eigenen Firma führte Stöhlker dann einen neuen Stil in die hierzulande ziemlich träge PR-Branche ein. Es war der amerikanische Stil, mit der Tür direkt und unverschämt ins Haus zu fallen.

Stöhlker rief also einen Journalisten an und kam gleich auf den Punkt. «Ich habe eine fantastische Story für Sie», sagte er,



«Fantastische Story»: Berater Stöhlker.

«der Mann heisst Tito Tettamanti. Über den müssen Sie unbedingt schreiben.»

Manchmal hiess sein Kunde Tito Tettamanti, dann hiess er Ulrich Bremi, Peter Wuffli, Rainer E. Gut, Kaspar Villiger, Sepp Blatter, Lukas Mühlemann, Branco Weiss und Max Amstutz. Es war die Crème aus Wirtschaft und Politik. Und manchmal gab es auch eine Frau in seinem PR-Portfolio, zum Beispiel Elisabeth Kopp.

Wenn man den vollmundigen Stöhlker dann fragte, was an seinen Tettamantis oder Bremis oder Guts denn so fantastisch sei, dann sagte Stöhlker: «Das erzähle ich Ihnen bei einem Lunch. Ich habe da ein paar exklusive Informationen für Sie.» Natürlich ging man hin. Wenn man dann trotzdem nicht anbiss, war Stöhlkers nächster Versuch nur eine Frage der Zeit.

### Faible für Doppeltalente

Am liebsten präsentierte Stöhlker seine Kunden als interdisziplinäre Figuren, die sowohl in unternehmerischen wie politischen Fragen etwas zu sagen hatten. Reine Erfolgsgeschichten aus der Unternehmenswelt, untermauert mit Umsatz- und Gewinnzahlen, waren nicht seine Spezialität. Besonders in Form war er jeweils, wenn er seine Klienten – von Tettamanti bis Wuffli und Villiger – als Doppeltalente vermarkten konnte, die sowohl den wirtschaftlichen wie den gesellschaftlichen Wandel mitgestalteten.

Selber ist er bis heute genauso gestriekt. Auch er ist ein Doppeltalent, der sein Land ökonomisch wie politisch in der Tiefe versteht. Er hat Hunderte von Artikeln und Kolumnen geschrieben, die nur ein Thema haben: die Schweiz.

Nur eines ist Stöhlker nie gelungen. Der Schweizer Dialekt rollt ihm bis heute nicht so richtig von der Zunge. Man sieht ihm das Mundartmanko gerne nach. Denn sonst ist er ein Vorzeigeschweizer.

Kurt W. Zimmermann

Daraus entstand die B-Schweiz der Kleinunternehmer und einfachen Lohnabhängigen. Nicht allen gelang es wie den Bauern, in das soziale Netz des Staates zu schlüpfen. Als Gärtner der Nation pflegen sie seit Jahrzehnten das Landschaftsbild, das bei den Touristen aus aller Welt Entzücken auslöst.

Jetzt haben, nicht nur in den Städten, die Linken, die Grünen und die Halbgrünen das Kommando übernommen. Sie rekrutieren sich aus den Kindern der alten Freisinnigen und Hunderttausenden von Beamten und staatlichen Angestellten im ganzen Land. Echte Leistung, stelle ich fest, ist in diesen Kreisen immer weniger gefragt.

Vielmehr geht es darum, als übertrieben empfundenen Wohlstand, hohe Saläre und grosse Erbschaften zugunsten von Minderheiten neu aufzuteilen. Konzerne, die unsere Kantone reich gemacht haben, werden als Übeltäter gebrandmarkt.

### Noch ist Geld im Überfluss vorhanden

Das Multiversum der Schweiz nimmt neue Farben an, spricht mit neuen Tönen. Die Gemeindestrukturen lösen sich auf, die Kantone greifen immer stärker in die Gemeindeführungen hinein, die ihren Aufgaben oft nicht mehr gewachsen sind.

Gleichzeitig unterwerfen sich die Kantone dem Diktat des Bundes, mindestens in Krisenzeiten. Wer in die Zukunft blicken kann, sieht

*Jetzt haben, nicht nur in den Städten, die Linken, die Grünen und Halbgrünen das Kommando übernommen.*

mehr davon kommen. Das Rennen um das Geld wird immer härter. Die Zahl der jungen Schweizer nimmt ab. Die Zahl der Ausländer mit ihren Kindern nimmt rasch zu.

Ich hoffe, dass daraus etwas Gutes und Erfolgreiches entsteht. Noch ist Geld für viele im Überfluss vorhanden, aber es wird jedes Jahr weniger. Kaum ein Politiker legt sich darüber Rechenschaft ab. Aus meiner glücklichen Schweiz vor fünfzig Jahren ist eine stark gestresste Schweiz geworden, wo die Menschen ohne Pharmaka und Drogen dem Wettbewerbsdruck zu oft nicht mehr standhalten können. Psychiater und Psychologen haben boomende Praxen.

In der Pandemie wurde die Gesellschaft künstlich verlangsamt. Aber ich weiss, dass die Welt draussen immer schneller wird. Wir müssen weg von der Bremse.

Zweimal in fünfzig Jahren sah ich die wirtschaftlich-politisch-sozialen Gleichgewichte im Land kippen. Jetzt braucht es die dritte Wende.

Klaus J. Stöhlker, 81, gebürtiger Deutscher, ist der Doyen der Schweizer Unternehmensberater. Er lebt in Zollikon bei Zürich.



# DIE WELTWOCHEN

Neue App, neue Website.  
Jetzt testen.

Steigen Sie ein, fliegen Sie mit!

# Auf der Suche nach der unerlaubten Zeit

Warum, frage ich mich, kann die Schweiz das nicht: dem Leben mehr Raum geben?



*Kultur des eleganten Tagediebstahls.*

Ich war gerade wieder einmal dabei, meine Versuche als Möchtegernschriftsteller ein für alle Mal bleibenzulassen, um so vielleicht eine unbedarfte Leichtigkeit in meine Existenz fließen zu lassen, da klingelte das Handy, mein Kumpel Spirgi war dran. Spirgi, gross, lockig, klug, Sozialist, rauschaffin, widerstandsfähige Leber. Hör mal, brummte er, du weisst, wie es ist, 95 Prozent von dem, was du schreibst, ist ja nicht so toll. Nüchtern betrachtet, Spirgi, steht es wohl 70 zu 30, was gar keine so schlechte Quote ist. Haha, ich ruf an wegen eines dieser Fünf-Prozent-Artikel, es ging um ein Hotel in Mallorca, «Punta Negra» hiess es, und du hast geschrieben, man müsse unbedingt das Zimmer mit der Nummer soundso buchen. Welches Zimmer war das, Bahnertth?

Es war ein grossartiges Zimmer, die Nummer 311, traumhafte Terrasse, ein paar durchlässige Pinien, zwischen denen sich das Meer hindurchdrängte, Meeresrauschen bei offener Balkontür, Sonnenuntergänge, die das Meer vergoldeten, Sonnenaufgänge, die es versilberten. Jeden Morgen um sieben sass ich im Bademantel auf der Terrasse, trank Espresso, rauchte, sass da, erlöst vom Diktum der Zeit, und streifte ein wenig die Ewigkeit.

Damals war mehr noch als heute «Zeit» mein Thema, wahrscheinlich, weil ich in einer unaufgeregten Midlife-Crisis steckte. Ich bin ein grosser, wenn auch kein grossartiger Zeitverschwender, ich war es schon immer, es

ist gleichzeitig die Blüte und die Fäulnis meines Seins. Ich bin ein talentierter Amateur, was das Totschlagen der Zeit anbelangt, aber während ich das tue, schleicht sich irgendwann ein schlechtes Gewissen in die zeitentkoppelte Befindlichkeit, was ich meiner protestantischen Erziehung zuschreibe und der Sozialisation in der Schweiz.

Ich war nie auf der Suche nach Zeit, sondern jagte immer nur von einem zum andern Ort in der Hoffnung, eine gute Zeit zu finden. Je näher ich dem Äquator kam oder dem 66. Breitengrad, so als Faustregel, desto mehr Zonen und Menschen traf ich, die die Zeit loslassen konnten und sie so gewannen. Und dann wurde mir, wie auf dem Balkon von Zimmer 311, jeweils klar, welcher unrühmlichen Umgang die Schweiz mit ihrer Zeit pflegt.

Die Schweiz, dachte ich dann, ist ein dummes Land, weil es so elementare Daseinsformen wie Musse und Müssiggang mit Arbeitsscheue und Asozialität gleichsetzt, ein Land voller Stempeluhrleben, das malocht von morgens um sieben bis abends um fünf, im Grunde aber stets endlos, aus Sorge wohl, seinen Reichtum zu verlieren, wenn es nicht funktioniert wie ein Fliessband. Die Schweiz, das finde ich auch heute noch, ist ein Land, dessen Lebenszeit nicht mehr tickt.

Ein Land auch, das Angst hat vor dem Leben und dieses deshalb unterdrückt und irrwitzig

taktet, das allem gegenüber, was nicht in sein Muster passt, mit Misstrauen begegnet, das abends so müde ist, dass die Energie nur noch für das Drücken der Fernbedienung ausreicht, und dann schläft die Schweiz ein vor den vier-eckigen Bildern der Welt und steht wieder auf, früh, um weiterzumarschieren der selbstaufgelegten Perfektion zu.

Warum, fragte ich mich, kann die Schweiz das nicht: dem Leben mehr Raum geben? Weshalb ist da keine Kultur des eleganten Tagediebstahls, sind da keine Menschen, die ihre Arbeit unterbrechen, die Bude verlassen und mal einen Espresso trinken? Übers Sein und Nichtsein plaudern oder über Spritpreise, es ist egal. Warum ist dem Land Sicherheit wichtiger als Gelassenheit, warum will es stets das einengende Perfekte, wenn ein Provisorium mit seinem Freiraum auch ginge?

Wieder einmal möchte ich deshalb die helvetischen Brüder und Schwestern im Geiste dazu aufrufen, eine Petition zu lancieren, die eine gesetzliche Verankerung einer Siesta zwischen 14 und 16 Uhr fordert. In diesen zwei Stunden soll das Land dösen, Mittagessen, Liebe machen, unproduktiv sein, zur Ruhe kommen und sich erholen von sich selbst.

Bis es so weit ist, werde ich weiter auf Hotelterrassen sitzen und mir mein Land zurechtträumen, bis ich zurückkehre in mein Land und anfangs, wieder von Hotelterrassen zu träumen.



## PERSONENKONTROLLE

Sommaruga, Regez, Cassis, Amherd, Buchli, Müller, Zuccolini, Thurnheer, Jacobi, Macron, Depardieu



*Geschmeichelt:* Ryan Regez.

**Simonetta Sommaruga**, Sololäuferin, spult derzeit einen rekordverdächtigen Medienmarathon ab. Egal, welche Zeitung man aufschlägt oder welchen Kanal man einstellt, Sommaruga kommt fast immer prominent vor. Ihre Botschaft ist dabei immer die gleiche: Sie trommelt für den von ihr forcierten Ausbau erneuerbarer Energien und für den Abschied von Atomkraft, Öl und Gas. Ihre Gegner rätseln, ob es sich hier um eine neue Taktik handle, um bei künftigen Abstimmungen gegen böse Überraschungen gefeit zu sein. Ganz nach dem Motto: Wenn man den Stimmbürgern lange genug eintrichert, dass wir problemlos unsere Energieversorgung auf Wasserkraft, Solarenergie und Windräder umstellen können, wird es sicher der eine oder andere für bare Münze nehmen. *(hmo)*

**Ryan Regez**, Anwesender, war der Star beim feierlichen Empfang der Olympiaathleten im Bundeshaus. Der Skicrosser leistete als einziger Goldmedaillengewinner der Einladung von Bundespräsident **Ignazio Cassis** und Sportministerin **Viola Amherd** Folge. Die alpinen Skistars blieben dem Anlass unisono fern. Sie brauchten jetzt ein paar Tage, um abzuschalten oder testeten neue Skis, heisst es bei Swiss Olympic. Regez schien das alles wenig auszumachen. Er genoss den Rummel um seine Person. Dieses Erlebnis habe er sich nicht nehmen lassen. *(odm)*

**Steffi Buchli**, Experimentatorin, geht neue Wege: Im Musical «Rocky Horror Show» ist die Sportchefin der Blick-Gruppe als Erzählerin dabei. Vor Buchli taten dies unter anderem **Walter Andreas Müller**, **Claudio Zuccolini** und **Bernard Thurnheer**. Die ehemalige SRF-Sportmoderatorin zu ihrer neuen Rolle: «Ich stand bisher immer als Steffi auf der Bühne.



*Showtime:* Steffi Buchli.

Zur Rolle der Erzählerin gehört ein wenig Show dazu. Das hatte ich bisher noch nie.» Das wird die ehemalige Eishockey-TV-Frau locker schaffen. Denn auch im Sport gehört die Show bekanntlich dazu. *(ah)*

**Stav Jacobi**, Pokalsammler, kommt derzeit nicht mehr aus dem Feiern heraus. Obwohl der Volleyballenthusiast aus Herrliberg das Projekt Volero Zürich redimensioniert und in der Nationalliga B neu lanciert hat, gewinnt er bereits wieder nationale Titel. Am 26. März siegte sein Team im Cupfinal gegen Düdingen mit 3:2. Und eine Woche später durfte Jacobi in Paris den 3:1-Sieg seiner französischen Filiale Volero Le Cannet gegen Racing Club de Cannes bejubeln. Es ist gut möglich, dass dies nicht der letzte Pokal in dieser Saison für den Wahlschweizer aus Russland war: Als Vorrundenerste greifen die Frauen von Le Cannet in Frankreich auch nach dem Meistertitel. *(tre)*

**Emmanuel Macron**, Kandidat, kommt schlecht bei Frankreichs Campern an. Nur 12 Prozent der Campingfreunde möchten mit dem Staatschef grillieren. Damit liegt er weit hinter dem populistischen Präsidentschaftskandidaten Jean Lassalle zurück, mit dem sich 33 Prozent ein Barbecue vorstellen können. Kein Wunder: Als Sohn eines Schäfers versteht sich Lassalle wohl besser auf Lammkoteletts. *(ky.)*

**Gérard Depardieu**, Gourmand, erhält Nachhilfeunterricht aus dem Kreml. Nachdem der französische Filmstar, der seit 2013 die russische Staatsangehörigkeit besitzt, Moskaus Einmarsch in die Ukraine als «verrückten, unannehmbaren Exzess» kritisiert hatte, bot ihm ein Regierungssprecher Hilfe an: «Er versteht nicht ganz, worum es geht.» *(ky.)*



## INSIDE WASHINGTON

### Vizepräsidentin des Chaos

Die einzige Frage, die sich Washingtoner Insider gegenwärtig zur politischen Zukunft von Vizepräsidentin Kamala Harris stellen, lautet: «Hat sie überhaupt eine?» Wäre es während des Wahlkampfs nach der heutigen First Lady Jill Biden gegangen, hätte die Antwort vielleicht «ja» gelautet. Denn laut Jonathan Martins und Alexander Burns' Buch «This Will Not Pass» über die Präsidentschaftswahlen 2020 war Jill Biden skeptisch gegenüber der Senatorin aus Kalifornien. «Es gibt Millionen Menschen in den USA», soll sie einen Berater beschworen haben. «Warum müssen wir ausgerechnet die Frau auswählen, die Joe attackiert hat?» Aber man wollte eben Geschichte schreiben. Heute, da mehr als die Hälfte der amerikanischen Bevölkerung sich wenig beeindruckt zeigt von den Leistungen der Vizepräsidentin, hat sie nicht nur keine Zukunft, sondern gehört wohl bereits zur Vergangenheit.

Letzten Montag fügte der Stellvertretende Stabschef der Vizepräsidentin seinen Namen der langen Liste hoher Beamtinnen und Beamten hinzu, die sagten, sie seien dankbar dafür, die Gelegenheit bekommen zu haben, dem amerikanischen Volk zu dienen, doch nun hätten sie Dringenderes zu tun. Vor drei Wochen hatte Harris' Nationale Sicherheitsberaterin ihren Abgang angekündigt, ihr vorausgegangen waren der Hauptsprecher der Vizepräsidentin, der Leiter der Medienabteilung, der Kommunikationsleiter und eine ganze Menge anderer Angestellter.

Im Dezember hatte ein ehemaliger Berater aus Harris' Zeit als Senatorin, der 2013 das Handtuch geworfen hatte, der *Washington Post* gesagt: «Wer sind die nächsten begabten Leute, die sie verheizen wird und die dann so tun müssen, als träten sie aus positiven Gründen zurück?» Die Wettbüros sind geöffnet.

*Amy Holmes*

## MÖRGELI

### Selbstverteidiger Balthasar Glättli

Im letzten «Sonntalk» von Tele Züri meinte der Grünen-Präsident Balthasar Glättli, er sei bei seinem Kampf für den Weltfrieden oft angesprochen worden: «Was würdest du tun, wenn ein bewaffneter Angreifer käme?» Laut Glättli sei seine Antwort jeweils gewesen: «Für meine Selbstverteidigung würde ich mich dann auch verteidigen.»

Nationalrat Balthasar Glättli steht also ein für das Selbstverteidigungsrecht des Einzelnen. Gut so. Er steht auch ein für das Selbstverteidigungsrecht der Ukrainer. Ebenfalls nachvollziehbar. Nun gibt es aber ein Land, dessen Wehrbereitschaft einzig und allein auf der Selbstverteidigung beruht. Dieses Land heisst Schweiz. Unsere Armee be-seelt nicht der Wille zur Macht, sondern der Wille, der Macht zu widerstehen. Die Schweizer Wehrhaftigkeit rechtfertigt sich allein aus dem Gedanken des Widerstandswillens – aber nicht eine Handbreit darüber hinaus.

Nun will sich also der dienstuntaugliche Glättli selbst verteidigen. Offenbar mit den Fäusten, plädiert er doch für «die Verbannung der Waffen aus dem privaten Umfeld». Sein Ziel besteht darin, «dass die Armee und das Militärbudget verkleinert werden». Glättli bekämpft im engen Verbund mit den Armeeabschaffern der GSoA «den Kauf neuer Kampfjets und damit die Verschwendung von mehreren Milliarden Franken für eine überholte Armee». Er kämpft für die Abschaffung der Wehrpflicht. Wörtlich meint er, die Grünen stünden «auf der Seite der Skeptiker bezüglich Armee». Zum Schutz der Bevölkerung brauche es «nicht Milliarden für die Armee, sondern unter anderem fürs Klima».

Balthasar Glättli hat früher als Pazifist dem Krieg den Krieg erklärt. Mit aller Gewalt wollte er den Krieg verhindern. Eben noch glaubte Glättli, er könnte durch gutes Zureden Wölfe zu Vegetariern machen. Er schwächte und kritisierte die Schweizer Selbstverteidigungsarmee, wo er nur konnte. Jetzt ist bei ihm die Selbstverteidigung Trumpf. Und der bewaffnete Kampf der Ukrainer. Die Wendigkeit des Grünen-Chefs erstaunt. Dabei heisst er doch Glättli, nicht Aalglättli.

Christoph Mörgeli

# Fall für Den Haag?

Es dürfte ein schwieriges Unterfangen werden, erfolgreich gegen Russland zu klagen.

Alan Dershowitz

**E**s gibt immer mehr Hinweise, dass Russland Kriegsverbrechen begeht. Dabei unterscheidet man zwei Arten von Kriegsverbrechen: das Verbrechen, sich an einem ungerechtfertigten Angriffskrieg zu beteiligen, und die Verbrechen, die im Laufe eines Kriegs begangen werden, unabhängig also davon, ob der Krieg legal oder illegal ist.

Es besteht kein Zweifel daran, dass Russlands Angriff auf die Ukraine nach jeder vernünftigen Definition dieses Begriffs ein Kriegsverbrechen darstellt. Das Problem ist aber, dass der Internationale Strafgerichtshof möglicherweise gegenüber Russland keine Zuständigkeit für die Verfolgung dieses Verbrechens hat. Denn Russland – übrigens auch die Ukraine – hat das Statut des Internationalen Strafgerichtshofs zwar unterzeichnet, aber nicht ratifiziert.

### Absichtlich angegriffen?

Der Internationale Strafgerichtshof ist für die Verfolgung von Kriegsverbrechen zuständig, die während eines Kriegs gegen Zivilisten begangen werden, auch gegen nicht-staatliche Parteien. Aber der Nachweis solcher Verbrechen ist ein schwieriges Unterfangen, selbst wenn die Medien Beweise vorlegen, dass sehr viele Zivilisten getötet wurden.

Für eine Verurteilung muss die Strafverfolgung entweder beweisen können, dass die Zivilbevölkerung absichtlich angegriffen wurde. Wenn die Toten ein «Kollateralschaden» eines Angriffs auf militärische Ziele waren, muss sie beweisen können, dass das in keinem «proportionalen» Verhältnis zum militärischen Wert dieser «legitimen» Ziele stand.

Die in den Medien verbreiteten Beweise scheinen eine mögliche russische Verteidigung zu widerlegen, doch ist es im Nebel des Kriegs nicht immer einfach, vor Gericht zulässige Beweise für die Absichten der militärischen und zivilen Führung sicherzustellen. Ich bin jedoch ziemlich zuversichtlich, dass die Staatsanwaltschaft beweisen könnte, dass Russland Zivilisten ins Visier genommen hat und/oder

dass die grosse Zahl der zivilen Todesopfer in keinem Verhältnis zum militärischen Wert der Ziele stand.

### Hiroshima, Dresden, Tokio

Was die Staatsanwälte allerdings nicht beweisen können, ist Völkermord. Sie werden ihn nicht beweisen können, weil es keinen gibt. Völkermord setzt die Absicht voraus, eine ganze rassische, religiöse, ethnische oder andere identifizierbare Gruppe auszurotten. Der Begriff deckt die massenhafte, wahllose Tötung von Zivilisten im Rahmen einer militärischen Aktion nicht ab. So stellten die Bombardierungen von Hiroshima, Dresden oder Tokio möglicherweise Kriegsverbrechen dar. Aber sie waren kein Völkermord.

Alan Dershowitz ist Professor für Rechtswissenschaft an der Harvard University. Er zählt zu den bekanntesten Strafverteidigern der USA.

*Liebe ist...*



*... ein Mann fürs Herz.*

# Rodewald, Fluri, Z'graggen nerven nur noch

Nach wie vor fliesst russisches Gas in den Westen. *Papierli*-Schweizer Rohstoffhändler sahen ab.



Alle haben die Kampfkraft der russischen Truppen überschätzt. Die Ausrüstung ist schlecht. Die Moral lausig. Die Nachrichtendienste sind unterirdisch. Der geplante Blitzkrieg blieb in der ukrainischen Pampa stecken. Die Spaltung der EU und der Nato funktionierte nicht. Aufrüstung ist unnötig. Die EU-Länder geben schon heute dreimal so viel fürs Militär aus.

Die Russen liefern weiterhin mehr Gas in die EU, als sie vertraglich müssten. Zu den vereinbarten tiefen Preisen, wo diese vereinbart wurden. Und die EU-Länder können in Dollars oder in Euro zahlen. Österreich ist stolz darauf, dass es Gas-Verträge bis in das Jahr 2040 besitzt.

Trotz mehr Gas aus Russland explodieren nicht nur die Energiepreise. Die Gewinner sind die vorab in der Schweiz domizilierten Rohstoffspekulanten. Die umsatzstärksten Unternehmen der Schweiz waren 2020: Platz 1: Trafigura (129 Mrd.), Platz 2: Glencore (125 Mrd.), Platz 3: Vitol (123 Mrd.), Platz 4: Cargill (101 Mrd.), Platz 5: Mercuria (81 Mrd.). Dieses Jahr platzen die Spekulanten aus allen Nähten.

Diesen Krisengewinnlern müsste man – wenn man denn die Inflation ausbremsen möchte – das Handwerk legen. Warum in aller Welt fordert das niemand? Long-Covid-Folgen der Kopfkrankheit Neoliberalismus.

Bisher nagten die Fracking-Texaner am Hungertuch. Dank Putin sind sie momentan wieder Milliardäre. Denn alle wollen weg vom russischen Gas. Obwohl Flüssiggas viel teurer und weniger umweltfreundlich ist als Erdgas.

Mit Putin wird man keine Lösungen finden. Er – und niemand sonst – ist für den Überfall auf die Ukraine und das Massaker von Butscha ver-

antwortlich. Die Lügen des Herrn Lawrow, des von Ueli Maurer eben noch gelobten Aussenministers, sind zum Kotzen.

Russland benötigt Perspektiven für die Ära nach Putin, nach Lawrow und Co. Denn Sanktionen allein lösen keine Probleme.

Gas aus Russland ist ein Brücken-Brennstoff für Länder mit viel Schwerindustrie wie Deutschland. Was Menschenrechte und Kriegsführung angeht, sind Saudi-Arabien und Katar keine besseren Adressen als Moskau. Sie sind jedoch einiges teurer.

Ein Vorteil von Russland sind die bestehenden Gasleitungen. Man kann durch diese mittelfristig statt fossilem Gas grünen Wasserstoff aus

*Es ist, wie es ist. Wasserkraft hat gegen Solarstrom finanziell keine Chance mehr.*

Russland und vorab aus der Ukraine nach Westeuropa transportieren. Platz gibt es im Osten ja jede Menge.

Für Jeremy Rifkin ist der Krieg gegen die Ukraine der letzte Krieg um Öl und Gas. Das haben die beiden australischen Milliardäre Mike Cannon-Brookes und Andrew Forrest begriffen. Sie wollen ab 2027 Singapur mit Solarstrom aus Australien versorgen.

**Baustein 1** — Solarfelder mit einer Leistung von 17 bis 20 Gigawatt sollen pro Jahr 35 bis 40 Milliarden Kilowattstunden Strom produzieren.

**Baustein 2** — Batterien mit einer Speicherkapazität von 36 bis 42 Millionen Kilowatt-

stunden lösen das Tag-und-Nacht-Problem und machen aus Flutterstrom verlässliche Bandenergie. Alex Baur kann wieder ruhig schlafen. **Baustein 3** — Ein 4000 Kilometer (!) langes Seekabel mit einer Leistung von 2000 MW lässt den regulierten Strom nach Singapur fließen.

Die Investoren sind überzeugt, dass sie dieses Projekt mit 22 Milliarden Dollar stemmen können. Dank technischem Fortschritt.

Verglichen mit dem Stadtstaat Singapur, befindet sich die Schweiz in einer äusserst komfortablen Situation. Vergleichbar viel Solarpower in den Alpen reicht aus, damit wir unser Winterloch von 25 Milliarden Kilowattstunden problemlos stopfen können. Und Unterseekabel müssen wir keine verlegen, da die Schweiz, die bisherige Stromdrehscheibe Europas, voller Hochspannungsleitungen hängt. Aber etwas Verkabelung könnte nicht schaden.

Es ist, wie es ist. Wasserkraft hat gegen Solarstrom finanziell keine Chance mehr. Die geplanten neuen Staubecken bringen nur einen Zehntel so viel Winterstrom wie das Projekt von Cannon-Brookes und Forrest. Immerhin helfen sie gegen Hochwasser und Trockenheit.

Aber auch dagegen laufen unsere Landschaftschützer Sturm. Wie gegen effiziente Solaranlagen. Man muss Raimund Rodewald, Kurt Fluri, Heidi Z'graggen endlich zwingen, ihre Alternative auf den Tisch zu legen. Das ewige grün-bürgerliche Gezocke nervt nur noch. Robert Habeck macht vor, wie es geht.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

# Selenskyj-Manie und das verwüstete Image der Schweiz

Die Strategie der Ukraine schadet fast allen.

Guy Mettan

**W**ährend die Friedensverhandlungen Fortschritte machen und sich erste Konturen einer möglichen Lösung in der Ukraine abzeichnen (Neutralität und teilweise Entmilitarisierung des Landes, Verzicht auf den Donbass und die Krim), beginnt man die Hintergründe und Zusammenhänge des Konflikts besser zu verstehen. Dies vorangestellt, ist trotzdem nicht zu erwarten, dass es zu einem raschen Waffenstillstand kommt: Die Amerikaner und die Ukrainer haben noch nicht genug verloren und die Russen noch nicht genug gewonnen, um den Kampfhandlungen Einhalt zu gebieten.

Doch bevor wir ins Detail gehen, möchte ich jene, die meine realistische Sichtweise der internationalen Beziehungen nicht teilen, bitten, nicht weiterzulesen. Was folgt, wird ihnen nicht gefallen, und sie ersparen sich so Magenprobleme und die Zeit, mich zu verunglimpfen. Ich bin der Meinung, dass die Moral in Sachen Geopolitik eine schlechte Beraterin ist, sich in Bezug auf Menschen jedoch aufdrängt: Auch ein noch so kompromissloser Realismus hält einen nicht davon ab, aktiv zu werden, auch mit zeitlichem und finanziellem Einsatz, wie ich es tue, um die Not der von den Kämpfen betroffenen Menschen zu lindern.

## Die USA wussten, dass der Krieg kommt

Die Analysen hochqualifizierter Experten (ich denke vor allem an die Amerikaner John Mearsheimer und Noam Chomsky), die Recherchen von Investigationsjournalisten wie Glenn Greenwald und Max Blumenthal und die von den Russen sichergestellten Dokumente – die abgefangene Kommunikation der ukrainischen Armee vom 22. Januar und ein Angriffsplan, der in einem von einem britischen Offizier zurückgelassenen Computer gefunden wurde – zeigen, dass dieser Krieg sowohl unvermeidlich als auch sehr improvisiert war.

Unvermeidlich, weil die Ukrainer und die Amerikaner seit Selenskyjs Erklärung über die Rücknahme der Krim beschlossen hatten, spätestens Anfang dieses Jahres einen Krieg anzu-

fangen. Die Konzentration der ukrainischen Truppen im Donbass seit dem Sommer, die massiven Waffenlieferungen der Nato in den letzten Monaten, die beschleunigten Truppenzusammenzüge des Asow-Regiments und der Armee, der intensive Beschuss der Regionen Donezk und Luhansk durch die Ukrainer seit

*In Anbetracht der Umstände und trotz der Pannen wird die russische Operation ein Erfolg sein.*

dem 16. Februar (all dies wird in den westlichen Medien natürlich verschwiegen) zeugen davon, dass Kiew Ende dieses Winters eine grossangelegte militärische Operation geplant hatte. Ziel war es, nach dem Vorbild der von Kroatien im August 1995 gegen die serbische Krajina durchgeführten Operation Oluja (Sturm) den Donbass in einer Blitzoffensive zurückzuerobern und den Russen keine Zeit zur Reaktion zu lassen, um die Kontrolle über das gesamte ukrainische Territorium zu gewinnen und einen raschen Beitritt des Landes zur Nato und zur EU zu ermöglichen. Das erklärt auch, warum die USA seit diesem Herbst einen russischen Angriff angekündigt: Sie wussten, dass auf die eine oder andere Art ein Krieg stattfinden würde.

Improvisiert, weil die russische Reaktion unter Zeitdruck erfolgte. In der Erkenntnis, dass die diplomatischen Bemühungen der Nato – keine Antwort der USA auf ihre Vorschläge, Treffen von Blinken und Lawrow in Genf im Januar, Aufforderung zur Ruhe durch Selenskyj sowie Vermittlung von Macron und Scholz im Februar – nicht gelingen wollten oder konnten und vielleicht dazu dienten, sie einzuschläfern, starteten die Russen auf magistrale und gleichzeitig riskante Art einen Gegenangriff. Sie beschlossen, die Initiative zu ergreifen und als Erste innerhalb von zehn Tagen anzugreifen (Anerkennung der Republiken, Kooperationsvereinbarungen, dann militärische Operation), um die Ukrainer zu überrumpeln.

Und anstatt eine gut ausgerüstete und solide aufgebaute Armee frontal anzugreifen, be-



*Wir haben kampfflos kapituliert:*

schlossen sie, die Gegner mit einem grossen Einkreis-/Ablenkungsmanöver zu umgehen, indem sie gleichzeitig an drei Fronten, im Norden, im Zentrum und im Süden, aufmarschierten, so dass sie ab den ersten Stunden die Luftfahrt und ein Maximum an Ausrüstung zerstören und die ukrainische Gegenreaktion zerschlagen konnten. Hätten sie die Ukrainer zuerst angreifen lassen, wäre ihre Lage kritisch gewesen und sie wären entweder besiegt oder in einen unendlichen Abnutzungskrieg im Donbass verwickelt worden. Wie wir wissen, verfügen die Russen nur über einen sehr geringen Truppenbestand: 150 000 Mann gegenüber 300 000 Ukrainern, mit der Nationalgarde.

In Anbetracht der Umstände und trotz der Pannen und Verluste am Anfang wird die russische Operation ein Erfolg sein und in die Militärgeschichte eingehen, auch wenn sie auf menschlicher Ebene natürlich kein Vorbild ist. Nachdem dieser Schritt vollzogen ist, können sich die Russen nun auf ihr Hauptziel konzentrieren, nämlich auf das Aushungern von Charkiw und Mariupol, die in den Händen der Neonaziregimente der Asow sind, und auf die Einnahme des Kessels von Kramatorsk, wo sich der Grossteil der ukrainischen Armee verschanzt hat. Danach können sie entscheiden, ob sie ihre Panzer über die ukrainische Ebene bis Lwiw



Bundespräsident Cassis an einer Ukraine-Demo auf dem Berner Bundesplatz, 19. März.

schicken oder dort bleiben wollen. So viel zum militärischen Aspekt.

Betrachten wir nun den politischen Aspekt. Wer sind die wirklichen Gewinner und Verlierer dieses Kriegs? Ich sehe einen klaren Gewinner, kleinere Gewinner und viele Verlierer. Der grösste Gewinner sind unbestritten die Vereinigten Staaten. Man muss anerkennen, dass das Team

*Gewinner sind China und Indien, die genüsslich auf die Europäer schauen, die sich gegenseitig fertigmachen.*

Biden trotz der Senilität seines Präsidenten meisterlich manövriert hat. Indem sich die Amerikaner letzten August aus Afghanistan zurückgezogen haben, haben sie sich in den Augen der Öffentlichkeit reingewaschen und verhindert, dass man ihnen die Invasion und die desaströse Besetzung dieses armen Landes vorwirft. Mit dem Aufbau eines Szenarios, das der brillante Komiker Selenskyj auf wunderbare Weise interpretiert, treten sie in den Augen der westlichen Öffentlichkeit wie wackere weisse Ritter auf, obwohl sie alles selbst eingefädelt haben. Sie haben die Mitglieder der Nato an sich gebunden und die Europäer zu nützlichen Idioten gemacht, die die vom «verhassten Schlächter und Dik-

tator Putin bedrohten Demokratien» bereitwillig verteidigen. Sie haben sie gezwungen, ihnen ihr Schiefergas abzunehmen, während die deutschen Linken und Grünen sich beeilten, Militärkredite in Höhe von hundert Milliarden Euro zu mobilisieren, um ihre F-35 zu kaufen. Bingo! Einziger Wermutstropfen: Es lief nicht alles nach Plan. Die Russen sind nicht in die Falle gelaufen. Die Ukraine wird aufgeteilt, soll neutral werden und nicht, wie erhofft, in die Nato eintreten.

Die anderen Gewinner sind China, Indien und die südlichen Länder, die genüsslich auf die Westmächte und vor allem auf die Europäer schauen, die sich gegenseitig fertigmachen und für lange Zeit schwächen. Unverhofft finden sie sich in der bequemen Position der Neutralität oder der Blockfreiheit wieder. Die Chinesen hätten eine gütliche Einigung bevorzugt, hatten aber keine Wahl: Sie wussten, dass sie – wenn sie Russland fallenlassen – die Nächsten auf der Liste sein würden, wie dies die Welle der Sino-phobie zeigt, die der Westen unter dem Vorwand, die Rechte der Uiguren zu verteidigen (während die seit sechs Jahren gnadenlos bombardierten Jemeniten den Westen völlig unberührt lassen), losgetreten hat.

Die grosse Verliererin wird natürlich die Ukraine sein. Sie wird umsonst auseinander-

gerissen, verstümmelt, aufgeteilt, zerstört, massakriert. Letztlich wird sie noch mehr verlieren, als wozu sie die Minsker Abkommen gezwungen hätten, wenn sie diese angewendet statt missachtet hätte. Präsident Selenskyj wird in geschichtlicher Hinsicht eine schwere Verantwortung tragen, weil er den Ruin seines Landes einem Kompromiss vorgezogen hat, als es noch möglich war.

Die anderen grossen Verlierer sind die Europäer. Unmittelbar können sie sich zwar daran berauschen, ihre Einheit, ihre beschleunigte Wiederaufrüstung, ihren starken Willen zur Verteidigung der Demokratie und der Freiheit bis zum letzten Ukrainer, ihre Grosszügigkeit gegenüber Flüchtlingen, ihre zukünftige Un-

*Letztlich wird die Ukraine noch mehr verlieren, als wozu sie die Minsker Abkommen gezwungen hätten.*

abhängigkeit gegenüber Russland und so weiter wiedergefunden zu haben. Das ist richtig und tatsächlich wahr. Aber morgen wird der Preis dafür sehr hoch sein. Ihr Verhalten zeigt, dass sie absolut kein Gewicht gegenüber den Amerikanern haben; sie sind zu reinen Vasallen geworden. Der Entscheid von Ursula von der Leyen letzte Woche, den Amerikanern Zugriff auf die personenbezogenen Daten der europäischen Bürgerinnen und Bürger zu erlauben, zeigt, wie stark die Unterwerfung Europas ist.

#### Wer bezahlt die Rechnung?

Idem für die Wirtschaft: Welchen Sinn hat es, sich von der russischen Energieabhängigkeit zu befreien und stattdessen von den Amerikanern mit vier oder fünf Mal höheren Gaspreisen abhängig zu werden? Was wird die deutsche Industrie sagen, wenn sie die Rechnung bezahlen muss? Umso mehr, als es in Europa weder Gastanker, Häfen, Gasverflüssigungsanlagen noch Pipelines in ausreichender Menge gibt. Wie soll man das amerikanische Schiefergas zu den Slowaken, Rumänen, Ungarn bringen? Auf dem Eselsrücken?

Was werden die deutschen Grünen sagen, wenn sie dem Bau von neuen Atomkraftwerken zustimmen müssen, um den Strombedarf zu decken? Was die Jugend und die europäische Umweltbewegung, wenn sie entdecken, dass sie getäuscht wurden und dass der Kampf gegen die Klimaerwärmung für die gemeinen geopolitischen Interessen geopfert wurde? Was die Franzosen, wenn sie sehen, dass ihr Land nicht nur weltweit, sondern auch auf europäischer Ebene deklassiert wird, nachdem sie Deutschland bei der Wiederaufrüstung geholfen und den Kauf schwerer amerikanischer Waffen durch die Polen, Balten, Skandinavier, Italiener und Deutschen unterstützt haben? Was die europäische Öffentlichkeit, wenn sie einsehen

muss, dass sie die Millionen ukrainischer Flüchtlinge unterhalten muss, nachdem sie ihnen Zugabonnemente geschenkt hat?

Und was gewinnt Europa, wenn es sich durch tiefen Hass und einen neuen Eisernen Vorhang, der sich gegenüber dem Kalten Krieg nur leicht nach Osten verschoben hat, zweigeteilt sieht? Und was wird Europa machen, wenn es feststellt, dass es nicht etwa Russland isoliert, sondern sich selbst vom Rest der Welt abgeschnitten hat? Betrachtet man die Abstimmung über die Uno-Resolutionen etwas genauer, stellt man tatsächlich fest, dass die rund vierzig Länder, die sich enthalten oder nicht an der Abstimmung teilgenommen haben, eine Mehrheit der Weltbevölkerung und 40 Prozent der Weltwirtschaft vertreten. Die Unterstützung für Russland hat nicht etwa abgenommen, sondern ist zwischen der Abstimmung vom 2. März und derjenigen vom 25. März sogar gestiegen. Was die Länder, die sich gegen Sanktionen gegenüber Russland ausgesprochen haben, anbelangt, so stellt man fest, dass sich eine grosse Mehrheit enthalten hat und dass nur die westlichen Länder die Sanktionen übernommen haben.

#### Was bleibt da von unserer Souveränität?

Eine andere grosse Verliererin: die Schweiz. Die Schweizer Offiziellen rühmen sich, dass sie die von den Vereinigten Staaten und der Europäischen Union geforderten Sanktionen in einer historischen Geschwindigkeit übernommen haben. Die Ungeduldigsten rufen bereits nach einem raschen Beitritt zur EU und zur Nato auf.

### *Das Opfer der Neutralität stellt einen schweren Angriff auf das Land dar.*

So weit, so gut. Aber nach der Niederlage bei den nachrichtenlosen Vermögen der Juden und dem Bankgeheimnis ist es das dritte Mal in zwanzig Jahren, dass sich der Bundesrat dem Diktat der Amerikaner unterstellt: Was bleibt da von unserem Recht und unserer Souveränität? Noch schlimmer: Wir haben kampfflos kapituliert, indem wir von unserer Neutralität abgewichen sind, obwohl das niemand von uns verlangt hat. Zwei Jahrhunderte haben wir standgehalten, und jetzt unterwerfen wir uns kampfflos in weniger als fünf Tagen!

Diese Preisgabe der Neutralität ist nicht nur schlecht für die Identität des Landes, sondern auch für dessen Glaubwürdigkeit. Dass sich die Bundesräte auf dem Bundesplatz vor Selenskyj verneigen und mit Schals der ukrainischen Farben auftreten, mag ja noch durchgehen. Das ist politische Folklore. Aber das Opfer der Neutralität stellt einen schweren Angriff auf das Land dar, denn indem wir uns den westlichen Nationen sklavisch ergeben, haben wir beim Rest der Welt an Glaubwürdigkeit verloren. Was soll man

von der Zuverlässigkeit unserer Banken halten, wenn sie Konten auf einfachen Befehl Amerikas blockieren? Was wird angesichts eines möglichen Boykotts durch Russland und andere Länder aus dem internationalen Genf und unserer Auslandspolitik, wenn wir nicht mehr in der Lage sind, eigenständig zu artikulieren, sondern uns immer nur auf Brüssel und Washington beziehen? Wie kann Genf Hauptstadt des Multilateralismus sein, wenn das Cern und die ILO die Zusammenarbeit mit Russland unterbrechen und die Schweiz im Schlepptau Europas die Reden von Lawrow im Menschenrechtsrat boykottiert?

Diese Abweichung bedeutet ein Scheitern des inklusiven Multilateralismus, den die Schweiz und Genf angeblich wahren wollen, und hat gravierende Auswirkungen auf unsere humanitäre Politik und die Genfer Konventionen. Das zeigt auch die alarmierende Pressemitteilung des IKRK vom 29. März. Indem wir uns bedingungslos hinter die Ukraine und Europa stellen, gefährden wir die Neutralität und die Unparteilichkeit des IKRK. Beide Haltungen sind in den Augen der Welt untrennbar miteinander verbunden. Deshalb musste das IKRK gegenüber den ukrainischen Versuchen, sein Handeln zu sabotieren und ihm Kollaboration mit Russland vorzuwerfen, entschieden reagieren, weil die Neutralität das eigentliche Herz seiner Mission ist. Wie soll man einer Institution vertrauen, deren Gastgeberland den Geist und Buchstaben einer Neutralität verletzt hat, die sogar in seiner Verfassung niedergeschrieben sind, und das den westlichen politischen Führungen und einer durch die antirussische Propaganda erhitzten öffentlichen Meinung gefallen will? Das Schweigen der Genfer Behörden und politischen Parteien wird uns teuer zu stehen kommen, umso mehr, als die Schweiz sich blamiert, weil sie die Initiative der Guten Dienste Ländern wie Israel, der Türkei oder Belarus überlässt!

Bleibt noch Russland. Gewinner oder Verlierer? Eigentlich beides. Auf der einen Seite wird Russland in militärischer und strategischer Hinsicht als Gewinner hervorgehen. Nach



Den Ruin des Landes dem Kompromiss vorgezogen:

Beendigung der Kämpfe könnte Russland die Neutralisierung der Ukraine, ihre teilweise Entmilitarisierung (keine ausländischen Militärstützpunkte und Nuklearwaffen) sowie eine teilweise Aufteilung des Landes erwirken. Es wird die Fanatiker der amerikanischen Hegemonie, die in den Büros von Washington und Brüssel spuken, stehend k. o. geschlagen haben. Es wird bewiesen haben, dass es im Hinblick auf seine Sicherheit und die Sicherheit seiner Verbündeten keine Kompromisse macht. Es wird der Welt gezeigt haben, dass es tat, was es sagte, und sagte, was es tat, weil es seine roten Linien vor dem Konflikt klar aufgezeigt hatte. Und dies, ohne dass seine Wirtschaft und seine Währung einbrachen, wie sich das der Westen erhoffte. Entgegen dem, was dieser dachte, werden die Wirtschaftssanktionen, so gravierend sie auch sind, Putin nur stärken. Dies zeigen die letzten Umfragen des unabhängigen Instituts Levada, die die Unterstützung der Mehrheit der Bevölkerung für die «Spezialoperation» bestätigen. Keine Sanktion hat es je geschafft, eine Regierung zu stürzen, weder in Kuba noch im Iran oder in Nordkorea.

Doch an Moskau wird das Stigma des Kriegstreibers, des Aggressors haften, auch wenn sein Fall juristisch gesehen nicht weniger schlimm ist als die Invasion im Irak 2003 und der Angriff



Präsident Selenskyj in Kiew, 4. April.

der Nato gegen Serbien 1999 mit der Jahre später erfolgten Aufteilung des Kosovos. Der menschliche, kulturelle, wirtschaftliche und politische Preis wird sehr hoch sein. Die Spannungen, die der Konflikt mit sich brachte, werden nicht wie durch ein Wunder weichen, und die Russen werden die Folgen dieses Kriegs lange zu ertragen haben.

### Macron mit Dreitagebart

Wir schliessen diese «Tour d'horizon» mit einem Wort zum unglaublichen Erfolg der ukrainischen Propaganda im Westen. Dieser Krieg gab uns Gelegenheit, die erste totale Cyberkriegsaktion live mitzuverfolgen. Wenn die Pressefreiheit in Russland leidet, dann ist es bei uns kaum besser. Wir haben die russischen Medien verbannt, während wir gleichzeitig behaupten, die Pressefreiheit zu verteidigen, und wir verbieten anderslautende Meinungen! In wenigen Tagen haben wir eine Selenskyjsierung der Geister erlebt, jeder wollte sich in Willfährigkeit überbieten, um dem grossen Helden zuzuhören und seine Wünsche zu erfüllen. Präsident Macron trug sogar einen Dreitagebart und ein olivfarbenes T-Shirt, um seine Unterstützung zu manifestieren, während die Medien auf die journalistische Ethik verzichteten, um sich der ukrainischen Sache anzunehmen. Ein solcher

Zusammenbruch der Vernunft in so kurzer Zeit ist beispiellos.

Beispiellos, aber nicht unerklärbar. Dan Cohen, Korrespondent von *Behind the Headlines*, hat die raffinierten Mechanismen der ukrainischen Propaganda und die Gründe für ihren kolossalen Erfolg in unseren Ländern untersucht. Ein Kommandant der Nato hat diese Kampagne

### *Dieser Krieg gab uns Gelegenheit, die erste totale Cyberkriegsaktion live mitzuverfolgen.*

ne in der *Washington Post* als «grossartige Stratcom-Operation (strategische Kommunikation), die die Medien, Info Ops und Psy Ops mobilisiert» beschrieben. Im Grossen und Ganzen ging es darum, die Medien zu mobilisieren und die Öffentlichkeit mit einem kontinuierlichen Fluss von wahren Nachrichten, Fake News, Bildern und Narrativen zu hypnotisieren und in Stauen zu versetzen, so dass die Emotionalität hoch bleibt und die Urteilsfähigkeit der Öffentlichkeit beeinflusst wird.

So gab es eine wahre Flut von spektakulären Bildern und oft falschen Informationen: der vorgetäuschte Tod eines Soldaten auf der Schlangeninsel, das Phantom von Kiew, das alleine sechs russische Flugzeuge abgeschossen haben soll, die Bedrohung des Kernkraftwerks von Tschernobyl, die falschen Bombardierungen des Kraftwerks von Saporischschja oder auch die Fälle in der Geburtsklinik und im Theater von Mariupol, bei denen man nie Opfer zu sehen bekam, ausser zweier Frauen, von denen zumindest die eine als lebendig erkannt wurde. Weitere Beispiele sind das Weisswaschen der Asow-Regimente, die sich in patriotische Soldaten verwandelten, nachdem sie ihre Naziabzeichen entfernt hatten, und die bestrittene Existenz von amerikanischen biologischen Labors in der Ukraine, obwohl dies von Victoria Nuland bei einer Anhörung im Senat am 8. März bestätigt wurde. Es stimmt, dass sofort ein Dementi herausgegeben wurde, um dies abzustreiten. Danach wurde von «biologischen Forschungseinrichtungen» gesprochen und die Aufmerksamkeit wurde auf angebliche russische Chemieangriffe gelenkt, um das Problem der geheimen Bio-Labors im Keim zu ersticken.

Der Skandal um die «Massengräber von Butscha» scheint denselben Techniken zu gehorchen. Es ist natürlich sehr gut möglich, dass die russische Armee Kriegsverbrechen begangen hat. Aber warum hat der Bürgermeister von Butscha in seiner Videobotschaft, die er am Tag nach dem Abzug der Russen veröffentlichte, nichts gesagt? Warum haben die *New York Times* und die ukrainische Polizei, die den Ort des Geschehens besuchten, nichts bemerkt? Warum trugen die Leichen nach vier Tagen in der Witterung schöne, makellose, weisse Bänder an den Händen?

Warum hat die private amerikanische Firma, die die Satellitenfotos der *New York Times* zur Verfügung gestellt hat, so lange mit der Freigabe gewartet? All diese und viele andere Fragen sollten beantwortet werden, bevor man «Völkermord» und «Verbrechen gegen die Menschlichkeit» ruft, wie es Carla del Ponte getan hat, die nicht vor Ort war und keine ernsthaften Ermittlungen angestellt hat. Es ist daher dringend notwendig, mit einer Entscheidung zu warten.

### Selenskyjs Stern verliert an Strahlkraft

Es scheint, dass die ukrainische Kommunikation unter der Ägide der Gruppe PR Network nicht weniger als 150 PR-Firmen, Tausende von Experten, Dutzende von Presseagenturen, renommierte Medien, Telegram-Kanäle und russische Oppositionsmedien beschäftigt, um ihre Nachrichten zu verbreiten und die westliche Meinung zu bilden. Man macht sich über die Russen lustig, die die Verwendung des Wortes «Krieg» verboten haben und nur von «Spezialoperation» sprechen. Doch die westlichen Medien stehen ihnen in nichts nach, denn sie werden permanent von Schlüsselbotschaften und Sprachelementen alimentiert, die beispielsweise die Verwendung von Begriffen wie «Krim-Referendum» oder «Bürgerkrieg im Donbass» untersagen.

Dieser brillante Erfolg im Westen verdeckt allerdings ein offensichtliches Scheitern in Lateinamerika, Afrika und Asien, das heisst in 75 Prozent der bevölkerten Welt. Die südlichen Länder lassen sich von unseren Lügen und Interessen nicht mehr täuschen. Und der Stern von Selenskyj beginnt an Strahlkraft zu verlieren. Sein bemitleidenswerter Auftritt vor der Knesset, wo er den Fehler beging, die russische Offensive mit der «Endlösung» zu vergleichen, während es die Russen waren, die Auschwitz befreit und Hitler zurückgetrieben haben, und es die Vorfahren seiner Verbündeten der ukrainischen, nationalistischen, extremen Rechten waren, die an der Shoa in Form von Erschiessungen teilnahmen, war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.

Auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen, möchte ich diesen langen Artikel mit folgenden Worten beschliessen: Man kann, man muss diesen Krieg sogar verurteilen. Doch hören wir endlich damit auf, uns täuschen zu lassen. Wir müssen unseren kritischen Geist und unseren Sinn für die Realität wiederfinden. Nur so können wir auf dem Trümmerfeld, zu dem die Ukraine geworden ist, einen dauerhaften Frieden schaffen.

Guy Mettan ist Journalist und Grossrat des Kantons Genf (Mitte). Er war Chefredaktor der *Tribune de Genève*, ist Mitgründer des Schweizer Presseclubs und Autor des Buchs «Russie-Occident. Une guerre de mille ans» (Syrtes), das in sieben Ländern, darunter in den USA und in China, veröffentlicht wurde. Präsident Jelzin verlieh Guy Mettan die russische Staatsbürgerschaft, nachdem er 1994 das russische Waisenkind Oxana adoptiert hatte.

# Europapolitik der Gelassenheit

Bereits laufen wieder Gespräche mit der EU über ein Rahmenabkommen. Auf keinen Fall darf die Schweiz den ständigen Druckversuchen nachgeben.

Rudolf Walser

Mit der Aufnahme von Sondierungsgesprächen mit der EU-Kommission beginnt nach dem Abbruch der InstA-Verhandlungen eine neue Phase. Es wäre ratsam, den Realitäten in die Augen zu schauen, neues Selbstvertrauen zu tanken, um den ständigen Druckversuchen seitens der EU zu widerstehen, ohne jedoch in Übermut zu verfallen.

Die unüberwindbaren Probleme im Zusammenhang mit dem InstA sind letztlich dadurch entstanden, weil viele in Politik und Wirtschaft nicht wahrhaben wollten, dass sich der rechtliche Charakter der meisten der aktuellen bilateralen Abkommen (mit Ausnahme des Luftverkehrs- und des Schengen/Dublin-Abkommens) fundamental geändert hätte. Sie wären von einem institutionell bisher nicht eingeebten Liberalisierungs- in ein eigentliches Integrationsabkommen mit Rechtsharmonisierung und einheitlicher Gerichtsbarkeit transformiert worden – diametral gegen das schweizerische Staatsverständnis. Eine Neubelebung der Europapolitik mit Bezug auf das InstA würde damit zu den genau gleichen Problemen führen, an denen dieses gescheitert ist.

Der Schweiz bleiben zunächst zwei Optionen: der Übergang zu einem modernen, zeitgemässen Freihandelsabkommen auf völkerrechtlicher Grundlage oder der EU-Beitritt. Da Letzterer mit der DNA der Schweiz nicht vereinbar wäre, bleibt eigentlich nur der handelspolitische Weg. Nachfolgend die vier entscheidenden Punkte:

## 1 — Schreckgespenst «Drittland Schweiz»

Die Befürworter des InstA oder einer sonst wie engen rechtlichen Anbindung an die EU warnen unablässig vor der Gefahr, die Schweiz könnte wie einige osteuropäische Nachbarländer in den Status eines Drittlandes mit gravierenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Folgen abrutschen. Dabei ist doch jeder Staat, der nicht Mitglied der EU ist, Drittland. Die heutigen bilateralen Abkommen Schweiz-EU sind insofern eine Besonderheit, als es um eine teilweise Anbindung der Schweiz an den unionsrechtlichen Besitzstand geht. Aber die EU betreibt auch ohne

rechtliche Einbindung in den Binnenmarkt intensiven Handel mit vielen Ländern der Welt (USA, China, Japan, Kanada usw.). Von daher benützen die EU-Freunde den Drittlandstatus als angsteinflössendes Schreckgespenst.

## 2 — Mär von der Rechtssicherheit

Als einer der grossen Vorteile des InstA wurde immer wieder die damit verbundene Rechtssicherheit für die Wirtschaftsakteure gelobt. Dabei hat man die Entwicklung der EU als Vertragspartnerin kaum je in den Blick genommen. Versteht man unter Rechtssicherheit den Schutz von privatwirtschaftlichen Aktivitäten vor staatlichen Regulierungen, so zeigt schon die jüngste Entwicklung der EU, wie brüchig ihr Ordnungsrahmen geworden ist. Nicht nur sind zentrale Stabilitätspfeiler der EU einfach durch Ad-hoc-Massnahmen ohne Vertragsänderung ausser Kraft gesetzt worden (fiskalisches Regelwerk, Nichtbeistandsklausel, das Verbot der monetären Staatsfinanzierung), sondern der forcierte europäische Zentralismus läuft auch dem Subsidiaritätsprinzip immer stärker zuwider. Weiter zeichnet sich eine neue finanzpolitische Ära mit Schuldenvergemeinschaftung ab.

## 3 — Kohäsionszahlungen wofür?

Als Zeichen des guten Willens beschloss das eidgenössische Parlament in der Herbstsession 2021

auf Antrag des Bundesrates, die bisher blockierten Kohäsionsgelder in der Höhe von 1,3 Milliarden Franken freizugeben. Dafür gibt es bei nüchterner ökonomischer Betrachtung keine überzeugende Grundlage. Denn nach der ökonomischen Handelstheorie ist die gegenseitige Marktöffnung in aller Regel für alle beteiligten Länder ein Nettogewinn. Die Welthandelsorganisation sieht bei reziproken Öffnungen auch keine Abschlagszahlungen vor. Das lässt sich auch auf die seinerzeitige Aufnahme der osteuropäischen Länder in die EU und auf die Öffnung des Handels mit der Schweiz übertragen.

## 4 — Schweiz: keine Rosinenpickerin

Gegen diesen Vorwurf sollte sich die Schweiz dezidiert zur Wehr setzen. Dieser von EU-Seite immer wieder kolportierte Vorwurf entbehrt jeder sachlichen Grundlage. Denn dies würde ja bedeuten, dass es der Schweiz in den bisherigen Verhandlungen mit der EU gelungen sei, sich mehr Vorteile zu verschaffen, was der EU-Kommission als Verhandlungsführerin ein schlechtes Zeugnis ausstellen würde.

Vor dem Hintergrund des Krieges in der Ukraine und der Gesuche zahlreicher bedrohter Staaten um Aufnahme in die EU ist nicht auszuschliessen, dass die vielen, bisher unbeachtet gebliebenen Pläne für eine Reform der EU nach dem Muster der unterschiedlichen Integrationskreise endlich auf die politische Agenda kommen könnten. Von besonderem Interesse sind die 2016 vom Bruegel-Think-Tank lancierten Vorschläge für eine kontinentale Partnerschaft. Diese schlagen für die im äusseren Kreis an die EU angebotenen Mitglieder nur die Übernahme von drei Elementen des EU-Binnenmarktes vor: Waren, Dienstleistungen, Kapital. Ein solches Arrangement ohne die Personenfreizügigkeit böte auch für die Schweiz neue Perspektiven, weshalb jetzt keine überstürzten europapolitischen Entscheide zu suchen sind, sondern vielmehr strategische Gelassenheit gefragt ist.

Rudolf Walser war Chefökonom von Economiesuisse und anschliessend bei Avenir Suisse tätig.





# Wahnsinn, was die alles macht

Schauspielerin, Tänzerin, Sängerin: Barbara Schöneberger ist die Marlene Dietrich unserer Zeit. Nun rettet sie als humorvoller Wirbelsturm die Samstagabendkiste der ARD.

Peter Rothenbühler

**V**erstehen Sie Spass?», die von Kurt Felix erfundene Eurovision-Samstagabendkiste, die immer wieder recht erfolgreiche Moderator-Nachfolger kannte, ist endlich gerettet!

Die neue Moderatorin, die Münchner Schauspielerin, Sängerin und Tänzerin Barbara Schöneberger, 48, ist eine Wucht. Sie beherrscht den Saal mit Wortwitz, Ironie und Gesang. Und kommt als eine Art wagnerianische Walküre rüber. Gross, stark, lange blonde Haare, rote Lippen, eingepackt in Glitzerkleider, die den wallenden Busen und den runden Po betonen. Wie ist das nur möglich in einer Zeit, in der sich doch Frauen gerade am Fernsehen eher dünn machen?

Da kommt diese Babsi einfach daher und macht auf Vamp? Das ist ein Ereignis, das vielleicht eine Wende im Fernsehen einläutet. Man darf wieder aussehen wie Marilyn Monroe oder Marlene Dietrich, die auch so schön Pobetonende enge Kleider trugen. Und man darf hingucken, die Schöneberger mit den Augen auffressen.

## «Noch läuft's»

Sie hat auch eine Schnauze, die alle bisherigen Moderatoren in den Schatten stellt. Waren Paola und Kurt Felix noch das brave Ehepaar von nebenan, das sich ein paar gutvorbereitete Witzchen leistet, so ist die Schöneberger ein humoristischer Wirbelsturm, der keine Hemmungen kennt, spontan alle aufs Korn nimmt, auch sich selbst. «Wir sind beide über vierzig und immer noch gut im Schuss», sagt sie zu «Verstehen Sie Spass?» und grinst in die Kamera, mit stechenden Augen, die uns an die Hexe im Märchenspiel erinnern.

Auch die einzelnen «Verladungen» waren diesmal wieder sehr gut. Doch, doch, die ARD hat den richtigen Star für «Verstehen Sie Spass?» gefunden. Erstaunlich nur, dass die Schöne-

berger sich zu diesem Job, der sie fünfmal im Jahr je zwanzig Tage beschäftigen wird, überreden liess. Denn sie hat schon alles gemacht, was die TV-Szene hergibt. Vom Publikum zur «schönsten Moderatorin Deutschlands» ge-



Keine Hemmungen:  
Moderatorin Schöneberger, 1996.

wählt, ist sie der weibliche Hansdampf in allen Gassen. Sie hat so viele Beschäftigungen, dass die Leute nur noch staunen: «Wahnsinn, was die alles macht.» Sie ist Verlegerin eines *Barbara*-Magazins, betreibt ein «Barba Radio», gibt eine Tapetenkollektion heraus, moderiert den

Deutschen Radio- und den Deutschen Fernsehpreis, hat bei RTL eine Show mit Günther Jauch und Thomas Gottschalk und auf NDR eine Talkshow. Und sagt: «Ich lehne 95 Prozent aller Anfragen ab.»

Auf die Frage des *Spiegels*, worauf sie mehr süchtig sei, auf Applaus oder Geld, sagt sie unverfroren: «Ich würde mich immer fürs Geld entscheiden.» Und warum sie so viel mache? «Warum nicht? Noch läuft's, die Nachfrage ist da.» Selbst im Lockdown war diese Schönwetterfrau sehr glücklich: «Ich habe Brot gebacken für die Familie und jeden Tag dreimal gekocht», sagt die Ehefrau des Computer-Unternehmers Maximilian von Schierstädt und Mutter von zwei Kindern. Die Tochter des Soloklarinettenisten Hans Schöneberger und der Hausfrau Annemarie begann an der Uni Augsburg Soziologie, Kommunikationswissenschaft und Kunstgeschichte zu studieren, brach dann aber nach dem 10. Semester ab, obschon sie in der Zwischenprüfung als Einzige die Bestnote 1,0 erzielt und von der Universität ein Jobangebot erhalten hatte. Die kluge Schöne schlug eine Fernsehkarriere ein, zuerst als Assistentin in Spielshows, dann ging's stetig aufwärts, das Kino rief, eine eigene Sendung, Reality-Shows, Gala-Moderationen und Plattenaufnahmen (sie singt recht gut), Improvisationstheater und so weiter.

## Gute Stimmung, gute Energie

Sie behauptet, sich kaum vor Auftritten vorzubereiten, denn «ein gutes Gespräch ist nicht planbar, vielmehr muss es einem gelingen, eine gute Stimmung zu kreieren, auf die sich sowohl der Gast als auch der Gastgeber einlassen und in die sich beide fallenlassen können und von deren Energie sie sich tragen lassen». So einfach ist das! Sie kann's. Und wie gesagt: «Verstehen Sie Spass?» ist gerettet.

# Schweizer Film-Mafia

Die angeblich so weltoffene Kulturszene kämpft plötzlich für mehr Heimatschutz.  
Kein Wunder: Mit der Lex Netflix bekäme die hochsubventionierte Filmbranche noch mehr Geld.

Marcel Odermatt

Bern

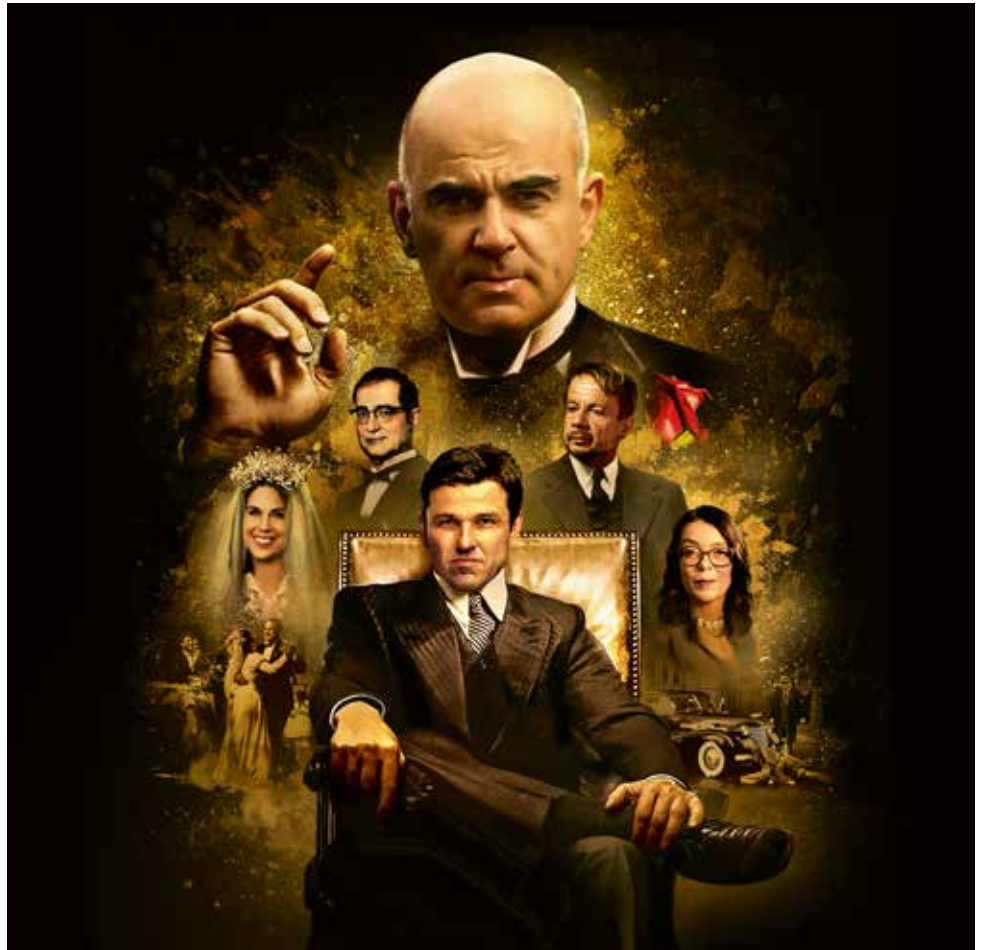
Als die Jungparteien von Grünliberalen, FDP und SVP die Unterschriften für das Referendum gegen das Filmgesetz eingereicht hatten, platzte Filmemacher Samir der Kragen. Diese jungen Politiker würden sich zu «Handlangern der internationalen Streaming-Konzerne» machen, schimpfte der Regisseur und Produzent auf seinem Profil beim amerikanischen Tech-Giganten Facebook. Um drohend anzufügen: «Die Schweizer Filmbranche wird sich zu wehren wissen und in der Abstimmung im Mai den Menschen klarmachen, wo *de Bartli de Moscht* holt. Bis dann!»

Dass sich der Tausendsassa des heimischen Filmschaffens derart über den politischen Nachwuchs ärgert, der nur sein demokratisches Recht wahrnimmt, ein Referendum zu ergreifen, hat einen guten Grund. Bei der Abstimmung in fünf Wochen geht es um viel Geld. Nach Schätzungen der Verwaltung fließen zwischen achtzehn und dreissig Millionen Franken zusätzlich in das Schweizer Filmschaffen, wenn die Vorlage durchkommt.

## Prestigeprojekt schlechthin

Die sogenannte Lex Netflix will die Streaming-Dienste und die privaten Fernsehsender verpflichten, 4 Prozent ihres in der Schweiz erwirtschafteten Umsatzes der heimischen Filmindustrie abzuliefern. Zudem möchte man Anbieter wie Netflix, Amazon und Disney+ dazu verdonnern, künftig mindestens 30 Prozent ihres Angebots mit Filmen zu füllen, die in Europa produziert werden.

Dabei fördern die Steuerzahler den Schweizer Film und das Kino schon heute grosszügig. Das Bundesamt für Statistik beziffert die diesbezüglichen Ausgaben von Bund, Kantonen und Gemeinden im Jahr 2019 auf 83,8 Millionen Franken. 2008 betrug diese Summe noch 50,8 Millionen Franken. Dazu kommen weitere Mittel der aus Gebührengeldern finanzierten SRG fürs Schweizer Filmschaffen. Diese belaufen sich laut einem Bericht zuhanden der Kulturkommission des Nationalrats auf rund fünfzig Millionen Franken pro Jahr.



*Sie glaubten ihre Schäfchen schon im Trockenen:* Alain Berset, Gilles Marchand, Nathalie Wappler, Matthias Aebischer, Susanne Wille, Samir (im Uhrzeigersinn).

Roger Elsener, Präsident des Verbandes Schweizer Privatfernsehen, geht von einer vorsichtig geschätzten Subvention der hiesigen Streifen von 120 Millionen Franken aus. 2019 – im Jahr vor der Pandemie – zählten Schweizer Produktionen 839 167 Kinobesuche. Das heisst, dass die öffentliche Hand jeden Besuch mit 140 Franken mitfinanzierte. «25 Prozent mehr Fördermittel für Filme, die – von erfreulichen Ausnahmen abgesehen – nur ein Liebhaberpublikum interessiert, ist viel zu viel», lautet sein Fazit.

Was für Unbeteiligte nach Steuern und Heimatschutz tönt, ist für die eher linke,

angeblich so weltoffene Kulturszene das Prestigeprojekt schlechthin. Kathrin Halter, Co-Chefredaktorin der Branchenzeitung *Cinébulletin*, spricht von «der wichtigsten Kulturvorlage seit Gedenken». Wäre ja noch schöner, wenn ein paar bürgerliche Jungpolitiker im letzten Moment die grosse Party verderben würden.

Entsprechend werden alle Kräfte mobilisiert. In einem internen E-Mail fordert Matthias Aebischer, Präsident des Dachverbandes Cinésuisse, die Mitglieder auf, Geld für die Abstimmungskampagne zu sammeln. Eine Mil-

lion Franken sei nötig, schreibt der Berner SP-Nationalrat in seinem Bettelbrief. Davon hat er nach eigener Auskunft jedoch erst 700 000 Franken zusammengekratzt.

Für Aebischer und Co. besonders ärgerlich: Sie glaubten, ihre Schäfchen schon im Trockenen zu haben. Einen ersten Angriff hatten sie souverän abgewehrt. Der Zürcher Mitte-Nationalrat Philipp Kutter hatte in der zuständigen Kommission erfolgreich den Antrag gestellt, die Streaming-Dienste mit 1 statt 4 Prozent des Schweizer Umsatzes zu belasten.

Kutter: «Ich wollte den Weg für einen Kompromiss ebnen. 1 oder auch 2 Prozent wären für alle Betroffenen und insbesondere für die privaten Schweizer TV-Sender verkraftbar gewesen.

### *Wäre ja noch schöner, wenn ein paar bürgerliche Jungpolitiker die grosse Party verderben würden.*

Zudem hätten wir uns damit international gut eingebettet. Eine 4-Prozent-Abgabe ist europäisch ein Spitzenwert.»

Von diesem Mittelweg wollte die Schweizer Filmmafia nichts wissen. Die bestens vernetzten Branchenvertreter, angeführt von der erfahrenen Cinésuisse-Lobbyistin Bettina Mutter, setzten alle Hebel in Bewegung, um Kutters Vorstoss zu torpedieren. Eine entscheidende Rolle spielte das Locarno Film Festival im vergangenen Sommer, wie Insider berichten.

Locarno ist das Klassentreffen der Branche, ein Stelldichein unter Palmen. Erfahrungsgemäss vergnügen sich auch viele Politiker bei diesem glamourösen Anlass am Lago Maggiore. So plauderte Kulturminister Alain Berset (SP) mit Parlamentarierinnen wie Doris Fiala (FDP), Tiana Angelina Moser (GLP) und Maja Graf (Grüne), während SRF-Direktorin Nathalie Wappler und ihre Kulturchefin Susanne Wille hier und dort ein gutes Wort für eine möglichst strikte Lex Netflix einlegten. Natürlich durfte auch Regisseur Samir nicht fehlen.

#### **Abschiedsgeschenk der Kulturbeamtin**

Der Plausch bei Weisswein und Häppchen war ein voller Erfolg. Am 1. Oktober 2021 stimmten National- und Ständerat für die Änderung des Filmgesetzes, und zwar ganz im Sinn der Branche. Kutters in der Kommission erfolgreicher Kompromiss war kein Thema mehr. Besonders gefreut haben dürfte sich die Freiburger Mitte-Politikerin Isabelle Chassot, die damalige Chefin des Bundesamts für Kultur, die wenig später in den Ständerat wechselte. Die Lex Netflix gilt als wichtigstes Projekt ihrer Amtszeit, als ihr Abschiedsgeschenk an die Branche.

Allerdings machten die fröhlichen Sieger die Rechnung ohne die Jungparteien. Offensichtlich verfällt diese Generation nicht in Hurrapatriotismus, nur weil eine Filmproduktion

aus der Schweiz stammt. Virginie Cavalli, Co-Präsidentin der Jungen Grünliberalen, bringt diese Haltung wie folgt auf den Punkt: «Filme sind Kunst. Ihre Förderung auf die Nationalität ihrer Produzenten zu beschränken, ist schlichtweg abwegig und widerspricht der Freiheit, die jede Form von Kunst mit sich bringt.»

Hinzu kommt die Frage des Preises. Schon heute bezahlen Schweizer Konsumenten für ihr Netflix-Abonnement trotz gleicher Auswahl an Filmen und Serien deutlich mehr als ihre europäischen Nachbarn. Wenn die Abgaben auf ein europäisches Rekordniveau steigen, dürfte es nur eine Frage der Zeit sein, bis auch die Abo-Preise weiter erhöht werden.

Die Vorlage sei ein «Frontalangriff auf das Portemonnaie von uns Konsumentinnen und Konsumenten», erklärt Matthias Müller, Präsident des Referendumskomitees und der Jungfreisinnigen. Und: «Die Filmlobby, die einzige Profiteurin, bereichert sich mit dem neuen Filmgesetz auf unsere Kosten.»

#### **Wer kann das wollen?**

Das sind ernstzunehmende Einwände. Doch statt darauf einzugehen, stellen sich die Befürworter taub. Wenn's hoch kommt, werden die Gegner in bester Samir-Manier als Ignoranten dargestellt. Der Genfer Filmemacher Fred Baillif sagte am Filmfestival in Lausanne vor einigen Tagen: «Ich verstehe nicht, wie jemand dagegen sein kann.»

Ausserhalb der Filmblase sieht die Sache anderes aus. Die Präsidenten der bürgerlichen Bundesratsparteien – Marco Chiesa (SVP), Thierry Burkart (FDP) und Gerhard Pfister (Mitte) – lehnten die Gebührenerhöhung im Parlament allesamt ab. Laut ersten Umfragen ist die Sache keineswegs so klar, wie es die Befürworter gern hätten. Ohnehin läuft die Debatte jetzt erst richtig an.

So kam ein wichtiges Argument der Gegner bislang noch gar nicht zur Sprache: Die Schweizer Filmbranche, die so viel auf «Diversität» gibt, ist das Gegenteil von divers. Man feiert an denselben Partys (Locarno, Solothurn), vertritt die gleichen Meinungen (mehr Subventionen für Kunst und Kultur) und kämpft gegen die gleichen politischen Gegner (im Zweifel gegen rechts).

Als zentrale Geldgeber fungieren der Staat und die zwangsgebührenfinanzierte SRG, angeführt von Direktor Gilles Marchand. Werden die Zuschauer noch mehr geschöpft, kann das nur eines bedeuten: *more of the same*. Schliesslich würde der Topf des Staates noch bedeutender und die verständliche Lust, sich daran zu bedienen und sich dem Geldgeber erkenntlich zu zeigen, noch grösser. Wes Brot ich ess, des Lied ich sing.

Mit Ausnahme von Politikern, Beamten und Filmleuten kann das eigentlich niemand wollen.

## **Olaf Scholz macht seine Sache gut**

Seit Kriegsbeginn hält sich Olaf Scholz zurück. Das Megafon war nie seine Sache. Auch jetzt beschränkt sich Deutschlands Kanzler auf das Nötigste. Er verurteilt «Putins Krieg», aber er versichert: «Wir werden nicht militärisch eingreifen.»

Nie war die Emotionslosigkeit des «Stoikers» (*Tagesspiegel*) wertvoller als heute. Er bleibt unbeirrt von Forderungen nach Gasembargos, schweren Waffen, dem Einsatz von Nato-Truppen. Denn im Kanzleramt fürchtet man eine militärische Eskalation. Nicht auszumalen, was geschähe, wenn nun auch Deutschland, Zünglein an der westlichen Waage, ins Kriegshorn stiesse. Kippt Scholz, kippt alles.

Doch der Balanceakt wird immer schwieriger: Untätigkeit wird Scholz vorgeworfen. Der Druck steigt mit jedem Kriegstag, mit jedem «Kriegsverbrechen», mit jedem Bild aus Butscha. Frank-Walter Steinmeier ist schon eingeknickt, hat öffentlich bereut. Nicht genug, meint Kiews Botschafter. Nun müsse der Bundespräsident seinerseits den Kanzler unter Druck setzen. Noch hält Scholz stand, zum Wohl des Weltfriedens. Wie lange noch?

*Roman Zeller*

## **Wer zweifelt, ist rechts**

Es begann in Deutschland mit der Euro-Krise: Solidarität mit den Südstaaten war alternativlos. Wer zweifelte, war rechts. Dann kam 2015: Solidarität mit Flüchtlingen war alternativlos. Wer zweifelte, war rechts. Bei Corona war Solidarität sowie so alternativlos. Wer zweifelte, war rechts. Nun ist Solidarität mit der Ukraine alternativlos. Wer zweifelt, ist abermals rechts.

Solidarität ist eine ehrenwerte Haltung. Aber nicht, wenn sie verordnet wird. Wo ist die Solidarität mit jenen, die anderer Meinung sind? Wo ist eine freie Debatte, wenn Andersdenkende als moralisch verwerflich geschmäht werden? Wer schreit, hört schlecht. Höchste Zeit, die Lautstärke zu senken und die Ohren zu spitzen – auch für Zwischentöne. Am 1. August 1914 verkündete Kaiser Wilhelm vom Balkon seines Schlosses: «Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche.» Das war schon damals falsch. Und es ging schon damals gründlich schief.

*Wolfgang Koydl*

# Drei Gespenster und eine Frau

Philippe Pétain, Wladimir Putin und Jean-Marie Le Pen prägen den französischen Wahlkampf. Die überraschende Profiteurin heisst: Marine Le Pen.

Jürg Altwegg

**D**rei Gespenster gehen um in Frankreich. Das erste Gespenst ist Nazi-Kollaborateur Philippe Pétain. Eric Zemmour hat im Wahlkampf versucht, ihn zu rehabilitieren. Mit Pétain legten sich die langen Schatten von Vichy über Frankreich. Der Zentralrat der Juden hat die Parole ausgegeben: «Keine jüdische Stimme für den Juden Eric Zemmour». Macron reiste in die Hauptstadt der Vergangenheit und geisselte die «Manipulation der Geschichte» – die er schamlos instrumentalisiert. Schon 2017 hatte er vor dem Duell mit Marine Le Pen die Ruinen von Oradour besucht, den Schauplatz des SS-Massakers.

Das zweite Gespenst heisst Wladimir Putin. Vor fünf Jahren wollte er mit Russia Today und Sputnik einen Präsidenten Macron verhindern und Le Pen ins Elysee katapultieren. Mit seinem Überfall auf die Ukraine schien er dessen Wiederwahl zu garantieren. Und nun das: Putins französische Freunde – Jean-Luc Mélenchon, Eric Zemmour, Marine Le Pen – dürften die Hälfte aller Stimmen einheimen. Weil allerdings Mélenchon und Zemmour keine Chance mehr auf die Stichwahl haben, ist Le Pen die lachende Dritte. Sie hat in keiner Weise unter ihrer Nähe zum Kreml-Herrscher gelitten.

## Zemmour diktierte die Themen

Bevor wir zum dritten Gespenst kommen, eine Rückblende auf Le Pens sagenhaftes Comeback. Nach dem Fiasko im TV-Duell war sie 2017 schon vor der Schlussrunde k. o. Ausgezählt wurde sie mit 33,9 gegen 66,1 Prozent der Stimmen. Doch unbeirrt setzte Marine Le Pen die «Entnazifizierung» ihrer Partei fort und veränderte deren Namen: Aus dem Front wurde ein Rassemblement National. Sie warf ihren Vater Jean-Marie Le Pen aus der Partei. Der Rechtsextremismus-Experte Jean-Yves Camus stellt fest: «Marine Le Pen ist keine Antisemitin.»

Wie Marine Le Pen setzte Emmanuel Macron auf eine Neuauflage des Duells von 2017 – in der Überzeugung, dass er es nicht verlieren kann. Für beide wurden die Regionalwahlen vom vergangenen Juni zum Debakel. Sie konnten keine einzige Region erobern. Es triumphierten die



*Sagenhaftes Comeback:* Präsidentschaftskandidatin Le Pen.

Grünen und die Republikaner. Letztere hatten 2017 mit François Fillon erstmals den Einzug in die Stichwahl verpasst. Bei den Europa-Wahlen fielen sie auf unter 10 Prozent. Mit Valérie Pécresse hofften die Republikaner auf ihre Auferstehung: Bis vor kurzem war sie laut den Umfragen die einzige Gegnerin, die Macron in der Stichwahl fürchten musste.

Eric Zemmour diktierte die Themen und die Dynamik. Nur Marine Le Pen liess sich nicht von ihm beirren. Sie blieb bei ihrer Botschaft und ihren Bildern: Katzen, Kinder, Kauf- und ein bisschen Kernkraft. Aus allen ideologischen Debatten hielt sie sich heraus. Im Fernsehen erzählte sie von ihrer WG mit einer Jugendfreundin. Mit den Wählern sprach sie nicht über Geopolitik, sondern über den Gaspreis.

Von Freunden und Familie wurde sie verraten. Ihr Wahlkampfleiter und zahlreiche Wegbegleiter gingen zu Zemmour, zuletzt auch noch ihre Nichte Marion Maréchal-Le Pen. Alles hat sie weggesteckt. «Die Umfragen diktiert den Wahlkampf, entscheiden aber keine Wahl», sagte Marine Le Pen im Dezember zu ihren engsten Vertrauten: «Zemmour wird unter 10 Prozent fallen.»

Da steht er inzwischen. Den Einzug in die Stichwahl hat er abgeschrieben. Für ihn geht es nur noch darum, Pécresse hinter sich zu lassen.

Im Schlusspurt haben alle Kandidaten verloren. Nur Marine Le Pen legte zu. Das Momentum ist auf ihrer Seite.

Das Rückspiel von 2017 wird zur Zitterpartie. «Nach den Attentaten in Paris hatte François Hollande um 17 Prozentpunkte zugelegt», erinnert sich Macrons Fraktionschef Christophe Castaner: «Er verspielte sie in zwei Wochen.» Ex-Premier Edouard Philippe sagt in jedem Interview: «Marine Le Pen kann gewinnen.» Manuel Valls, auch er ein Ex-Premier, schlägt Alarm: «Es ist eine Minute vor Mitternacht.»

## Wie einst Mitterrand?

Schlägt Frankreich am Sonntag die Geisterstunde? Das dritte Gespenst dieses Wahlkampfes ist Jean-Marie Le Pen. Vor zwanzig Jahren kam er in die Stichwahl. Mit einem kollektiven antifaschistischen Exorzismus wurde es vertrieben und Chirac mit 81 Prozent gewählt. Es war die letzte Wiederwahl eines Präsidenten. Trotz Pétain und Putin und Vater Le Pen muss Macron zittern. 51,5 gegen 48,5 Prozent lauten die jüngsten Prognosen. Le Pens Diabolisierung hat begonnen. Doch der antifaschistische Reflex ist verbraucht und die Kandidatin überzeugt, dass sie es im dritten Anlauf schaffen – wie einst François Mitterrand, den auch schon alle abgeschrieben hatten.

# Realität und Realitätsverzerrung

Wozu braucht es Auslandskorrespondenten, wenn sie von ihrem Land keine Ahnung haben?



Als ich an diesem Montagmorgen die Schlagzeilen des Schweizer Fernsehens sah, fiel ich mit einem Lachanfall fast von der Küchenbank.

Ich las: «Viktor Orbán hat offensichtlich vieles richtig gemacht.»

Man nennt das Katastrophenbewältigung. Wochenlang hatte unser Staatsfunk, von «Tagesschau» bis «Echo der Zeit», zuvor seinem Publikum eingehämmert, bei Ungarns Premier Orbán handle es sich um einen «korrupten» und «autokratischen» Schurken, der «die Demokratie aushöhlt» und dadurch bei den Wahlen «unter Druck» steht.

Es kam völlig anders. Viktor Orbáns Fidesz-Partei erreichte in den Wahlen ein Allzeithoch von 53 Prozent der Stimmen. Sie hängt die vereinigten Oppositionsparteien mit fast zwanzig Prozent der Stimmen ab. Ein Erdbeben.

Noch am Wahlabend formulierte in der «Tagesschau» hingegen deren Osteuropa-Korrespondent Peter Balzli, «auch die Opposition könnte gewinnen». Es war eine derart bizarre Fehleinschätzung, dass ich meinem alten Kollegen Balzli nur raten kann, sich bei seiner Berichterstattung über Ungarn künftig auf Gulasch und Gänseleber zu beschränken. Dort braucht es keinen politischen Sachverstand.

Die Wahlen in Ungarn waren eine Katastrophe. Sie waren eine Katastrophe für den Journalismus, vor allem für den Auslandjournalismus.

Wie nach jeder Katastrophe begannen dann die unvermeidlichen Aufräumarbeiten.

Blenden wir etwas zurück und lesen wir nochmals, was uns die Auslandressorts der Medien noch wenige Tage vor diesem Wahlausgang vorgesetzt hatten.

«Orbán steht vor den Trümmern», wusste etwa die NZZ und prophezeite, «dass Orbáns Modell gescheitert ist». Das war für ein sogenanntes Weltblatt schon eine sehr dilettantische Einschätzung einer Politik, die zwei Tage später einen gigantischen Wahlerfolg einfuhr.

Anderswo sahen die Journalisten Orbáns Niedergang gleichermassen kommen. «Für Orbán wird es eng», weissagte die *Aargauer Zeitung*. «Orbán droht der Sturz», titelte der

*Es gibt inzwischen ganze Legionen von Gesinnungspolizisten auf den Redaktionen.*

*Blick*. Ungarns Opposition, so wusste der *Spiegel*, «könnte Viktor Orbán bei den anstehenden Wahlen tatsächlich besiegen».

Wie kann man sich nur dermassen verhauen? Warum, so fragt man sich, haben Auslandskorrespondenten nicht die geringste Ahnung von jenem Land, über das sie berichten?

Die Antwort führt uns in den Fachbereich der Psychotraumatologie. Die häufigste Verhaltensstörung ist hier, dass der Patient die Realität nur noch sehr bedingt wahrnehmen kann, weil eine traumatische Vorstellung, genannt Intrusion, seine Sichtweise blockiert.

Wem das nun etwas zu theoretisch war, dem liefere ich drei Schlagzeilen aus dem Jahr 2016.

«Sieg für die Geschichtsbücher: Hillary Clinton vor dem Ziel», wusste damals der *Focus*. «Die Glücksprinzessin», betitelte der *Tages-Anzeiger*

damals Hillary Clinton und kündete an, was sie «nach ihrem Wahlsieg» alles bewegen werde. «Hillary Clintons historischer Weg», jubelte das Schweizer Radio über ihren sicheren Sieg.

Gewählt wurde damals Donald Trump. Und gewählt wurde nun Viktor Orbán.

Viele Journalisten sind nicht mehr fähig, Realitäten nüchtern zu erkennen. Zu viele vorbelastende Traumata stehen ihnen im Weg. Sie müssen links stehen, sie müssen alles Konservative ablehnen, sie müssen politisch korrekt sein, gendernässig und antifaschistisch richtig agieren, multikulturell und klimatologisch dem Zeitgeist folgen, und sie müssen unablässig kämpfen gegen all die Rassisten, Nazis und Populisten, die an jeder Ecke lauern.

Wer sich diesem Mainstream verweigert, ist intern schnell ein Outsider. Es gibt inzwischen ganze Legionen von Gesinnungspolizisten und Gesinnungspolizistinnen auf den Redaktionen.

In diesem Klima schreibt man nicht mehr, was die Wahrheit ist. Man schreibt, was die Wunschvorstellung ist. In der Wunschvorstellung verlieren Trump und Orbán die Wahl.

Wenn die Realität sich nicht an die eigene, schiefe Sichtweise hält, dann ist daran nicht die eigene, schiefe Sichtweise schuld, sondern die Realität. Dann gewinnt Orbán die Wahl «deutlicher als erwartet» (*Tages-Anzeiger*). Dann feiert Orbán einen «unerwarteten Triumph» (*St. Galler Tagblatt*), dann siegt Orbán «überraschend deutlich» (*Spiegel*).

Wenn das journalistische Wunschenken an der Realität scheitert, dann ist das völlig unerwartet und überraschend.

# Die Spur führt zu Joe Biden

Dokumente aus Hunter Bidens Laptop nähren den dringenden Verdacht:  
Der amerikanische Präsident hat nicht nur als Türöffner für die Deals seines Sohnes fungiert.

Urs Gehriger

Nach achtzehn Monate langem Schweigen haben grosse US-Medien die Story um Hunter Bidens privaten Laptop zum Leben erweckt. Nach der *New York Times* zog letzte Woche die *Washington Post* nach. In einem Artikel mit dem Titel «Einblicke in Hunter Bidens millionenschwere Geschäfte mit einem chinesischen Energieunternehmen» zeigt die Zeitung auf, wie das Familienunternehmen mit nur einem Deal 4,8 Millionen Dollar kassierte.

In einem separaten Beitrag erklärte das Blatt seinen Lesern, wie externe digitale Forensiker die Echtheit der untersuchten Dokumente bestätigten. Die Experten räumten ein, dass bislang erst ein kleiner Teil des umfangreichen Laptop-Inhalts (253 Gigabyte) verifiziert werden konnte. Gleichzeitig stellten sie klar, dass keine Hinweise gefunden wurden, die Spuren einer Manipulation aufweisen. Damit ist die weitverbreitete Mutmassung, bei der Laptop-Story handle es sich um eine «russische Desinformationskampagne», entkräftet.

## Schlüsselfigur Jack Maxey

Schlüsselfigur bei der Veröffentlichung der Laptop-Story ist Jack Maxey. Der US-Historiker hatte den Inhalt des Laptops der *Washington Post* bereits vor Monaten zur Verfügung gestellt – ohne dass die Zeitung, die einst Watergate enthüllte, einen Finger rührte. Nun bestätigte das legendäre Blatt, das mit dem Slogan «Democracy Dies in Darkness» um die Gunst der Leser wirbt: «Im Juni 2021 übergab Maxey [...] der *Washington Post* eine tragbare Festplatte.»

Maxey befindet sich derzeit in der Schweiz, wo er mit einem lokalen Tech-Team bislang unlesbare Daten auf dem Laptop aufbereitet.\* Der Yale-Absolvent und ehemalige US-Navy-Offizier Maxey war einer der Ersten, die im Oktober 2020 Einblick in den Laptop erhielten, den Hunter Biden in Wilmington, Delaware, zur Reparatur abgegeben und darauf nie abgeholt hatte, wie Maxey im Gespräch mit der *Weltwoche* erklärte (*Weltwoche* Nr. 13/22).

Nachdem die Echtheit der Laptop-Dokumente offiziell bestätigt ist, lautet die brisanteste Frage: Was wusste Joe Biden über die millionen-



Ist er der «big guy»? Biden.

schweren Deals seiner direkten Familienangehörigen, Sohn Hunter und Bruder Jim?

Joe Biden streitet ab, je Kenntnis von den Geschäften gehabt zu haben. «Ich habe nie mit meinem Sohn über seine Geschäfte im Ausland gesprochen», sagte er kurz vor der Präsidentschaftswahl 2020. Seine Beteuerungen stehen in Widerspruch zu Aussagen von Tony Bobulinski, der von der Biden-Familie auserwählt worden war, deren Geschäfte abzuwickeln. Er habe sich persönlich mit Biden senior getroffen, um die geschäftlichen Aktivitäten von Hunter Biden zu besprechen, so Bobulinski in einem Interview vor der Präsidentschaftswahl 2020, das von den meisten Medien ignoriert worden war.

Bereits vor der Wahl hatte die *New York Post* Dokumente aus Hunter Bidens Laptop ans Tageslicht gebracht, die eine Beteiligung Joe Bidens nahelegen. In einer E-Mail von 2015 bedankt sich ein Berater der ukrainischen Gasfirma Burisma bei Hunter Biden für die «Gelegenheit», sich mit seinem Vater, dem Vizepräsidenten, zu treffen. Hunter sass bei Burisma für ein dickes Salär im Verwaltungsrat – obwohl er keinen Schimmer von Gas- und Energiefragen hat.

Mit anderen Worten, Hunter Biden scheffelte Geld aus einem einzigen Grund: weil er der Sohn des Vizepräsidenten war und direkten Zugang ins Weisse Haus verschaffte.

In der Geschäftszentrale von Hunter Biden war man sich der höchstproblematischen Geschäftsbeziehungen offensichtlich bewusst. Im Versuch, jeden Mief von Korruption zu kaschieren, wurden Mitarbeiter explizit angewiesen, direkte Anspielungen auf Joe Biden zu vermeiden. So wurde Tony Bobulinski, damals Geschäftspartner von Hunter, in einer E-Mail von Bidens Mitarbeiter, dem britischen Ex-Spion James Gilliar, aufgefordert, nicht über die Verbindung des ehemaligen Vizepräsidenten zu irgendwelchen Transaktionen zu sprechen: «Erwähne nicht, dass Joe involviert ist, nur wenn du von Angesicht zu Angesicht bist, ich weiss, dass du das weisst, aber sie sind paranoid.»

Doch was heisst «involviert»? War Barack Obamas damaliger Vizepräsident Türöffner für innerfamiliäre Wirtschaftsdeals? Oder war der zweitmächtigste Mann Amerikas selbst finanziell beteiligt?

2017 setzte die Firma von Hunter Biden in China zu ihrem lukrativsten Deal für die Biden-Familie an. Wie in früheren Geschäften operierte er im Schlepptau seines Vater Biden, der ihm den Weg zu Chinas Spitzen bahnte. Und wie bei früheren Gelegenheiten anderswo auf der Welt erfolgte die Abwicklung des Geschäfts im Umfang von 10 Millionen Dollar über Zweigfirmen. Eine davon figurierte unter dem Namen Oneida Holdings LLC, eine von Bobulinski gegründete Firma in Joe Bidens Heimatstaat Delaware. Am 13. Mai 2017 verschickte Hunter Bidens Firmenkollege James Gilliar eine interne Firmen-Mail, in der die Gewinnanteile der Partner in Prozente aufgelistet wurden. Darunter: «10 held by H for the big guy.» Seit dieses E-Mail publik wurde, brennt die Frage auf den Nägeln. Wer ist der «big guy», für welchen Hunter Biden 10 Prozent des Gewinns verwaltete?

«Big guy» ist eine Bezeichnung, die Joe Biden bereits vor vielen Jahren für sich beansprucht hat, wie Miranda Devine in ihrem Buch «Laptop from Hell» darlegt. Die *New York Post*-Kolumnistin, die

seit langem Zugang zu Hunter Bidens Laptop hat, erinnert die Leser daran, dass der heutige US-Präsident, der als Jugendlicher gestottert hatte und deswegen gehänselt wurde, früh ein Geflecht von heroischen Mythen um seine Person aufbaute, um sich als taffen Typ darzustellen. «Er erzählte regelmässig weithergeholte

### Hunter Biden scheffelte Geld aus einem einzigen Grund: weil er Zugang ins Weisse Haus verschaffte.

Geschichten, in denen er selbst den *big guy* spielte», so Devine. «Darunter eine seiner Lieblingsgeschichten, in der er im Alleingang einen *bad guy* namens «corn pop» zur Strecke brachte, der mit einem Rasiermesser bewaffnet war und «einen Haufen böser Jungs kommandierte».

#### «Grosser Abend in Leipsic»

Biden-Intimus Bobulinski erklärte in einem Interview kurz nach Veröffentlichung der ersten Dokumente aus Hunters Laptop in der *New York Post* im Oktober 2020, dass es «keine Frage» sei, dass mit «big guy» Joe Biden gemeint sei. «Hunter Biden nannte seinen Vater «the big guy» oder «my chairman» und erwähnte häufig, dass er ihn bei verschiedenen potenziellen Geschäften,

die wir besprachen, um seine Zustimmung oder seinen Rat bat.»

Lässt sich seine Aussage durch Dokumente stützen? Jack Maxey hat der *Weltwoche* Zugang zum kompletten Inhalt aus Hunter Bidens Laptop verschafft. «Es handelt sich um exakt dieselbe Version, die ich auch der *Washington Post* übergeben habe», so Maxey. In einer ersten Recherche mit dem Suchbegriff «big guy» werden wir wiederholt fündig.

2013 stattet Vizepräsident Joe Biden einen Besuch im Whitehall Neck Sportsman Club in Leipsic, Delaware, ab und serviert, in Jägermütze, den lokalen Sportschützen Wildbret. Geoff Rogers, Vizepräsident einer Treuhandfirma (The Glenmede Trust Company) und Bekannter der Familie Biden, leitet am 6. März 2013 eine E-Mail mit Pressebildern des Events an Hunter Biden weiter: «Grosser Abend in Leipsic», kommentiert er. «Der *big guy* hat sie glücklich gemacht.»

Der Begriff «big guy» findet sich bereits in den frühesten Dokumenten, die auf dem Laptop gespeichert sind. Am 14. Dezember 2010 erhält Hunter Biden eine E-Mail von Chuck Harple, einem Lobbyisten und Geschäftspartner, der für grosse Pharma- sowie Tabakkonzerne und Erdölgesellschaften wie Royal Dutch Shell tätig war. In der Mail geht es um einen Deal mit Hunter Bidens Firma Rosemont Seneca. Har-

ple gibt Hunter Biden Anweisungen, wie er mit einem Businesspartner verfahren soll: «Sagen Sie ihm, dass Sie mit mir gesprochen haben und dass Sie alle Fakten auf dem Tisch haben wollen, bevor Sie mit dem *big guy* sprechen. Das wird für uns beide von Vorteil sein.» Der «big guy» taucht in weiteren E-Mails auf Hunters Laptop auf, ebenso in der abgespeicherten Whatsapp-Kommunikation mit Bobulinski.

Und es kommen immer neue Referenzen zutage. Namentlich in jenen Dokumenten, die Hunter Biden gelöscht und die Jack Maxey mit seinem in der Schweiz stationierten forensischen Recherche-Team wieder hergestellt hat. Maxeys Aufbereitungsprozess gelöschter Dokumente war bei Redaktionsschluss noch im Gang. Doch eine erste Stichwort-Suche unter den neu «entdeckten» E-Mails ergab 93 Treffer für «big guy».

Aufgrund dieser Dokumente stellen sich zwei Fragen mit wachsender Dringlichkeit: Ist Joe Biden durch sie erpressbar? Haben die Länder, mit welchen das Biden-Netzwerk geschäftete, allen voran China und Russland, Dokumente in der Hand, die die nationale Sicherheit der USA gefährden könnten?

Im Video-Interview mit der *Weltwoche* erklärt Jack Maxey den Inhalt von Hunter Bidens Laptop und spricht über seine laufenden Recherchen in der Schweiz. Es ist abrufbar auf [www.weltwoche.ch/International](http://www.weltwoche.ch/International).

Josef Höger, Detail aus «Blick vom Garten auf Burg und Schloss Liechtenstein bei Mödling», 1844  
© LIECHTENSTEIN. The Princely Collections, Vaduz-Vienna

VALUES WORTH SHARING

«Was wir über Anlegen wissen, haben wir über 26 Generationen gelernt.»

S.D. Prinz Hubertus von und zu Liechtenstein,  
Mitglied des Stiftungsrats der LGT Group Foundation seit 2021

# Mein Freund Bruce Willis

Der grosse Star des amerikanischen Action-Kinos verstummt.

Seine Lebensphilosophie: «Du musst jeden Tag lächelnd den Tod umarmen.»

Norbert Körzdörfer

**D**ie Stimme ist die Seele des Stars. Wenn sie verstummt, sinkt die Sonne von Hollywood.

Bruce Willis (67), die Action-Ikone («Die Hard» 1–5), hat einen deutschen Sturkopf, er ist in Idar-Oberstein (Hunsrück) geboren. Mutter: Deutsche. Vater: US-Soldat. Manchmal liess er seinen Gulfstream-Privatjet (13 Plätze, 36 Millionen Euro) dort landen und klingelte an seinem Geburtshaus.

Schlaganfall? Ein Sturz? Wir wissen es nicht. Über Instagram teilen seine sieben Frauen (eine Ehefrau, eine Ex-Ehefrau, fünf Töchter) mit, dass Bruce seine Karriere beendet – beenden muss.

## Grinsen, das zum Lachen wird

Ich habe ihn zum letzten Mal vor Corona im «Beverly Hills Hotel» getroffen. Ich sass in der «Polo Lounge», und plötzlich starrten alle Augen auf mich! Hinter mir brüllte seine Stimme: «Norbert, was machst du denn hier?» Muskulös, T-Shirt, Jeans, Glatze und dieses Kumpel-Grinsen, das zum Lachen wird.

Ein Superstar in Superform. Er wollte zu seiner Strandvilla auf Parrot Cay (Turks- und Caicosinseln) fliegen – sein Nachbar ist Keith Richards (78) von den Rolling Stones.

Bruce ist ein Held, der keiner sein will. Er wurde im Keller eines Reihenhauses geboren. Er war bis vierzehn Stotterer.

Als er Barmann ist, wird er in New York entdeckt – noch mit Haaren («Moonlighting»). Legende wird er mit «Die Hard» als John McClane («Yippee-ki-yay, motherfucker!»).

Wer ihn trifft, mag ihn sofort: blaue, scharfe Augen, römische Marmornase, schwingender Action-Körper. Er liebt Jeans, lässt sich aber



«Oft ertrage ich die Stille nicht»: Ikone Willis alias John McClane.

auch für 8000 Euro nach eigenen Zeichnungen Massanzüge bei Charvet (Paris) schneidern. Er ist Linkshänder. Er hat eine leise, sanfte Kaugummisprache.

Er will kein Star sein, sein Spitzname ist «Bruno»: «Diese Medien-Berühmtheit grenzt an Wahnsinn! Das Geheimnis ist, es nicht ernst zu nehmen. Meine alten Freunde helfen mir, normal zu bleiben. Sie machen sogar «Bruno»-Witze über mich!»

Seine Lebensphilosophie? «Du musst jeden Tag lächelnd den Tod umarmen – dann wird dir bewusst, dass jeder Tag ein Geschenk ist! Du musst jeden Augenblick bewusst geniessen – *surf the moment!*»

Vor jedem neuen Filmprojekt schaut er sich seine drei Lieblingshits an: «Dr. Strangelove» mit George C. Scott, «Raging Bull» mit Robert De Niro und «Lawrence of Arabia» mit Peter O'Toole.

Auf seinem iPhone hat er 20 000 Lieblingssongs: «Oft ertrage ich die Stille nicht.»

## 144 Filme

Nach seiner Trennung von Demi Moore («Unsere Familienliebe ist ewig») fand er Model Emma Heming – eine Traumfrau: «Jeder Tag auf dem Erdboden ist ein glücklicher Tag! Ich hätte auch in der Gosse landen können. Ich war in der Entzugsklinik. Ich will ein guter Mann sein. Und ein guter Vater. Ich nehme keinen Sonnenaufgang als selbstverständlich. Und ich urteile nicht über andere!»

Bruce hat 144 Filme gedreht («Pulp Fiction», «The Sixth Sense», «Armageddon») – sein letzter Actionthriller heisst «A Day to Die» (2022). Es ist ein B-Movie mit einem Superstar als super Nebendarsteller – mit Millionengage. Solche Blitz-Movies (eine

Woche Star-Drehzeit) macht auch Robert De Niro (78).

Diese Zeilen sind kein Nachruf. Bruce Willis ist nicht tot. Nur seine Stimme versagt. Wir hoffen, dass er sie wiederfindet.

Bruce Willis lebt immer noch ein grosses Leben – *yippee-ki-yay!*

Dieser Text unseres Hollywood-Kolumnisten erschien zuerst in der *Bild*.



# Zeitenwende

Ausblick auf die Verhältnisse nach dem russischen Überfall auf die Ukraine.



Als Putin am 24. Februar den Befehl zum russischen Überfall auf die Ukraine gab, schien es undenkbar, dass das hochgerüstete Russland diesen Feldzug nicht in wenigen Tagen oder Wochen für sich würde entscheiden können. Es kam anders. Die ukrainische Armee hat zwar weniger Flugzeuge, Panzer und schwere Artillerie. Aber sie ist besser ausgebildet und weitaus motivierter. Zudem ergiesst sich jetzt ein unablässiger Strom an Waffen und Munition aus dem Westen in die Ukraine. Putin kann aber nicht mehr zurück, ohne sein Prestige und auch seine Position zu gefährden, und so kann sich der Krieg noch lange hinziehen.

Für die Milliarden Schäden an der ukrainischen Infrastruktur, die russische Raketen, Bomben und Granaten verursachen, werden in jedem Falle die Russen selber zahlen müssen. Die 660 Milliarden Dollar an Guthaben der russischen Zentralbank, die im Westen eingefroren sind, werden nie mehr nach Russland zurückkehren, sondern dem Wiederaufbau der Ukraine zufließen.

Gleichgültig, wie lange der Krieg noch dauert, welche menschlichen und finanziellen Opfer er noch kostet und wie er letztlich ausgeht – drei Ergebnisse stehen bereits heute fest. Sie werden unseren Ausblick auf die Welt und die realen Verhältnisse für lange Zeit prägen:

1 — Die pazifistische Grundeinstellung, die den Westen seit Jahrzehnten prägte, hat mitten in Europa den Kontakt mit der Wirklichkeit nicht überlebt, sie ist grundlegend gescheitert. Es ist eben nicht möglich, jemanden, der Konflikt

und Gewalt sucht, durch eigene Friedfertigkeit zum Frieden zu zwingen, wenn er diesen nicht will. Russland kann vom Westen aus weder beherrscht noch besiegt werden. Wir haben auch keinen Einfluss darauf, ob es jemals zu einer gefestigten, friedlichen Demokratie wird. Also wird die Bundeswehr und mit ihr die gesamte Nato dauerhaft aufrüsten, und an den östlichen Grenzen des Bündnisgebiets werden präsen-truppen in grösserer Zahl permanent stationiert sein.

2 — Die populistischen Strömungen in den westlichen Ländern haben mit Putins Überfall auf die Ukraine ein Vorbild und eine Identifikationsfigur verloren. Ihre Anhänger und Wähler werden aber auch das populistische

*Die pazifistische Grundeinstellung, die den Westen seit Jahrzehnten prägte, ist grundlegend gescheitert.*

Geschäftsmodell hinterfragen: Ein politischer Führer, der sich aus der Kontrolle des Rechts und der Einbindung in demokratische Prozeduren löst, gewinnt eben eine unkontrollierte Freiheit nicht nur zum Guten, sondern auch zum Bösen. Das führt Putin in Russland seit Jahren vor und zeigt es jetzt der gesamten Welt durch das Grauen eines unprovokierten Krieges. Im Vergleich dazu wirkt doch die Unbeweglichkeit eines mit tausend Fäden rechtlicher Prozeduren in seiner Bewegungsfreiheit gefesselten demokratischen Gulliver geradezu beruhigend und vertrauenerweckend.

3 — Durch den russischen Überfall auf die Ukraine und die Weigerung Chinas, sich davon

politisch und moralisch zu distanzieren, haben die westlichen Industriestaaten, die ja auch sämtliche demokratische Staaten sind, zu einer neuen Einheit gefunden. Diese reicht von Australien, Japan und Südkorea im Pazifik bis ins Baltikum und nach Polen. Und die unbestrittene Führungsmacht in diesem Block freier, demokratischer Industrieländer sind erneut die USA. Ihre drohende Abkopplung von Europa ist historisch revidiert. Putin hat durch seinen Angriff dem Block der freien westlichen Welt für viele Jahrzehnte ein neues Leben eingehaucht.

Russland und China gehen schon seit Jahrzehnten erneut in eine autoritäre Richtung. In beiden Ländern finden individuelle Freiheiten zunehmend dort ihre Grenzen, wo es um die Rechte nationaler Minderheiten oder die Interessen der Machthaber geht. China verbindet das autoritäre Modell mit wirtschaftlicher Leistungskraft. Russland verbindet es mit Korruption und Ineffizienz. Bei beiden werden sich die wirtschaftlichen Bindungen zu den demokratischen westlichen Industriestaaten eher lockern. Denn was ein starker Westen künftig bestimmt nicht braucht, das ist Rohstoffabhängigkeit von Russland und technologische Abhängigkeit von China.

Gleichzeitig kann sich der Westen auf einen grossen *brain gain* freuen: Solange man Russland und China noch verlassen darf, wird es für die wissenschaftlichen und technischen Eliten dieser Länder immer attraktiver werden, in den Westen zu gehen – rechtzeitig, ehe die Machthaber aus beiden Ländern ein neues Völkergefängnis machen.

# Victor Orbáns Rezept

Ungarns Ministerpräsident ist so erfolgreich, weil er die besten Ideen von rechts und links vereint. Und weil er die Menschen auf dem Land ernst nimmt.

Boris Kálnoky

*Budapest*  
**W**esteuropäische Politiker und Journalisten können's kaum fassen. Schon wieder Orbán! Schon wieder ein Erdbeben! Eine einzige Partei regiert nicht nur mit absoluter, sondern mit Zweidrittelmehrheit. Sechzehn Jahre lang, wenn man die kommenden vier Jahre dazurechnet. Schlechterdings undenkbar, so scheint es, in einer Demokratie.

Es müsse sich um ein autokratisches System handeln, meinen Politiker wie der grüne Europa-Abgeordnete Daniel Freund, der eigens nach Ungarn reiste, um Oppositionschef Péter Márki-Zay Schützenhilfe zu leisten. Zu Hilfe eilten auch EVP-Chef Donald Tusk und Hillary Clinton im Namen der US-Demokraten, die einen aufmunternden Tweet absetzte. Márki-Zays Wahlkampfteam arbeitete mit US-Beratern, vielleicht hatte es etwas damit zu tun.

## «Vorwärts, Ungarn!»

Die gesamte Kampagne der Opposition war auf diese Linie ausgerichtet: Die im Westen machen es besser, lasst uns werden wie sie. «Wählt Europa!» war einer der offiziellen Slogans. Im Gegensatz dazu Orbán: «Vorwärts, Ungarn!»

Der ungarische Schlachtruf gefiel den Ungarn besser. Überhaupt war es einer der grössten Fehler der Opposition, im Ausland nach Hilfe zu suchen. Orbáns ganze Regierungsphilosophie seit 2010 ruht auf dem Gedanken, dass der Westen es nicht besser macht. Vor allem aber: dass dessen liberale Rezepte in Ungarn nur bedingt funktionieren. Er hat ein einzigartiges Modell erfunden, das die Grundidee der Linken mit der Grundidee der Konservativen kombiniert. Es funktioniert.

Seit 2012 ist Ungarns Wirtschaft jedes Jahr um mindestens 2 Prozentpunkte mehr gewachsen als der Durchschnitt der Euro-Zone. Auf diese Weise schliesst das Land zum Westen auf. «It's the economy, stupid» – der Satz von Bill Clinton ist ein wesentliches Element von Orbáns Erfolg, auch wenn Clintons Frau nun Orbáns Konkurrenten unterstützte.

Der Schwachpunkt der Konservativen war immer die Sozialpolitik, der Denkansatz, dass

man nur der Wirtschaft Raum lassen müsse, Lohnnebenkosten und Steuern senken, Sozialleistungen begrenzen. Wirtschaftswachstum allein würde dann dafür sorgen, dass es den meisten Menschen besser geht. Die Linken hin-



*Er scheut keine Mühe:*  
Politiker Orbán.

gegen standen immer für Umverteilung, hohe Steuern und Lohnnebenkosten.

Orbán hat das Problem so gelöst, dass er zwar die Umverteilungsrate senkte, aber eine interventionistische Sozial- und Wirtschaftspolitik betreibt. Steuern und Arbeitslosengeld sind niedrig. Das ist konservativ. Aber wo es

*Seit 2012 ist Ungarns Wirtschaft jedes Jahr um mindestens 2 Prozentpunkte mehr gewachsen als die Euro-Zone.*

den Bürger wirklich zwick, da greift der Staat ein. Das ist links. Energiepreise sind politisch begrenzt. Valuta-Kredite westlicher Banken, die viele Familien und Unternehmen wegen des Wechselkursrisikos fast in den Ruin trieben, wurden verboten (und der Umtauschkurs für bestehende Kredite wurde weit unter dem Marktpreis gedeckelt).

Das zu bewerkstelligen, ist einfacher, wenn strategische Sektoren der Wirtschaft in staatlicher oder zumindest ungarischer Hand sind. Bei Staatsunternehmen braucht man keinen oder keinen hohen Profit und kann die Konditionen für Bürger günstig halten. Orbán hat den Anteil ausländischer Eigentümer in diesen Sektoren über die Jahre unter 50 Prozent gesenkt.

## Wie viel BIP bleibt im Land?

Das Ergebnis ist Vollbeschäftigung (auch weil es kaum Arbeitslosengeld gibt und man eben arbeiten muss, wenn man leben will) und dennoch ein Gefühl bei den Bürgern, dass die Regierung sie vor den gierigen Grosskonzernen schützt. In Wahrheit schützt die Regierung aber auch die Grosskonzerne. Ungarn gehört zu den investitionsfreundlichsten Ländern Europas. Aber nur in Bereichen, in denen die ungarische Wirtschaft nicht selbst leisten kann, was die ausländischen Investoren leisten. Ungarn kann keine Autos bauen. Aber Banken, Dienstleistungen? Das geht. Ungarn stärkt gezielt heimische Unternehmen und Start-ups.

Orbáns Leitidee: Es zählt nicht nur, wie sehr das BIP wächst, es zählt vor allem, wie viel davon im Land bleibt. Und wie viel davon bei den Haushalten landet.

Politisch siegt er, weil er keine Mühe scheut, seine Partei auf dem Land, in den Dörfern zu verwurzeln. Keine Partei hat das vor ihm auch nur versucht. Die Opposition ist städtisch. Die Regierungspartei Fidesz ist fest verankert auf dem Land, nicht nur in den Kleinstädten, sondern bis ins letzte Dorf hinein – wo die Menschen vor Orbán oft gar nicht wählen gingen. Sie stimmen auch deswegen für Fidesz, weil deren Politik die Einkommensschere zwischen Stadt und Land gezielt verringert hat. Die Menschen spüren, dass es ihnen besser geht.

Eine solche Politik braucht Zeit, Geduld und einen grossen Apparat. Die Opposition hat diese Arbeit immer gescheut. Wer Orbán besiegen will, muss von Grund auf neu anfangen und den Menschen auf dem Land ein besseres Angebot machen, ihre Sprache verstehen und auch sprechen.

---

# Vertiefung der Gräben

Das Sprachengesetz der Ukraine eint nicht die Nation, sondern diskriminiert die Russen.

Wolfgang Koydl

Es war ein frommer Wunsch, als der ukrainische Kulturminister Oleksandr Tkatschenko letztes Jahr seinen Aktionsplan für eine «sanfte Ukrainisierung» vorlegte. Schrittweise sollten alle 45 Millionen Ukrainer bis 2030 «freiwillig» nur noch Ukrainisch anstelle ihrer Muttersprachen sprechen.

Tkatschenko hätte es besser wissen müssen. Auch in der Ukraine bewahrheiten sich Lehren aus anderen osteuropäischen Vielvölkerländern:

re Ukrainisch klingt in russischen Ohren komisch, vergleichbar mit dem Schweizerdeutsch für Deutsche. Es wurde daher eher als Dialekt wahrgenommen, den nur Bauern sprachen – obwohl Taras Schewtschenko, der grösste ukrainische Lyriker, in seiner Muttersprache dichtete.

Das Gefühl, dass Russisch die slawische Hochsprache im Gegensatz zu den ukrainischen und weissrussischen «Dialekten» sei, belastete nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion

Muttersprachler – wagte sich kurz vor Ende seiner Amtszeit an ein neues Gesetz zur «Sicherstellung des Gebrauches der ukrainischen Sprache als Staatssprache». In der Zwischenzeit hatte der Sprachenstreit die Gräben zwischen Ukrainisch- und Russisch-Sprechern im Land vertieft.

Das wurde mit dem neuen Gesetz nicht besser. In dessen Präambel heisst es, dass der Gebrauch des Ukrainischen auf dem gesamten Staatsgebiet die Erhaltung der ukrainischen Identität



Sprachpolitik ist ein hochexplosives Thema. Jeder Versuch, die Nation mittels einer einzigen verbindlichen Sprache zu einen, resultiert meist in einer weiteren Spaltung der Sprachgruppen. Oft führt er zu Pogromen und Gewalt.

## Im Alltag überwog das Russische

Das Problem gibt es in Nationen, die ausser der Sprache kein anderes Identifikationsmerkmal haben – keine gemeinsame Geschichte, Religion oder Kultur. In der Schweiz funktioniert es, weil sich alle vier Sprachgruppen mit dem Gründungsmythos, mit der direkten Demokratie und mit der Neutralität identifizieren. Die Sprache ist zweitrangig.

In der Ukraine sind etwa 67 Prozent der Einwohner ukrainische Muttersprachler, 30 Prozent – vor allem im Osten und Süden – russischsprachig. Die restlichen drei Prozent verteilen sich auf eine Ungarisch, Rumänisch, Polnisch, Jiddisch oder Tatarisch. In der Sowjetzeit waren Russisch und Ukrainisch offiziell gleichberechtigt. Im Alltag überwog das Russische.

Beide Sprachen sind miteinander verwandt und gegenseitig verständlich. Doch das weiche-

re Ukrainisch klingt in russischen Ohren komisch, vergleichbar mit dem Schweizerdeutsch für Deutsche. Es wurde daher eher als Dialekt wahrgenommen, den nur Bauern sprachen – obwohl Taras Schewtschenko, der grösste ukrainische Lyriker, in seiner Muttersprache dichtete. Das Gefühl, dass Russisch die slawische Hochsprache im Gegensatz zu den ukrainischen und weissrussischen «Dialekten» sei, belastete nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion

1991 die Sprachpolitik in Kiew und Minsk. Es dauerte mehr als zwanzig Jahre, bis der ukrainische Staatspräsident Wiktor Janukowytsch 2012 ein neues Sprachgesetz vorlegte. Es sah vor, dass überall dort, wo Sprecher von Regionalsprachen mehr als 10 Prozent der Bevölkerung ausmachten, sie ihr Idiom bei Behörden, vor Gericht und in Schulen sprechen durften.

Nationalisten in der Westukraine liefen Sturm gegen das Gesetz, weil es ihrer Meinung nach einer «Russifizierung» Tür und Tor öffnete. Es trug sicherlich nicht zur Akzeptanz dieses Gesetzes bei, dass Kremlchef Wladimir Putin dessen Urheber mit der Puschkin-Medaille für den Schutz der russischen Sprache ehrte.

Nur zwei Tage nach dem Sturz der Regierung Janukowytsch 2014 wurde in der Rada, dem Parlament in Kiew, ein neues Gesetz verabschiedet. Aufgrund von Protesten aus Russland, Bulgarien, Rumänien, Griechenland, Ungarn und Polen trat es nicht in Kraft. Das Janukowytsch-Gesetz behielt Gültigkeit, bis es 2018 für verfassungswidrig erklärt wurde.

Erst Präsident Petro Poroschenko – ebenso wie sein Nachfolger Wolodymyr Selenskyj russischer sicherstelle und die Einheit des Landes stärke. Wohin die Reise geht, beschrieb Sprachschutzkommissar Taras Kremin: «Im Supermarkt und beim Onlinekauf, im Café, in der Bank, an der Tankstelle, in der Apotheke oder der Bücherei – wo immer Sie sich aufhalten, müssen Dienste auf Ukrainisch angeboten werden. Nur aufgrund der Bitte eines Kunden kann er in einer anderen Sprache bedient werden.»

2022 traten weitere Bestimmungen in Kraft. Alle Filme und Vorträge müssen ins Ukrainische übersetzt, Zeitungen müssen in gleicher Auflage ukrainische Ausgaben drucken – ein Todesstoss für Verlage. Seit 2017 gilt ein Bildungsgesetz, das Ukrainisch als einzige Unterrichtssprache vorschreibt. Verstösse können beim «Sonderbevollmächtigten zum Schutz der Staatssprache» gemeldet werden.

Um erneuten Protesten aus dem westlichen Ausland zuvorzukommen, gibt es Ausnahmen. Sie gelten für die kleinen Regionalsprachen, für Englisch und für alle Amtssprachen der Europäischen Union – aber nicht für Russisch, Weissrussisch und Jiddisch – Letzteres wohl ein Zugeständnis an den Antisemitismus im Land.

# Endspiel um den Petro-Dollar

Die Sanktionen gegen Russland erreichen nicht die geplante Wirkung. Der Westen merkt nicht, dass die amerikanische Leitwährung entthront wird.

Peter Hänseler

In einer beispiellosen Treibjagd überzieht der Westen Russland mit Tausenden Sanktionen, im Wissen, dass damit der russische Kurs in der Ukraine in keiner Weise zu ändern ist. Das ist ein Hinweis dafür, dass es dem Westen nicht um die Beendigung des Krieges geht, sondern um die Zerstörung Russlands. Die Russen – gemeinsam mit den Partnern im Osten – spielen Schach. Das Ziel des Ostens ist eine multipolare Welt, welche die Hegemonie des Petrodollars und damit der USA beenden wird.

Die Gedanken in diesem Artikel gelten nicht dem Krieg in der Ukraine, sondern dem bereits ausgebrochenen Wirtschaftsweltkrieg, der vom Westen kopflos geführt wird, ohne dass er sich der Konsequenzen seiner Schläge bewusst ist. Dieser Krieg hat das Potenzial, in eine tektonische Verschiebung der Weltwirtschaft zu münden.

## Kissingers Meisterleistung

Unter dem Bretton-Woods-System stand der US-Dollar im Zentrum aller Währungen, zu dem alle anderen Währungen ein fixes Wechselverhältnis hatten. Der Dollar wurde zu einem Fixpreis von 35 Dollar pro Unze Gold gebunden. Die USA verpflichteten sich, zu diesem Preis pro Unze Gold unbegrenzt zu kaufen oder zu verkaufen. Damit wurde der US-Dollar zur Weltreservewährung. Im August 1971, als Präsident Nixon die Goldanbindung des US-Dollars aufhob, wurden alle Währungen zu sogenannten Fiat-Währungen, das heisst, Papier, geschaffen ohne Wertgrundlage.

Um den totalen Zerfall des US-Dollars aufzuhalten, schickte Nixon seinen besten Mann in den Nahen Osten: Henry Kissinger, dessen Meisterleistung darin bestand, zuerst Saudi-Arabien, dann das Erdölkartell Opec und anschliessend die ganze Welt davon zu überzeugen, Öl und danach beinahe alle Rohstoffe in US-Dollar abzurechnen. Den Saudis versprach Kissinger für die Verpflichtung, ihr Öl in US-Dollar zu verkaufen und mit dem Erlös amerikanische Staatsanleihen zu kaufen, militärischen Schutz. Der Petrodollar war geboren.



Würgegriff des Westens.

Die Konsequenz davon war, dass seither alle Zentralbanken der Welt US-Dollars kaufen und halten müssen, um Rohstoffe zu kaufen, unbesehen ihrer Herkunft. Dies führt zu einer konstanten künstlichen Nachfrage nach dem US-Dollar. Obwohl die Amerikaner seit den 1970er Jahren immer mehr Geld drucken und somit den Wert des Dollars kontinuierlich untergraben, wird er – bis jetzt – gekauft.

Giscard d'Estaing nannte diesen Vorteil ein exorbitantes Privileg. Die Amerikaner spielen die Wichtigkeit des Reservestatus regelmässig

*Der Irak begann 2002, Öl in Euro zu verkaufen. Darauf zerstörten die USA mit erfundenen Gründen den Irak.*

herunter, reagieren aber mit grausamen Mitteln, falls sich jemand getraut, aus dem Dollar-Korsett auszusteigen oder auch nur den Versuch dazu zu unternehmen.

Die Liste der Opfer ist bekannt: Der Iran, der im Jahre 2000 begann, Öl in Euro zu verkaufen, wird seit zwanzig Jahren mit höllischen Sanktionen belegt. Der Irak begann 2002, Öl in Euro zu verkaufen. Darauf zerstörten die USA mit erfundenen Gründen den Irak – eine Million Menschenleben kostete diese Disziplinierung. Kurz nach der Militäraktion floss das irakische Öl dann wieder in US-Dollar.

Dasselbe Schicksal erlitt schliesslich Oberst Gaddafi, der Libyen innert ein paar Jahrzehnten zum reichsten afrikanischen Land gemacht hatte. 2009 wollte er in Afrika den Gold-Dinar einführen – unabhängig vom US-Dollar. Die Konsequenzen sind bekannt: Libyen wurde zerstört, mit Hilfe und unter frenetischem Beifall Europas.

Man kann dieses letzte Blutbad in Libyen durchaus als Wendepunkt der Dollar-Hegemonie deuten. Die Blöcke, die gegenwärtig danach trachten, sich des Dollar-Korsetts zu entledigen, treffen seit Jahrzehnten Vorbereitungen, etwa durch mehr oder minder stille Goldkäufe und den Aufbau ihrer Goldminenindustrie.

## Loslösung vom US-Dollar

Die beiden Hauptakteure sind selbst für die USA zu grosse Brocken. Die offiziellen Angaben zu Chinas und Russlands Goldreserven von 1948 Tonnen beziehungsweise 2299 Tonnen sind wohl unzutreffend; es gibt viele Hinweise dafür, dass sie in Wirklichkeit ein Vielfaches der offiziellen Mengen betragen. China ist mit 370 Tonnen pro Jahr der grösste Goldproduzent der Welt. Russland steht mit 300 Tonnen jährlich nach Kanada auf Platz drei. Gold ist die Basis der Unabhängigkeit von Papierwährungen, somit ist die Anhäufung dieses Metalls eine perfekte Vorbereitung für die Loslösung vom US-Dollar. Die Zeit zwischen Maidan 2014 und der gegenwärtigen militärischen Intervention Russ-

lands war alles andere als friedlich. Präsident Trump legte sich mit China an, und Russland beantwortete die westlichen Sanktionen unter anderem mit einer starken Beschränkung seiner Agrarimporte, was dazu führte, dass sich die russische Agrarindustrie in Windeseile entwickelte. Russland ist heute der grösste Weizenexporteur der Welt.

Das seit dem 24. Februar bisher gegen Russland verhängte westliche Sanktionsgewitter als Rohrkrepiierer zu bezeichnen, ist eine Untertreibung. Diese Sanktionen beschleunigen den Prozess in Richtung Unabhängigkeit des Ostens, aus dem Würgegriff des Westens.

Der Ausschluss der meisten russischen Banken aus dem Zahlungsinformationssystem Swift verfolgte den Zweck, in Russlands Bevölkerung eine Panik zu erzeugen, die zu einem Bank-Run führen sollte; das Bankensystem und somit der Rubel sollten kollabieren, genauso wie 1998. Das funktionierte nicht: Die russische Zentralbank – unter kundiger Führung von Elwira Nabiullina – versorgte die Banken innert Stunden mit Liquidität und erhöhte den Zinssatz von 8,5 auf 20 Prozent. Weiter hob die russische Regierung am 1. März die 20-prozentige Mehrwertsteuer auf Gold auf. Die westlichen Kreditkarten Master und Visa wurden innert Stunden durch das neue Mir-System ersetzt.

### In die Bärenfalle getappt

Der Spuk war innert 24 Stunden vorbei. Der Rubelkurs, der am 24. Februar bei 85 Rubel pro Dollar lag, sackte bis 7. März auf 143 ab, erholte sich aber bis 1. April wieder vollkommen.

Perplex über die Resilienz des russischen Bankensystems, griff der Westen erneut in die Trickkiste: Die Fremdwährungsreserven Russlands wurden gesperrt. Jede Zentralbank hat zwar eine Gutschrift in einer Fremdwährung, die Fremdwährungsreserven befinden sich jedoch immer bei der betreffenden Zentralbank. So liegen die US-Dollars der russischen Zentralbank beim amerikanischen Fed, die Euros bei der Europäischen Zentralbank (EZB) und so weiter. Die japanische Zentralbank sah sich anfangs ausserstande, die Yen-Reserven Russlands zu sperren, da es dazu keine Rechtsgrundlage gebe. Bei Fed und EZB reichten wohl Empörung und Hass als Rechtsgrundlage.

Die Blockade der Fremdwährungsreserven Russlands hatte drei Ziele: Erstens wollte man damit Russland in einen Default, einen Staatsbankrott, stürzen. Mit der Sperrung wollte man erreichen, dass der russische Staat seine Auslandsschulden nicht mehr bedienen könnte. Auch das funktionierte nicht. Die Russen – wohl mit Hilfe von Freunden im Osten – fanden einen Weg, bis jetzt alle Auslandsschulden zu bedienen, sehr zur Betrübnis des Westens.

Das zweite Ziel dieses Angriffs bestand darin, die Russen vom Zugriff auf ihre Fremdwährungen abzuschneiden und somit ihre Gas-

und Öllieferungen wertlos zu machen. Mit der Überheblichkeit und dem Lächeln des grossen Strategen verkündete Bundeskanzler Olaf Scholz am Sonntag, dem 27. März 2022, dass Deutschland vertragstreu sei und in Euro und US-Dollar bezahle. Weiter stellte er selbstsicher fest, Russland könne mit dem Geld aus den Gaslieferungen nichts anfangen. Offensichtlich hatte der zugelassene Rechtsanwalt Scholz das allgemeine Vertragsrecht nicht ganz intus. Der

### Die Gold-Derivatemarkte in den USA und London werden mit ihrem Papiergold machtlos sein.

internationale Vertragsgrundsatz, «Exceptio non adimpleti contractus», der im Schweizerischen Obligationenrecht in Artikel 82 und im deutschen Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB) in Paragraf 320 Eingang fand, besagt vereinfacht, dass man nicht auf Vertragserfüllung pochen könne – hier Gaslieferung –, falls die Gegenleistung nicht erbracht werde – hier Nichterbringung der Zahlung, da Konten gesperrt.

Die Russen haben somit auch gute juristische Argumente, die Zahlung nun in Rubel zu verlangen, was sie ja bereits getan haben. Putin agierte à la Kissinger, und Frau Dr. Merkel wird sich wundern, wie ihr Nachfolger erhobenen Hauptes in diese Bärenfalle tapfen konnte – das wäre Angie nicht passiert.

Es wird wohl einige Augenblicke dauern, aber alles Zwängen und Drohen des Westens wird nichts nützen. Russland wird seine Rohstoffe in Zukunft in Rubel verkaufen, was den Rubel stärken wird. Allein die Öl- und Gasimporte der EU aus Russland beliefen sich 2021 auf zirka 285 Milliarden US-Dollar.

### Panik in den westlichen Grossbanken

Das dritte Ziel der Sperrung der russischen Fremdwährungsreserven bestand darin, die Russen zum Verkauf ihrer riesigen Goldbestände zu zwingen. Auch diese Rechnung ging nicht auf. Die russische Zentralbank verkündete am 25. März, von den russischen Banken bis 30. Juni unbeschränkt Gold zu einem Preis von 5000 Rubel pro Gramm zu kaufen. Damit hat Russland nicht nur einen Mindest-

preis für Gold definiert und so den Rubel mit Gold verbunden, sondern – da Gold in US-Dollar gehandelt wird – eine Untergrenze für den Dollar-Rubel-Kurs gesetzt.

Der durch die Rohstoffverkäufe in Rubel steigende Rubelpreis wird somit auch den Goldpreis erhöhen, was zu Panik in den westlichen Grossbanken führen wird, die riesige Shortpositionen in Gold halten. Die Gold-Derivatemarkte in den USA und London werden mit ihrem Papiergold machtlos sein. Papiergold daher, weil diese Märkte Derivatemarkte sind und von den riesigen Handelsvolumen lediglich zirka 0,5 Prozent tatsächlich durch physisches Gold unterlegt ist. Das hier Beschriebene ist eine Konsequenz der Logik – ob die Realität der Logik folgen wird, wird sich bald zeigen.

### Ziel des Ostens

Die Konsequenzen dieser russischen Schachzüge werden im Westen noch nicht erkannt. Eine Schlagzeile des *Handelsblatts* in der Samstagausgabe vom 2. April lautete etwa: «Russland steht vor der schlimmsten Wirtschaftskrise seit dem Zerfall der Sowjetunion». Das tönt zwar martialisch und entspricht dem Willen der Massen, aber die Fakten zeigen in eine andere Richtung.

Länder wie China, Indien und Pakistan haben mit Entsetzen festgestellt, dass ihre jeweiligen Fremdwährungsreserven jederzeit gestohlen werden können, und somit wird es nicht lange dauern, bis mehr und mehr Länder ihre Exporte nicht mehr in US-Dollar abwickeln werden, sondern in ihrer eigenen Landeswährung. Damit wird der Petrodollar nicht mehr gebraucht, was zu einer gigantischen Inflation in den USA führen wird, da die Nachfrage nach dem US-Dollar einbrechen wird. Andererseits werden jene Länder, die exportieren, durch die Nachfrage ihrer Währung gestärkt werden – das multipolare Ziel des Ostens scheint in Windeseile näher zu rücken.

Die EZB und das Fed sind schon ohne diese Ereignisse in der Bredouille, da sie mit einer Inflation von gegen 10 Prozent konfrontiert sind, ihre Zinsen aber immer noch nahe null liegen.

Aufgrund der gigantischen Schulden, die Staaten, Firmen und Private in den letzten Jahrzehnten im Westen aufgetürmt haben, wird der einzige Weg, die Inflation zu bekämpfen – die Erhöhung der Zinsen –, zu Verwerfungen in den Finanzmärkten führen. Der Umstand, dass der Westen in Zukunft viele Rubel, Yuan und Rupien kaufen muss, hilft nicht.

Die erlassenen Sanktionen tun Russland zwar kurzfristig weh, die Konsequenzen für den Westen haben jedoch das Potenzial, die gesamte westliche Wirtschaftsordnung aus den Angeln zu heben und somit die Vorherrschaft des Westens zu beenden und durch ein System abzulösen, das ohne exorbitante Privilegien auskommt.



# Der verlässlichste Partner

Am Sonntag hat Aleksandar Vucic zum zweiten Mal die Präsidentenwahl gewonnen. Wie schafft er es, die widersprüchlichen Ziele der serbischen Politik unter einen Hut zu bringen?

Karl-Peter Schwarz

Der Balkan ist ein besonders schwieriges Terrain für eine junge Deutsche, die von einer hässlichen Krise aus dem Traum einer feministischen Aussenpolitik gerissen wurde. Zwei Wochen nach dem russischen Einmarsch in der Ukraine traf Annalena Baerbock in Belgrad ein, wo ihr Aleksandar Vucic einen ersten Einblick in die Arkana der balkanischen Politik gewährte. Zu deren Besonderheiten gehört eine sorgfältig gepflegte Kunst der Ambivalenz. Geradezu flehentlich ersuchte Baerbock den serbischen Präsidenten, doch endlich Farbe zu bekennen. Einerseits hatte Serbien auf der Vollversammlung der Vereinten Nationen den Angriffskrieg verurteilt, andererseits beteiligt es sich trotz seines Status als EU-Beitritts-Kandidat nicht an den Sanktionen gegen Russland. Wer die Werte der EU teile, sagte Baerbock, «der kann jetzt nicht an der Seitenlinie stehen». Doch, Vucic kann das. Serbien, sagte er, habe «in keiner Weise irgendetwas getan, was die Ukraine verletzt hätte». Und auf die typische Journalistenfrage, warum er sich nicht von Putin distanzieren, antwortete er: «Ich weiss nicht, wovon wir uns distanzieren sollen.»

## Frieden, Stabilität

Am Sonntag gewann Vucic zum zweiten Mal die Präsidentenwahl, die zugleich mit den Parlaments- und Kommunalwahlen abgehalten wurde, mit einer einfachen und überaus einprägsamen Losung: «Frieden. Stabilität. Aleksandar Vucic». Mehr zu verraten, wäre kontraproduktiv gewesen, denn der Erfolg des Präsidenten beruht gerade auf seiner Fähigkeit, die auseinanderdriftenden Strömungen der serbischen Gesellschaft ebenso zu kanalisieren, wie darin, die widersprüchlichen Ziele der serbischen Politik unter einen Hut zu bringen.

Aleksandar Vucic, geboren am 5. März 1970 in Belgrad, bringt dafür die besten Voraussetzungen mit. Er entstammt einer Familie, die während des Zweiten Weltkrieges vom kroatischen Ustascha-Regime aus Bosnien vertrieben wurde. Als junger Mann war er ein glühender Nationalist. Er schloss sich der ultranationalistischen Serbischen Radikalen Partei (SRS) an. 1995 drohte er

im Belgrader Parlament, man werde für jeden getöteten Serben hundert Muslime töten. Die Wende, die ihn bald zu einem von der EU hochgeschätzten Partner machen sollte, vollzog sich erst 2008, als er von der SRS zur neugegründeten



«Noch ein Orbán?»  
Politiker Vucic.

Serbischen Fortschrittspartei (SNS) wechselte. Plötzlich bedauerte er seine früheren Aussagen, insbesondere auch, dass er das Massaker von Srebrenica geleugnet hatte. Tatsächlich sei dies ein von Serben begangenes Verbrechen gewesen.

Traditionell sind die Bindungen der orthodoxen Balkanslawen zu Russland sehr eng, und ganz besonders eng sind sie in Serbien. Während

*«Europäische Solidarität gibt es nicht, sie ist nur ein Märchen. Das einzige Land, das uns helfen wird, ist China.»*

Albanien, Kroatien und Montenegro bereits in der Nato sind, das Kosovo und Bosnien-Herzegowina so schnell wie möglich beitreten wollen, hat sich das Parlament in Belgrad 2007 auf die militärische Neutralität festgelegt. Für Russland, das die Expansion des Westens aufhalten will, ist Serbien der verlässlichste Partner. Die Er-

innerung an das Nato-Bombardement Belgrads ist nicht verblasst. Belgrad, schrieb der Korrespondent der FAZ vor der Präsidentenwahl, habe sich «den zweifelhaften Ruhm erworben, die prorussischste Stadt ausserhalb Russlands zu sein». Wenn dort Tausende demonstrieren, dann für Putin und mit russischen Fahnen.

## Pandemische Maskendiplomatie

Abgesehen von den Erdgas- und Erdöllieferungen ist Russland allerdings wesentlich weniger präsent als die EU. Das gilt auch für China. Der Anteil der Direktinvestitionen aus der EU in der Region ist mit 70 Prozent deutlich höher als der chinesische, der unter 6 Prozent liegt. Aber allein darauf kommt es nicht an. Die pandemische «Maskendiplomatie» und die Belieferung der Balkanstaaten mit chinesischen Impfstoffen haben das Ansehen Chinas in der Wahrnehmung der serbischen Öffentlichkeit deutlich erhöht. China war mit Hilfslieferungen rascher zugegen als die EU. «Eine europäische Solidarität gibt es nicht», sagte Vucic im März 2020, als die EU den Export von Schutzbekleidung untersagte, «sie ist nur ein Märchen. Das einzige Land, das uns helfen wird, ist China.»

Nach der gewonnenen Wahl dürfte Vucic weniger Rücksicht auf seine Wähler nehmen als auf den wachsenden Druck der EU. Den ganz dicken Knüppel stellte ihm Carl Bildt ins Fenster. Der ehemalige schwedische Ministerpräsident gilt als Schwergewicht in der Region, er war der erste Hohe Repräsentant für Bosnien und Herzegowina sowie Uno-Sonderbeauftragter für den Balkan. Durch die Weigerung, sich den Sanktionen gegen Russland anzuschliessen, postete Bildt auf Twitter, habe sich Serbien de facto selbst für den EU-Beitritts-Prozess disqualifiziert. Es dürfe kein Raum sein für neue EU-Mitglieder, «die nicht unsere fundamentalen Werte und Interessen teilen». Noch einen Orbán will sich die Union nicht leisten.

Karl-Peter Schwarz war Korrespondent der FAZ für Ostmittel- und Südosteuropa. Seit seiner Pensionierung lebt er in Istrien und arbeitet als freier Journalist.

# Fall für den Verfassungsschutz

Wenn die Sicherheitsministerin für die Sicherheitsbehörde zum Sicherheitsrisiko wird.



Wie sich wohl Karl-Theodor zu Guttenberg und Christian Wulff fühlen, wenn sie die heutige Politik beobachten? Vielleicht ungerecht behandelt?

Gelegentlich ist man zur falschen Zeit am falschen Ort: Wäre Guttenberg heute noch Verteidigungsminister, er müsste seinen Posten wohl kaum wegen einer Plagiatsaffäre um seine Doktorarbeit räumen. Auch Ex-Bundespräsident Christian Wulff hätte für die unterschlagenen zwölf Mark sechzig vermutlich nichts Gravierendes zu befürchten.

Irgendwann muss man sich in Deutschland dazu geeinigt haben, niemanden mehr des Amtes zu entheben: Franziska Giffey etwa wirkt nach wie vor als Berliner Oberbürgermeisterin – trotz aberkanntem Dokortitel. Ursula von der Leyen brachte es, trotz Berateraffäre und Misswirtschaft im Verteidigungsministerium, an die Spitze der EU. Und Angela Merkel? Für sie wären während ihrer Amtszeit Dutzende Gründe für einen Rücktritt in Frage gekommen – niemand schaffte es auch nur annähernd so gut, Probleme auszusitzen, wie die ehemalige Bundeskanzlerin.

Gegenwärtig profitiert vor allem Nancy Faeser von der inoffiziellen Regel des Nichtrücktritts: Schon zum Amtsantritt gab sich die amtierende Bundesinnenministerin alle Mühe, um als untragbar eingestuft zu werden; vor Jahren hatte sie als Vorsitzende der hessischen SPD-Landtagsfraktion für ein linksextrêmes Antifa-Blättchen geschrieben. Nur schien das niemanden so wirklich zu interessieren.

Dabei böte die Personalie genügend Stoff für Diskussionen: spätestens, als vor der Poli-

tik Faesers, die für die innere Sicherheit zuständig ist, die Sicherheitsbehörden warnten, weil Faeser sich dem Schutz der deutschen Grenzen total verweigerte. Grund: Sie will keine Flüchtlinge registrieren. Man stelle sich vor, eine Sicherheitsministerin, die nicht kontrolliert, wer ins Land kommt, wird zum Risiko für die eigene Behörde. Es ist die Realität, die die besten Geschichten schreibt.

Aber Frau Faeser hat Wichtigeres zu tun, als Flüchtlinge zu kontrollieren: Ausgehend von ihren Twitter-Tweets, liegt ihr vor allem der

*Schon zum Amtsantritt gab sich Nancy Faeser alle Mühe, um als untragbar eingestuft zu werden.*

«Kampf gegen rechts» am Herzen – oder was sie und ihre Antifa-Kumpels als solchen interpretieren. Hierfür will die studierte Juristin sogar die Beweislast für Beamte umkehren.

Soll heißen: Wird einem Beamten eine rechte Gesinnung unterstellt, soll dieser künftig beweisen müssen, dass dem nicht so ist. Der rechtsstaatliche Grundsatz, dass der Staat die Schuld eines Bürgers nachweisen muss, würde damit aufgehoben. Das ist nichts anderes als ein Anschlag auf das Grundgesetz, was Nancy Faeser, «Hüterin der Verfassung», zum Fall für den Verfassungsschutz macht.

Das die Innenministerin im «Kampf gegen rechts» nicht nur zu fragwürdigen Mitteln greift, sondern auch selektiv

vorgeht, zeigte die Verleihung des Hamza-Kurtovic-Awards in Hanau, der das Engagement der Preisträger gegen Rassismus würdigen soll.

Initiiert wurde der Preis von den Eltern des beim Anschlag von Hanau ermordeten Hamza Kurtovic und dem Who's who der identitätspolitischen «antirassistischen» Linken. Darunter auch der Influencer Tarek Baé, der nicht nur durch israelfeindliche Posts auffällt, sondern auch durch seine fehlende Distanz zum Islamismus und zur Partei Erdogans.

Bereits in der Vergangenheit war das Gedenken an die Opfer des Anschlags von Hanau von antisemitischen und islamistischen Gruppierungen instrumentalisiert worden. Was weder Innenministerin Faeser noch Bundeskanzler Olaf Scholz zu stören schien, beide waren sie Gäste der Veranstaltung.

Faeser trat sogar als Preisträgerin auf die Bühne. Neben ihr: Brutalo-Rapper Massiv, in einem Palästina-Trikot, der ebenfalls für sein Engagement ausgezeichnet wurde und darüber hinaus Kontakte zu Salafisten und IS-Sympathisanten pflegt. Wer das nicht als skandalös betrachtet, sollte sich vorstellen, was los gewesen wäre, wenn Horst Seehofer (CSU) seinerzeit als Bundesinnenminister mit abtrünnigen Rechten geehrt worden wäre.

Es gilt eben der alte Spruch: «Alle sind gleich, aber manche sind gleicher.» Rücktritte sind etwas für Leute mit Rückgrat in einer Gesellschaft, die sich noch empört, wenn sie verarscht wird.

# «Er hält Russland für moralisch überlegen»

Wladimir Putins Gedankenwelt sei geprägt vom russischen Faschisten Iwan Iljin, der 1954 im Schweizer Exil gestorben ist, sagt Geschichtspräsident Michael Khodarkovsky.

Pierre Heumann

**Weltwoche:** Herr Professor Khodarkovsky, Sie weigerten sich zunächst, der *Weltwoche* ein Interview zu geben. Weshalb?

**Michael Khodarkovsky:** Weil ich mit der Linie der *Weltwoche* in der Ukraine-Krise ganz und gar nicht einverstanden bin.

**Weltwoche:** Wo erheben Sie Einspruch?

**Khodarkovsky:** Ihr Chefredaktor bezeichnet sich als «Putin-Versteher». Vor dem Krieg hätte ich dies noch halbwegs nachvollziehen können, ohne damit einverstanden zu sein. Ich hätte ihm zugutehalten können, dass seine Sicht auf eine vollkommene Ignoranz der Ereignisse in Putins Russland zurückzuführen sei, vielleicht auf eine Art romantischer Vorstellungen von Macht. Aber mitten in einem Krieg, in dem Kriegsverbrechen wie zum Beispiel in Butscha begangen werden, die sich im Fernsehen beobachten lassen, ist das nicht mehr akzeptabel. Entweder haben Sie es darauf abgesehen, für Schlagzeilen zu sorgen, oder Sie gehören zu jenen, die, verzeihen Sie den Vergleich, Lenin als «nützliche Idioten» des Westens bezeichnet hat.

**Weltwoche:** Mit Verlaub: Der Westen hat nach dem Fall der Mauer mehrere Staaten aus dem ehemaligen Machtbereich der Sowjetunion in die Nato aufgenommen. Putin fühlte sich dadurch bedroht und verteidigt jetzt seine Interessen.

**Khodarkovsky:** Und wie bitte verteidigt er sich? Indem er ukrainische Städte zerstört, indem er bewusst Zivilisten ins Visier nimmt und dabei absichtlich Schulen und Spitäler bombardiert. Damit will er einen Flüchtlingsstrom auslösen, der den Westen überrennen soll. Das hat Putin ja bereits in Syrien getan, als Millionen von Syrern nach Europa flüchteten, weil er syrische Städte zerstörte. Es ist Teil seiner Strategie. Und jetzt sagen die Putin-Versteher, dass er sich verteidige? Gegen wen denn? Wer wollte Russland angreifen? Die Ukraine? Das könnte sie nicht. Die Nato? Die war nie offensiv, sondern ist ausschliesslich defensiv.

**Weltwoche:** Seit seinem Machtantritt vor zwanzig Jahren beobachten Sie Putin. Was ist seine ökonomische Bilanz?



«Putin ist das Wohlergehen seiner Bürger egal.»

**Khodarkovsky:** Er tut nichts, um den Lebensstandard der Bürger zu verbessern. Im Jahr 2013, bevor Russland die Krim annektierte und in die Region Donbass einmarschierte, betrug das Durchschnittseinkommen in Russland 16 000 Dollar pro Jahr. Jetzt liegt es unter 10 000 Dollar pro Jahr. Putin ist das Wohlergehen seiner Bürger egal. Würde ihm das wirtschaftliche Schick-

*2013 lag das Durchschnittseinkommen in Russland bei 16 000 Dollar pro Jahr. Jetzt liegt es unter 10 000 Dollar.*

sal der Russen am Herzen liegen, hätte er diesen Krieg nicht begonnen, der das Wachstum der vergangenen fünfzehn Jahre ausradiert. Zehntausende von bestens ausgebildeten Russen verlassen zudem ihre Heimat, weil sie dort keine Zukunft für sich sehen.

**Weltwoche:** Unser Korrespondent in Moskau schreibt hingegen, gestützt auf seine Eindrücke und eine Meinungsumfrage, dass die Bevölkerung den Krieg befürwortet. Auch Putins Zustimmungsquote ist laut Umfragen hoch.

**Khodarkovsky:** Man kann keinem Wort trauen, das aus Russland kommt. Die Leute haben Angst, ihre Meinung zu sagen. Umfragen reflektieren die Realität deshalb nicht. Zudem zeigen russische Medien nicht die Bilder, die man im Westen sieht. Man spricht ja in Russland nur von

einer «speziellen Operation» und behauptet, dass sie erfolgreich verlaufe. Die Kriegsverbrechen der russischen Armee sind kein Thema.

**Weltwoche:** Wenn Putin sich nicht für die wirtschaftliche Lage seiner Bürger interessiert: Was ist ihm wichtig?

**Khodarkovsky:** Russlands Grösse.

**Weltwoche:** Will heissen?

**Khodarkovsky:** Die Gedankenwelt von Iwan Iljin hat ihn geprägt. Iljin war Faschist, er himmelte Hitler und Mussolini an, und zwar vor allem aus zwei Gründen. Er glaubte erstens, dass der Faschismus ein effizientes Instrument sei, um gegen den Kommunismus anzukämpfen, und er verachtete zweitens den Liberalismus im Westen, den er für korrupt und dekadent hielt. In den 1920er und 1930er Jahren konnte man das vielleicht noch rechtfertigen, wenn man grosszügig sein will. Aber Iljin blieb auch nach dem Zweiten Weltkrieg ein eifriger Befürworter des Faschismus. Er vertrat die Idee eines faschistischen heiligen Russland, gelenkt von einem Diktator, der von der Armee gestützt wird. Iljin starb 1954, übrigens in der Schweiz, nachdem er von Lenin ins Exil geschickt worden war. Kurz vor seinem Tod schrieb Iljin ein Buch über die Grundlagen des russischen Faschismus. Diese Ideen sind heute bei Putin und seiner Umgebung sehr populär. Sie liefern die Basis für seine Überzeugung, dass Russland dem Westen geistig und moralisch überlegen sei.



**Weltwoche:** Iljin ist seit über sieben Jahrzehnten tot. Ist er für Putins Weltbild weiterhin relevant?

**Khodarkovsky:** Putin hat veranlasst, dass Iljins Leichnam nach Russland überführt und sein Grab von der Kirche geweiht werde. Das sagt ja schon sehr viel über die heutige Relevanz Iljins aus. Die Kirche in Russland, das muss ich hier erwähnen, hat seit je die Regierungen unterstützt. Auch heute. Mitte März hat der Patriarch der russisch-orthodoxen Kirche, Kyrill I., eine Predigt gehalten, in der er den Krieg in der Ukraine rechtfertigte. Als Grund nannte er mehrmals die Gay-Paraden im Westen. Wegen dieser Kultur gleichgeschlechtlicher Liebe, die sich im Westen ausbreite, bestehe die Gefahr, dass sie auch in Russland Einzug halte, sagte er. Das aber wäre eine Sünde gegenüber Gott. Man müsse deshalb in der Ukraine kämpfen, um das zu verhindern.

**Weltwoche:** Zurück zu Iljin. Wie einflussreich sind seine Ideen noch?

**Khodarkovsky:** Sie werden heute von Alexander Dugin vertreten, der sich als Philosoph bezeichnet. Er propagiert den russischen Faschismus und verbindet ihn mit dem Eurasianismus ...

**Weltwoche:** ... der politischen Bewegung, die die russische Zivilisation weder als europäisch noch als asiatisch sieht.

**Khodarkovsky:** Dugin glaubt, dass Russland ein grosses eurasisches Imperium anstreben sollte, zu dem sowohl Europa als auch Asien gehören. Sollte das nicht möglich sein, sagt Dugin, werde Russland seine Identität verlieren und nicht mehr existieren. Russland müsse in diesem Sinn andere Völker dominieren, meint Dugin, Putins ideologischer Einflüsterer. Putin hat zwar nie gesagt, wo die Grenzen dieses Imperiums gezogen werden sollten. Doch, so glaube ich, denkt er zum Beispiel an Kasachstan oder die baltischen Länder.

**Weltwoche:** Wird sich Putin an der Macht halten können, wenn die Krise ausgestanden ist?

**Khodarkovsky:** Wir wissen aus der Geschichte, dass faschistische Regimes nicht ohne Einwirkung von aussen einstürzen oder verschwinden. Es gibt keine internen Mechanismen, die auf Wechsel drängen oder einen solchen einleiten. Es gibt nur zwei Wege, solche Regimes loszuwerden: mit einem Coup, der aber wegen des riesigen Sicherheitsapparats unwahrscheinlich ist, oder nach einer militärischen Niederlage. Wie aber kann man ein Land militärisch besiegen, das zum Einsatz von Nuklear- oder Chemiewaffen bereit ist und das für alle gefährlich ist? Das ist eine echte Herausforderung für das 21. Jahrhundert.

Michael Khodarkovsky ist Professor für Geschichte an der jesuitischen Loyola University Chicago. Der gebürtige Ukrainer ist Autor des kürzlich erschienenen Buches «Russia's 20th Century: A Journey in 100 Histories».

Weltwoche Nr. 14.22  
Cartoon: Kai Felmy

# Auch die Ukraine hängt am Gasgeschäft

## Immer noch fliesst russisches Gas über die Ukraine in den Westen, sogar noch mehr als vor dem Krieg. Wie das?

Oliver Stock

**D**er ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj fordert den Westen bei jeder Gelegenheit zu einer Verschärfung der Sanktionen gegen Russland auf. «Die Dreistigkeit des Aggressors ist ein klares Signal an den Westen, dass die gegen Russland verhängten Sanktionen nicht ausreichen», sagte er beispielsweise am Wochenende in einer Videobotschaft.

Allerdings hat es Selenskyj selbst in der Hand, einen Grossteil der Gaslieferungen zu stoppen und Russland damit vom lukrativen und

*Würde Selenskyj die Gasleitung unterbrechen, wäre diese sprudelnde Geldquelle schlagartig versiegt.*

mutmasslich kriegsverlängernden Dollar- und Eurostrom aus dem Westen abzuschneiden. Denn im Westen der Ukraine laufen drei grosse Trassen für russisches Gas zusammen.

Aus dem Norden Sibiriens, vom Gasfeld Uren- goi, kommt die Trasse «Bruderschaft» (Bratstvo). Ebenfalls aus dem sibirischen Norden, von der Jamal-Halbinsel, führt ein Abzweig der Trasse Jamal-Europa (Jamal) über Belarus. Die dritte Trasse, «Einheit» (Soyuz), verläuft aus dem südlichen zentralasiatischen Teil Russlands bei Orenburg nahe der Grenze zu Kasachstan Richtung Ukraine. Die drei Trassen treffen in einer sogenannten Verdichterstation zusammen und laufen durch die Transgas-Leitung, die südlich von Uschhod die ukrainisch-slowakische Grenze quert.

### Bisher kein Angriffsziel

Andreas Schroeder, Leiter der Energieanalyse beim Energiemarktforscher Icis, beobachtet die Liefermengen russischen Gases durch die Ukraine kubikmetergenau. Er stellt fest, dass die Ukraine seit Ausbruch des Krieges eher mehr als weniger russisches Gas durch ihre Pipelines fliessen liess – was daran liegen könnte, dass die Durchleitung von Gas finanziell für die Ukraine durchaus attraktiv ist. Bezahlt, so erklärt Schroeder – dessen globales Analysehaus auch in Osteuropa Experten stationiert hat –, wird vom staatlichen russischen Energielieferanten

Gazprom an die Ukraine pro Kubikmeter durchgeleitetes Gas und pro Kilometer Leitung, die benutzt wird.

Bei knapp 110 Millionen Kubikmeter Gas, die täglich durch die ukrainischen Leitungen flies- sen, und einer Durchleitungslänge von etwa tausend Kilometern kommt Schroeder beim derzeitigen Durchleitungspreis von 2,66 Dollar pro tausend Kubikmeter auf knapp eine Milliarde Dollar, die die Ukraine jährlich an Durchleitungsgebühr von Russland erhält.

Würde Selenskyj die Gasleitung unterbrechen, wäre diese sprudelnde Geldquelle schlagartig versiegt und er würde sowohl gegenüber dem Westen wie auch gegenüber der staatlichen, russischen Gazprom vertragsbrüchig – weswegen in der Ukraine das Thema derzeit lieber nicht auf die Tagesordnung kommt. Auch schiessen beide Seiten, die ansonsten zielgenau rollende Panzer und Nebengebäude von Atomanlagen treffen können, an der Gaspipeline bislang vorbei.

Dafür wird verbal Druck gemacht. Selenskyj-Berater Alexander Rodnyansky pflichtete erst jüngst seinem Chef in der Forderung nach härteren Sanktionen gegen Russland bei. Er hält einen Stopp der europäischen Importe von russischem Öl und Gas für unumgänglich, sagte Rodnyansky in der jüngsten Ausgabe der ZDF-Sendung «Maybrit Illner». Der Westen müsse verhindern, dass die Sanktionen gegen Russland von Moskau ausgehebelt würden.

Oliver Stock ist Chefredaktor des *Wirtschaftskuriers* und Herausgeber von *Markt und Mittelstand*.



# Aufruhr in der «Wacholder-Stadt»

Geistig Behinderte wurden in der Waadt Opfer massiver Übergriffe. Nun regt sich der Volkszorn. Ex-Staatsrat Pierre-Yves Maillard habe seine Verantwortung mangelhaft wahrgenommen.

Christoph Mörgeli

Die «Wacholder-Stadt» (Cité du Genèvevri) liegt landschaftlich reizvoll im waadtländischen Saint-Légier ob Vevey. Es handelt sich um eine grosse Institution für 200 geistig behinderte Menschen. Sie gehört zur vor rund hundert Jahren gegründeten evangelischen Eben-Ezer-Stiftung und wird heute praktisch vollständig durch den Kanton und die Invalidenversicherung finanziert. Doch seit sich ein Erzieher von jungen Menschen mit geistiger Behinderung schriftlich an die Eltern gewandt hat, herrscht Aufruhr in der Institution.

Beschrieben wurden im anonymen Brief schwere Missstände im Pilotprojekt einer Wohngruppe namens «Baobab», die 2010 gegründet worden war. Das Schreiben vom Oktober 2015 löste eine Verleumdungsklage der Direktion aus, die den Verfasser des Schreibens ausfindig machen wollte. Hierauf wandten sich gleich sechs Eltern von jungen Erwachsenen im Alter von 20 bis 25 Jahren, die meist nicht sprechen können, mit massiven Vorwürfen an die Öffentlichkeit.

## Ohrfeige für Autisten

Die Rede war von «chemischen Zwangsjacken», verschmutzten Räumen mit Stuhlspuren, Vernachlässigung der Körperhygiene, insbesondere der Zähne, aber auch stundenlangem Sitzenlassen auf einem Hocker. Es kam im Heim zu verbaler und körperlicher Gewalt, von Heimbewohnern wie von ihren Betreuern. Der Vorwurf, ein (mittlerweile entlassener) Angestellter habe einem Autisten eine Ohrfeige verabreicht, musste später von der Institution eingestanden werden.

Mittlerweile ist das Projekt «Baobab» krachend gescheitert und das Vertrauen der Eltern vollständig zerstört, so dass die Wohngruppe aufgelöst werden musste. Drei Autisten haben die Institution verlassen, zwei wurden in anderen Wohngruppen platziert. Einer



«Das Glück, anders»: Nationalrat Maillard.

der beiden Psychiater der Cité «Wacholder», der im Zusammenhang mit einer speziellen Patientensituation Übergriffe des Personals

*Das Projekt «Baobab» ist krachend gescheitert und das Vertrauen der Eltern vollständig zerstört.*

angesprochen hatte, wurde Ende 2016 hinausgemobbt. Die Direktion räumt gewisse Fehler ein: So seien die personellen Wechsel zu häufig erfolgt, auch hätte manchen Betreuern die notwendige Ausbildung gefehlt.

Auch der Präsident des Vereins Autisme Suisse romande kritisierte, der Kanton nehme seine Kontrollverantwortung nicht genügend wahr. Die sporadischen Kontrollen reichten nicht aus, entscheidend sei vielmehr, ob die Erzieher angemessen und ausreichend ausgebildet seien. Demgegenüber bestritt der zuständige Abteilungsleiter in der kantonalen Gesundheitsdirektion etliche der Vorwürfe. Das Thema werde sehr ernst genommen, und es liefen entsprechende Untersuchungen. Doch hätten die Kontrollinstanzen bei ihren unangemeldeten Besuchen nie etwas Ungewöhnliches vorgefunden.

Dabei hatte die Waadtländer Gewerkschaft des öffentlichen Personals (SUD) schon 2016 eine Petition mit 37 Unterschriften ans Departement von Regierungsrat Pierre-Yves Maillard (SP) geschickt. Darin beklagte sie an der Cité in Saint-Légier ein allgemeines Klima der Einschüchterung, des Mangels an Respekt und Transparenz. Es habe ungerechtfertigte Verwarnungen und Sanktionen gegeben sowie systematischen Druck und gar Entlassungen im Fall von Kritik. Die Gewerkschaft forderte Maillard auf, seinen Einfluss zugunsten der Grundrechte der Arbeitnehmer geltend zu machen, auf eine bessere Personalpolitik zu dringen sowie sämtliche Verwarnungen und Sanktionen durch eine unabhängige Instanz überprüfen zu lassen.

Der Skandal der «Wacholder-Stadt» zog 2018 weite Kreise. Nach entsprechenden Medienberichten meldeten sich ein Dutzend Menschen – Angehörige sowie gegenwärtige und frühere Mitarbeiter – beim Westschweizer Radio und Fernsehen (RTS), um Übergriffe und die schlechten Arbeitsbedingungen anzuprangern. Die Probleme gingen weit über die aufgelöste Gruppe «Baobab» hinaus. Geschildert wurden Repressionen gegen Mitarbeiter, die unbequeme Wahrheiten ansprachen, ungerechtfertigte Strafmass-

nahmen, unfaire Entlassungen, erfolglose Gesprächsversuche.

Etliche Beschwerdebriefe gingen direkt an Gesundheitsvorsteher Maillard. Diesem war die Unruhe in Saint-Légier höchst unwillkommen, denn er wollte sich am 1. Dezember jenes Jahres 2018 zum Präsidenten des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes (SGB) wählen lassen. Maillard gab sich vorerst unerbittlich: «Wir nehmen diese Anschuldigungen sehr ernst», liess er verlauten. Es werde keinerlei Missbrauch toleriert. Der machtbewusste Magistrat versprach eine gründliche Untersuchung: Der Staat könne so weit gehen, «dass er die Betriebsgenehmigung entzieht, was einen sehr wichtigen Druckhebel im Dialog mit der Institution darstellt».

### Seither hat sich kaum etwas geändert

Obwohl die Cité die wesentlichen Vorwürfe zurückwies, äusserte ein ehemaliger Mitarbeiter im Juni 2018 als neuer Zeuge schwere Anschuldigungen gegenüber der Institution. Thema waren nun das Wegsperrten von Patienten in den Zimmern und andere unzulässige Zwangsmassnahmen. All diese Vorgänge erscheinen umso schockierender, als sich die Autisten über das Erlebte und Erlittene nicht ausdrücken können. Der Kanton sah sich nun gezwungen, eine neue Administrativuntersuchung anzuordnen, mit der Maillard den früheren Generalsekretär seines Departements beauftragte. Die Cité in Saint-Légier belies es bei einem Bedauern, dass der betreffende Angestellte nicht den Dienstweg eingehalten oder einen der vielen Beschwerdewege für seine Vorwürfe gewählt habe.

Auch der Waadtländer Kantonsarzt war über die Missstände informiert; der damalige Vorsitzende der Waadtländer Alzheimer-Vereinigung hat direkt bei Pierre-Yves Maillard vorgesprochen. Nach den eher lauen Befragungen des verantwortlichen Politikers durch RTS verlief die Sache allmählich im Sand. In der zweiten Hälfte des Jahres 2018 wurde die Affäre still und heimlich beerdigt. Die Kommission zur Prüfung von Patientenbeschwerden (COP) bestätigte den «körperlichen und verbalen Missbrauch durch bestimmte Mitarbeiter, darunter insbesondere zwei Pädagogen» – und verwarnete

die Stiftung Eben Ezer. «Doch niemand wollte die Wahl des Regierungsrats zum Schweizer Gewerkschaftspräsidenten gefährden», ärgert sich eine ehemals an der Cité tätige Fachperson des Gesundheitsbereichs: «Der Filz hält zusammen, Maillard sollte keinesfalls in einem schlechten Licht erscheinen.» Anders könne er sich angesichts der erdrückenden Indizien nicht vorstellen, warum von staatlicher Seite nicht härter durchgegriffen wurde: «Es handelt sich hier um eine dunkle Seite des politischen Erbes von Pierre-Yves Maillard.»

Ein anderer Zeuge beklagt, es habe sich seither in der «Wacholder-Stadt» kaum etwas geändert. Die wohlklingenden, humanistischen Schlagworte würden in der Realität bei weitem nicht eingelöst. Der permanente Leistungsdruck in den Arbeitsateliers überfordere die Patienten. Es sei bei den Angestellten zu Suiziden gekommen, altgediente Mitarbeiter seien aus der

### «Der Filz hält zusammen, Maillard sollte keinesfalls in einem schlechten Licht erscheinen.»

Institution geflüchtet. Nach wie vor herrsche das Gesetz des Schweigens, Kritiker würden mundtot gemacht. Im Sinne eines Bauernopfers sei der bisherige Direktor vorzeitig in den Ruhestand gegangen. «Aber jene Personen der mittleren Führungsebene, die schon damals weitgehend für die Missstände verantwortlich waren, sind nach wie vor am Werk.»

Ein weiteres Mitglied des früheren Betreuungsteams meint: «Es handelt sich bei der Cité immerhin um eine der grössten Institutionen ihrer Art in der Westschweiz. Wie dort mit geistig Behinderten umgegangen wird, ist ein echter Skandal.»

«Le bonheur, autrement», lautet die Devise der Institution von Saint-Légier: «Das Glück, anders». Angesichts der dortigen Vorgänge erscheint allerdings dieses «andere Glück» für die Betroffenen eher als Unglück.

Der heutige Gewerkschaftspräsident Pierre-Yves Maillard betont, seine Wahl in dieses Amt habe die kantonalen Untersuchungen in keiner Weise behindert. 2018 sei ein Audit durchgeführt worden, aufgrund dessen und der Beschwerden der Eltern die unabhängige Beschwerdeprüfungskommission eine Untersuchung eingeleitet habe. Diese sei durch eine Verwaltungsuntersuchung seines Departements unterstützt worden. «Es kam zu einer Sanktionierung der Institution und zu einem internen Befragungsprozess. Ein Mitarbeiter wurde entlassen. Für die Familien, welche die Einrichtung wechseln wollten, sind Lösungen gefunden worden.» Maillard hält fest, dass der Staat nicht Arbeitgeber der privatrechtlichen Cité du Génévrier sei und nur einen begrenzten Einfluss auf die Arbeitsverhältnisse nehmen könne.

## BRODER

### Liebe Ukrainer, seid nett zu den Russen

Richard David Precht ist ein erfolgreicher deutscher Schriftsteller, ein Vor- und Nachdenker, der über das bedingungslose Grundeinkommen ebenso kompetent referiert wie über die Zukunft des Automobils und die Zulässigkeit der Sterbehilfe.

Wenn er zum Beispiel Rentner dazu aufruft, sich zum Dienst in sozialen Einrichtungen zu melden, stösst er eine gesellschaftliche Debatte an, die von *Bild* bis *FAZ* hin und her wallt. Allein damit, dass er sich eines Themas annimmt, verleiht er dem Thema Sinn und Gestalt.

Und so war es nur eine Frage der Zeit, bis Richard David Precht zum Ukraine-Konflikt Stellung bezog, mit wenigen markanten Worten: «Natürlich hat die Ukraine ein Recht auf Selbstverteidigung. Aber auch die Klugheit einzusehen, wann man sich ergeben muss.»

### Damit der Krieg aufhört

Der Satz kommt bemüht daher, wie ein Asthmatiker beim Treppensteigen. Der generösen Feststellung, die Ukraine habe ein Recht auf Selbstverteidigung, folgt die Einschränkung, das Land habe auch die Klugheit einzusehen, wann es sich ergeben muss.

Gut, es gibt Sätze von Martin Heidegger und Ernst Jünger, die in sich noch widersprüchlicher sind, aber Precht siedelt in der Abteilung Philosophie des Alltags.

Was muss passieren, damit der Krieg um die Ukraine aufhört? Ganz einfach: Die Ukrainer müssen aufhören, sich gegen die russische Aggression zu wehren. Er appelliert nicht an die Täter, aufzuhören und nach Hause zu gehen, nein, er appelliert an die Opfer, keinen Widerstand zu leisten.

Das ist so richtig, wie es richtig ist, einer Frau für den Fall einer Vergewaltigung zu raten, sich zu ergeben, bevor der Vergewaltiger richtig böse wird.

Also, liebe Ukrainer, legt die Waffen nieder und seid nett zu den Russen. Empfängt sie mit Blumen, Tee und Plätzchen. Wie Precht es täte, wenn ein Nachbar versuchen würde, sein Haus abzufackeln.

Henryk M. Broder



# Flucht aus Mariupol

Reise von Moskau an die ukrainische Grenze.

Die Kriegsvertriebenen erzählen von der Hölle, auf Russisch «Ad».

Das Wort verfolgt mich. Die Hölle heisst Krieg.

Thomas Fasbender

Taganrog  
**G**rosse, rote Lettern schmücken das Dach: Dworez Sporta, Sportpalast. An der Stirnwand der Arena, auf deren Parkett in normalen Zeiten die Olympiareserve trainiert, hängt eine russische Fahne. Daneben, etwas grösser, ein Werbeplakat der Gazprombank. Wir sind in Taganrog, der letzten grösseren russischen Stadt im Norden des Asowschen Meers, fünfzig Kilometer vor der ukrainischen Grenze.

Vor der Schule treffen Kleinbusse mit Geflüchteten ein, es sind Menschen aus dem umkämpften Mariupol. Ein Dutzend wartet daneben auf die Weiterreise, das bisschen Habe in billige gewebte Karo-Taschen oder Plastikbeutel gestopft. Irgendwann kommt der Bus, der sie zur nächsten Station einer ungewissen Reise bringt. Die Sportschule Nr. 13 ist ein Auffanglager. Von hier aus werden die Geflüchteten über ganz Russland verteilt, in Sanatorien, Ferienlager und Heime. In Taganrog bleiben sie maximal ein, zwei Tage.

## Keine Chance, den Vater zu begraben

Die Sportarena ist übersät mit Feldbetten, je dreissig in sechs Reihen, darauf Steppmatratzen, Kissen, Decken. In einer Ecke spielen Kinder, leise mit blassen Gesichtern. Die Erwachsenen liegen wie hingeworfen, apathisch, die Ellbogen aufgestützt. Ihr Blick geht ins Nirgendwo. Kaum ein Geräusch ist zu hören. Wen immer ich anspreche, die Augen sind leer. Wer redet, erzählt von der Hölle, auf Russisch «Ad». Das Wort verfolgt mich. Die Hölle heisst Krieg.

Artur ist sechzehn, ein kluger, aufgeweckter Teenager mit klarer Beobachtungsgabe. Vor vier Tagen hat er seinen Vater verloren. Der war auf dem Weg in die bereits verlassene Wohnung in der Wolgodonskajastrasse, zwei Kilometer östlich des umkämpften Stahlwerks Asowstal. Vor einer Sprenggranate hat er sich in den Hauseingang gerettet, dort haben ihn die Splitter zerrissen. Sein Sohn ist der Einzige aus der Familie, der ihn später noch gesehen hat. Erkennt hat er ihn nur an der Kleidung. Es gab auch keine Chance, den Vater zu begraben; der Beschuss war so dicht, sie hätten nur ihr Leben riskiert.

Von Trauer über den Verlust ist Artur weit entfernt. Gefangen im Kriegsstress, die Augen trocken, spult sein Gedächtnis Beobachtungen ab: der Panzer versteckt in der Durchfahrt zwischen zwei Höfen, die Granate, die ein Verteidiger in einen Kellereingang wirft, der Algorithmus aus Pfeifgeräusch und Bedrohung. Seine Mutter sitzt neben ihm, 41 Jahre alt, mit blonden Locken und einem intelligenten, einst attraktiv gewesenen Gesicht. Es ist aschfahl, vom Krieg gezeichnet. Wie ihren Sohn hat die Trauer sie noch nicht erreicht. Dafür sprudelt es aus ihr hervor. Das Stahlwerk, Asowstal – darunter liegen tiefe Bunker aus sowjetischer Zeit. Viele hundert Zivilisten seien dort untergebracht. Etagen darüber, auf den Dächern und Balkonen der weitläufigen Fabrik, hätten die Verteidiger sich eingerichtet. Dort zögen sie das russische Artilleriefeuer auf sich. Auch sie erzählt vom Pfeifen der Geschosse. Nie wird sie das vergessen. Wie das Hirn sich verselbständigt, sobald es ertönt. Nur Sekundenbruchteile bleiben für die Entscheidung: ein Krater, ein Eingang, flach auf den Boden. Nach dem Tod des Mannes, die Mutter im Krankenhaus, hat sie nur noch an Flucht gedacht.

Doch Fliehen bedeutet erst recht Risiko. Alle hätten sie in ihren Wohnungen ausgeharrt, bei Artilleriebeschuss im Keller. Auf einem der seltenen Besorgungsgänge habe ein Verteidiger sie aufgehalten. In die Richtung gehe sie besser nicht, die Strasse sei vermint. Auf ihren Einwand, sie müsse doch was zu essen kaufen, habe er sie angeherrscht: «Wer hat dir gesagt, dass hier nur



Um sich durchzuschlagen, braucht es Mut

Soldaten sterben?» Für viele aus der Westukraine gehörten sie gar nicht dazu, sagt sie und meint die russischsprechenden Ukrainer im Osten.

Ich frage, ob sie sich als Russin fühlt. Nein, warum? Sie will in Frieden leben, das ist alles. Die Minen haben die Verteidiger gelegt, um den Feind am Vorrücken zu hindern. Sie erfüllen noch einen weiteren Zweck, das bestätigen nicht nur Jelena und ihr Sohn. Die Menschen in den Kellern und Wohnungen, auch die in den Bunkern unter dem Asowstal-Werk, dienen den Verteidigern als Schutzschild.

Jelenas achtjähriger Sohn Artjom, bleich und mit tiefblauen Ringen unter den Augen, presst seinen Rücken an den der Mutter und hält sich krampfhaft die Ohren zu. Auf dem Bett daneben sitzen zwei achtjährige Mädchen, die Zwillinge Sascha und Alissa. Ihre Mutter und Jelena sind Schwestern. Alissa spielt gedankenverloren in einer anderen Welt, Sascha lächelt. Ihr Vater ist noch am Leben. Hoffen sie.

Artur erzählt, wie er bald nach dem russischen Angriff gelernt hat, die Flugbahn und die Art der Geschosse zu unterscheiden. Das schrille Pfeifen der Granate verrät Nähe, Richtung und Ursprung. Bei Gewehrkalibern achtet er auf das Mündungfeuer, den Schussknall und den Aufprall. In der fünften Etage im Haus gegenüber habe er einen Scharfschützen ausgemacht, mit eigenen Augen. Das sei kein Russe gewesen. Auch das erste Artilleriegeschoss, das in den frühen Märztagen ihr Wohnhaus traf, sei definitiv aus einem Geschütz der Verteidiger gekommen. Die ukrainische Armee beschiesst ihre eigene



und Kraft, vor allem aber Glück ohne Ende: Mariupol, 3. April.

Zivilbevölkerung? Woher will er das wissen? Der ganze Stadtteil sei in ukrainischer Hand gewesen, antwortet er, die Front noch Kilometer entfernt. Zwei Reihen weiter sitzen Sergei und seine Frau Irina auf ihren Feldbetten und essen Haferkekse. Auch sie haben Zwillinge, Alexander und Nikita, ausserdem eine ermattete Sphinx-

### Die Menschen kochen auf offenen Feuern, verbrennen Möbel auf dem Balkon.

Katze, die wie aus Porzellan unter einer Decke liegt. Sergei berichtet von den ersten Kriegstagen. Sie wohnten im dritten Stock eines Plattenbaus am Morskoj Bulvar, unweit des Hafens. Sofort nach dem ersten Beschuss Ende Februar sei die zivile Verwaltung zusammengebrochen. Polizei und Feuerwehr hätten die Stadt verlassen, um den 1. März seien dann die Lebensmittelgeschäfte geplündert worden, bald darauf alle anderen. Am 8. oder 9. März sei eine Patrouille zu ihnen gekommen, sie hätten Wohnung für Wohnung nach ukrainischen Soldaten durchkämmt, dann seien sie wieder verschwunden.

Am nächsten Tag vernimmt er ein unheimliches Motorengeräusch. Im Hof steht ein Panzer, dessen Geschützturm sich langsam in seine Richtung dreht. Ihm bleibt fast das Herz stehen. Dann eine ohrenbetäubende Explosion, die Wände zittern, nach einer halben Minute noch eine. Sergei hat sich gerade noch in einen fensterlosen Korridor gerettet. Als er sich wieder ans

Fenster traut, ist kein Panzer mehr da. Stunden später wagt er sich in den Hof. Eine Erdgeschosswohnung im Nachbaringang ist zerstört. Das markante Z, das die russischen Fahrzeuge kennzeichnet, habe er auf dem Panzer nicht gesehen.

Er berichtet auch von einer Menschengruppe, die auf dem Weg zur russischen Front einen Kontrollposten passiert. Die Soldaten hätten es ihnen erlaubt, dann, nach zwanzig Metern, hätten sie geschossen, von hinten. Mindestens fünf seien liegen geblieben. Ein anderer habe eine Salve in eine Menschenschlange abgefeuert, die um Brot anstand. Hat er das wirklich gesehen, mit den eigenen Augen? Er nickt. «Das waren unsere», sagt er, «unsere.» Die Witwe Jelena berichtet von einem 27-jährigen Nachbarn, der beim Wasserholen von Scharfschützen in den Rücken getroffen wurde. «Für die ist Morden ein Spiel», lacht sie. Der Tod ihres Mannes hat sie bitter gemacht.

Strom und Gas, Internet und Mobilfunk gab es schon den ganzen März nicht mehr. Die Menschen kochen auf offenen Feuern, verbrennen Möbel auf dem Balkon. Am schlimmsten ist der Wassermangel; er zwingt sie aus dem Haus. Die 71-jährige Swetlana hat zwei Wochen im Keller zugebracht, mit fünf Litern Wasser für neun Menschen. Von umgerechnet (vor dem Krieg) 82 Euro Rente hat sie im Mariupoler Vorort Sartana gelebt; jetzt liegt sie neben ihrer gehbehinderten Tochter auf einem Feldbett in Taganrog. Sie ist die Einzige, die hasserfüllt von «Faschisten» spricht, wenn sie die ukrainischen Soldaten meint.

Die Rede ist vom Asow-Regiment der Nationalgarde, dem die Verteidigung Mariupols obliegt. Die seien perfekt ausgerüstet, erzählt Swetlana, mit Uniformen und Gadgets wie in einem Science-Fiction-Film. 2014 wurden die «Asowzy», wie sie hier in Taganrog jeder nennt, als Freikorps gegründet und seitdem konsequent hochgerüstet. Die Stadt wurde zum Vorposten ausgebaut. Militär auf den Strassen sei nichts Besonderes gewesen, berichtet auch Sergeis Ehefrau Irina. Vor Jahren habe sie mit einem Nato-Offizier Bekanntschaft gemacht, einem Slowaken. Mariupol war auf einen Krieg gut vorbereitet.

### Kein Telefon, kein Internet

Die Asowzy gelten auch als militärischer Arm einer ukrainischen Blut-und-Boden-Ideologie. Ihr schwarz-gelbes, hakenkreuzähnliches Symbol hat sie weltweit bekannt gemacht. Viele Rechtsextreme aus westlichen Ländern kämpfen in ihren Reihen. Aber worum geht es? Um die Ukraine oder um den Hass? Ein Fluchthelfer aus Rostow erinnert sich an die Familie Butussin, Vater und drei Söhne, die waren schon in den Neunzigern faschistisch angehaucht. Sie sind Russen, dennoch kämpfen sie mit den Asowzy. In einem Video schwadroniert der Senior vom «Kampf gegen die Bolschewiken» und gegen den «Antichristen Putin». Christina, 35, aus Donezk, die im Haus einer Taganroger Freundin untergekommen ist, berichtet von 2014, als sie Soldaten mit dem Schriftzug UKRWEHRMACHT an der Schulter begegnet sei.

Jelena erzählt von ihrer Flucht. Von den grünen Korridoren wusste sie nichts, auch die anderen in der Stadt nicht. Es gibt in Mariupol keine Bekanntmachungen, kein Telefon, kein Internet, keine Lautsprecherwagen. Ab und an lässt

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit [www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch) die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch)

**worker jobs.ch**

## RUSSLAND

### «Die Menschen haben noch gar begriffen, dass sie in Sicherheit sind»

Interview mit Andrei Agafonow, 46, IT-Experte und Koordinator einer Rostower Hilfsorganisation für den Donbass. Agafonow über sich selbst: «Ich wurde geboren in der Sowjetunion, habe deren Zusammenbruch erlebt, hoffte auf die Freundschaft mit Amerika, habe erkannt, dass es diese Freundschaft nicht geben wird, und lebe in einer Zeit des Wiederaufstehens der Union.»

**Weltwoche:** Herr Agafonow, Sie organisieren humanitäre Hilfe für Bewohner des Donbass...

**Andrei Agafonow:** Wir sind eine private, ehrenamtliche Initiative. Vor 2014 haben wir mit einer russischen NGO zusammengearbeitet, die nach Vermissten sucht. Seitdem helfen wir Menschen in den Regionen Luhansk und Donezk. Es geht um Gebiete, die unter Beschuss durch die ukrainische Armee liegen. Wir sind zwei Koordinatoren, ich bin einer davon. Rund siebzig andere bringen sich finanziell und organisatorisch ein. Aktiv involviert sind sieben Personen. Wir sammeln

*«Ohne Rückendeckung des Militärs könnten wir keine humanitäre Hilfe leisten.»*

Geld für den Kauf von Lebensmitteln und Ausrüstung: Generatoren, elektrische Leitungen, Kommunikationsmittel. Vor allem organisieren wir den Transport dieser Hilfsgüter. In aller Regel geht es in Dörfer, die zuvor beschossen wurden und deren Infrastruktur zerstört ist. Es gibt oft keinen Strom, kein Wasser, keine Lebensmittel. Wir helfen auch Waisenhäusern und Krankenhäusern.

**Weltwoche:** Wie finanzieren Sie Ihre Arbeit?

**Agafonow:** Mit eigenen Mitteln und mit Spenden. Wir sammeln auch Kleidung und Lebensmittel. Es gibt Hersteller, die uns helfen, und Leute, die Sachspenden für uns kaufen. Wir müssen dann die Hilfsgüter nur einladen und transportieren.

**Weltwoche:** Inwieweit unterstützt Sie der russische Staat?

**Agafonow:** Manchmal wenden wir uns an das Ministerium für Katastrophenschutz, wenn es um Dinge geht, die wir selbst nicht transportieren können, zum Beispiel mehrere Generatoren oder grössere Mengen an Lebensmitteln. Das ist zu viel für uns, wir haben nur unsere privaten Fahrzeuge.

**Weltwoche:** Was sind die grössten Herausforderungen?

**Agafonow:** Die Hilfsgüter an den Bestimmungsort zu bringen. Es gibt viele NGOs und auch Einzelne, die sich engagieren, aber kaum jemand, der den Transport übernimmt. Das sind Dörfer nahe der Frontlinie. Es ist gefährlich dort, und wer will sein Leben riskieren, wo geschossen wird oder Minen liegen? Das sind aber die Orte, die am dringendsten auf Nahrungsmittel, Medikamente und Hilfe angewiesen sind.

**Weltwoche:** Was sind die dringendsten Bedürfnisse dieser Menschen?

**Agafonow:** Wer aus Mariupol kommt, ist fast immer obdachlos. Viele haben ihre Angehörigen verloren. Oft sind sie selbst verwundet; es gibt ukrainische Soldaten, die schiessen auf Flüchtende. Die Menschen stehen unter extremem Stress. Sie haben noch gar nicht begriffen, dass sie in Sicherheit sind. Alles, was sie haben, ist ihre Kleidung, ihre Dokumente und etwas Bargeld.

**Weltwoche:** Gibt es Berührungspunkte mit dem russischen Militär und mit dem der Volksrepubliken?

**Agafonow:** Wir arbeiten nicht direkt mit den Streitkräften zusammen, da fehlen die Berührungspunkte. Andererseits könnten wir ohne ihre Rückendeckung keine humanitäre Hilfe leisten. Die Milizen haben uns zum Beispiel bewaffnete Eskorten zur Verfügung gestellt, wenn es an Orte ging, die unter Beschuss lagen oder nicht komplett von den Aufständischen kontrolliert wurden.

**Weltwoche:** Ist es schwierig, für Ihre Arbeit Freiwillige zu finden?

**Agafonow:** Die Sache ist, dass wir nicht nach Freiwilligen suchen. Die Lieferung von Hilfsgütern ist mit hohen Risiken verbunden. Weder ich noch meine Kollegen wollen jemanden gefährden. Deshalb sind auch nur sieben Personen aktiv beteiligt. Was diejenigen betrifft, die uns beim Spenden sammeln unterstützen, gibt es ein russisches Sprichwort: «Die Erde hat Ohren; das Wort geht um wie ein Zauberer.» Menschen, die helfen wollen, finden uns auch. Wenn uns jemand begleiten will und es kein Risiko gibt, lehnen wir das nicht ab. In der Regel bleiben die Mitfahrer danach in der Gruppe und helfen, so gut es geht.

Andrei Agafonow, 46, IT-Experte und Koordinator einer Rostower Hilfsorganisation für den Donbass.

sich das Radio der sogenannten Volksrepubliken empfangen. Dafür gab es Gerüchte von Sammelpunkten im Osten, hinter der russischen Front. Doch bis dahin sind es mehrere Kilometer. Erst muss man die Verteidigungslinie überwinden, dann das Niemandsland. Jeder Meter ausserhalb der schützenden Keller heisst Angst vor Artilleriebeschuss, Minen und Scharfschützen. Um sich durchzuschlagen, braucht es Mut und Kraft, vor allem aber Glück ohne Ende.

In Jelenas Fall gab es keinen Zweifel. Sie war fest entschlossen. Mit ihrer Schwester hatte sie vereinbart, die erstbeste Möglichkeit wahrzunehmen. Plötzlich sei die Nachricht gekommen, bei der Kirche warteten Fluchthelfer auf der russischen Seite. Sie habe barfuss im Keller gesessen, sei aufgesprungen und über Splitter und Scherben in die Wohnung hoch. Schuhe, ein Rucksack, dann die Kinder aus dem Keller, und nichts wie weg. Nach sieben oder acht Kilometern hätten Tschetschenen die Gruppe in Empfang genommen und in Sicherheit gebracht.

#### Dankbarkeit gegenüber Russland

In westlichen Medien hiess es, Einwohner aus Mariupol seien gegen ihren Willen nach Russland gebracht worden. So hatte Kiew es behauptet, dort war offiziell von «Verschleppten» die Rede. Man habe den Menschen auch ihre ukrainischen Pässe abgenommen. In Taganrog suche ich vergebens nach Verschleppten. Was ich damit meine, fragt man mich zurück. Nicht freiwillig? Sie sind glücklich, der Hölle entkommen zu sein. Sergei greift in die Innentasche seines abgetragenen Anoraks und zieht seinen ukrainischen Pass hervor. Auch die anderen beteuern, dass man ihnen nichts abgenommen hat. Die Rentnerin Swetlana, schwerhörig, aber voll theatralischer Energie, greift nach meinem Handgelenk. Unbedingt muss ich schreiben, wie dankbar sie den Russen ist, wiederholt sie gleich dreimal.

Nach russischen Angaben flüchteten Anfang April täglich mindestens 13 000 Menschen in das Rostower Gebiet. Sie kommen aus den selbsternannten Volksrepubliken Donezk und Luhansk, vor allem aber aus Mariupol im Südwesten. Seit Ende Februar ist es insgesamt über eine halbe Million. Sie fliehen vor keiner Kriegspartei, sie fliehen vor dem Krieg. Dass Russland ihn über sie gebracht hat, werden sie noch begreifen müssen. Für die Zivilisten in Mariupol gibt es auch keine Freunde, keine Partei, der man zugehört. Wie im Dreissigjährigen Krieg hält die Bevölkerung den Rücken hin. Nach allen Seiten, am Tag und in der Nacht. Russland, Ukraine, Rebellenrepublik – für die Menschen in den Kellern und Wohnungen macht das keinen Unterschied. Sie haben kein Wasser und kaum noch zu essen, und eine enthemmte Soldateska trinkt sich an ihnen den Blutdurst satt.

# Eine Ohrfeige spaltet die Gemüter

Ehrenmann oder inakzeptable Gewalt? Seltsamerweise sind die Meinungen geteilt.



**D**arüber sind sich alle einig: Ohne die Klatsche an den Oscars hätten die meisten gar nicht mitgekriegt, dass diese überhaupt stattfanden. Will Smith schlug dem Comedian Chris Rock ins Gesicht, weil der einen Witz über die Frisur von Wills Gattin Jada Pinkett Smith gemacht hatte. ««G.I. Jane 2» – ich kann es nicht abwarten, das zu sehen», so ging der Joke, eine Anspielung auf einen uralten Film, in dem Demi Moore sich den Kopf rasiert. Jada trägt Glatze, aber nicht aus freien Stücken, sie leidet unter einem krankhaften Haarausfall. Ihre Krankheit hatte sie in den sozialen Medien öffentlich gemacht, ob Rock davon wusste, ist nicht bekannt. Smith hat sich inzwischen via Instagram bei Rock entschuldigt und ist aus der Oscar-Academy ausgetreten.

Kleine Vorgeschichte: Der «Bad Boys»-Star und seine Frau Jada, mit der er seit 1997 verheiratet ist, hatten die Oscars 2016 boykottiert, weil diese ihrer Meinung nach zu wenig divers seien und zu wenig schwarze Schauspieler nominiert seien. Smith wurde damals für den Film «Concussion» nicht nominiert. Es gab auch Forderungen, dass Chris Rock, als damaliger Show-Host, absagen sollte – was dieser nicht tat. Smiths frühere Filmpartnerin bei «The Fresh Prince of Bel-Air», Janet Hubert, kritisierte den Boykott damals scharf. «Die Smiths sind Heuchler, bei ihnen muss alles medienwirksam sein», sagte sie der *LA Times*. «Es ist gekünstelt, weil Will Smith keine Oscar-Nominierung erhielt.» Tatsächlich mussten die Smiths schon einiges an Kritik einstecken, etwa für ihre hohe Medienpräsenz (sie besprachen ihre Ehe in diversen Talkshows) oder weil sie ihre Kinder sehr früh in die Hollywood-Fabrik hineingezogen hatten.

In Zeiten, wo schon nur auf ein falsches Wort mit Empörung-Tsunamis reagiert wird, könn-

te man meinen, hier seien sich alle einig: Schläge sind ein No-Go. Bizzarerweise sind die Meinungen aber geteilt. Die einen halten Smiths Ausraster für Macho-Gehabe und inakzeptable Gewalt. Die anderen, «Team Will», applaudieren dem Hollywoodstar, er sei ein «Ehrenmann», weil er sich für seine Frau gewehrt hat. Letzteren kann man eine gewisse geistige Flatterhaftigkeit nicht absprechen, denn viele, die ihn hier verteidigen, haben sich in der Vergangenheit als Anhänger des Teams «Anti-Snowflakes» geoutet. In dem Team kritisiert man eine übersensible Gesellschaft und ist der Meinung: «Einen schlechten Witz oder einen beleidigenden Spruch muss man ertragen können.» Wenn etwa Comedian Dave Chappelle über die «alphabet people» witzelt und sich eine LGBTQ-Person beleidigt fühlt, gehöre das eben zur Satire, da werde zugespitzt und gespottet.

**B**ei Will soll es aber plötzlich «verständlich» sein, einem Comedian wegen eines Witzes, der sich mit der eigenen Ehre nicht verträgt, ins Gesicht zu schlagen? Man könnte zur Abwechslung versuchen, ein bisschen konsequent zu sein. Mein Eindruck ist, dass Ereignisse und Handlungen oft nur in Beziehung zu den eigenen Emotionen beurteilt werden. Das Emotionale in dem Fall ist, dass Smith einen Konflikt auf eine Art geregelt hat, die heute nicht mehr akzeptabel ist, den wohl aber viele ab und an gerne so lösen würden. Nur vergessen sie dabei: Wenn es bei Smith okay ist, wäre es das für alle. Es würde erstens bedeuten, dass alleine der Empfänger definieren würde, was beleidigend ist, was richtig und was falsch. Und zweitens wären wir dann genau an dem Höllenort, wo wir nicht sein wollen: wo Kommunikation eine Einbahnstrasse ist und Toleranz

ein Relikt aus vergangenen Tagen. Wo Missverständnisse und Fehler gnadenlos verfolgt werden dürfen, wenn nötig mit Gewalt. Würde dann letztlich nicht wieder das Recht des Stärkeren gelten? Auch wäre es ein Ort, wo jeder das Recht hätte, niemals beleidigt zu werden – aber jeder das Recht, zuzuschlagen?

**N**atürlich muss man nicht jeden demütigenden Mist ertragen und nicht in allen Lebenssituationen beseelte Kultiviertheit demonstrieren. Ich fand den Witz auch nicht lustig, und ja, hätte ich diese Krankheit, würde er mich auch verletzen. Und so sehr ich für die Gleichbehandlung der Gefühle von Menschen bin, als Frau eine Glatze tragen zu müssen, ist nun mal nicht dasselbe wie für einen Mann; für eine Familie ist so eine Krankheit gewiss eine Herausforderung. Dennoch: Du bist kein Ehrenmann, wenn du deine Frau wegen eines schlechten Witzes mit Gewalt verteidigst. Es hätte gereicht, aufzustehen und dem Absender die Leviten zu lesen. Den Vorfall sollte man aber auch nicht überdramatisieren. Rock wurde nicht blutig geschlagen, es war eine Ohrfeige – wenn auch eine überraschende – unter Männern.

Apropos unerwartet: Bemerkenswert war ja der flinke Meinungsumschwung von Smith. In der einen Sekunde lacht er über den Joke, in der nächsten entschliesst er sich zu der Watsche – möglicherweise ist er ja wütend geworden, weil ihn die Liebste beim Lachen erwischt hat ...? Man weiss es nicht. Auf jeden Fall geht mein Oscar dieses Jahr an Chris Rock für seine souveräne, beherrschte Reaktion nach einem unverhofften Schlag ins Gesicht.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

## Streben nach Versöhnung

Nr. 13 – «Schreiben, was ist»  
Editorial von Roger Köppel

Durch unsere Anmassung, immer genau zu wissen, wer die Guten und wer die Bösen sind, blockieren wir jeden Versuch, aus Konflikten den Ausweg zu finden: durch gegenseitiges Verständnis, durch konstruktive Lösungen, durch das Streben nach Versöhnung. Gewiss hat Russland mit dem offenen Kampf das Völkerrecht verletzt, das darf nicht verharmlost werden. Aber wir im Westen haben viel dazu beigetragen, dass es so weit kam: durch die Dämonisierung des Kreml-Herrschers, durch den immer bedrohlicheren Aufmarsch von Nato-Truppen an Russlands Grenzen, durch die Einmischung in der Ukraine und deren Militarisierung, durch den vor acht Jahren begonnenen Wirtschaftskrieg. Das ist die Vorgeschichte der Katastrophe, das ist unsere Mitschuld.

*Silvia und Hans van der Waerden, Beggingen*

Meine Frau Oksana wuchs in der Westukraine auf, ich habe viele Bekannte und Verwandte dort. Oksana spricht sowohl Ukrainisch als auch Russisch auf Muttersprache-Niveau. Ich habe letzten Sonntag etliche Flüchtlinge aus Charkiw, Odessa und Kiew getroffen, die meisten sind nach Putins Definition Russen, die er befreien will. Nur, die wollen nichts von Putins Russland wissen. Ihre Männer, Brüder, Söhne sind dort und kämpfen selber oder unterstützen auf zivile Art den Widerstand. *Olivier Grossenbacher, Dürrenroth*

«Jetzt tobt in Europa ein Krieg, den niemand gewollt hat» – diesen Satz muss man mehrmals lesen, um ihn ganz aufzunehmen. Will der Autor sagen, dass Putin (und, der Gerechtigkeit

halber, auch Lawrow, Peskow und ein paar andere) «niemand» ist – oder will er insinuiieren, dass die Genannten den Krieg gar nicht gewollt haben, den sie begonnen haben?

*Martin Brühwiler, Marbach*

## Rote Linien

Nr. 12 – «Beendet diesen Bruderkrieg»  
Irina Beller über den Konflikt in der Ukraine

Ich kann einfach nicht verstehen, warum intelligente Strategen nicht mehr darauf hinweisen, dass vor allem der ukrainische Präsident – der zurzeit im Westen fast wie ein Heiliger gepriesen wird – vernünftiger und klug zu agieren hat. Er sollte doch unbedingt mit Russland eine Vereinbarung treffen, um möglichst ein Ende dieser katastrophalen Kriegssituation herbeizuführen, und somit dazu beitragen, dass für sein Volk dieses unsagbare Leiden gestoppt werden kann. Ein möglicher Deal wäre, dass Serbien, dessen Bevölkerung doch mehrheitlich auf der Seite Russlands steht, ebenso als Pufferzone zwischen Osteuropa und dem Westen fungieren könnte – und vorläufig auch nicht EU- und Nato-Mitglied werden sollte. Damit könnten doch einstweilen die russischen Interessen einigermaßen zufriedengestellt werden. *Vreni Spiess, Remigen*

Unabhängig von der Tatsache, dass die Entschlossenheit Präsident Putins unterschätzt worden ist, war dessen Forderung einer vertraglichen Zusicherung von Russlands Sicherheit gerechtfertigt. Man ist darauf aber nicht eingegangen. Stattdessen hat Selenskyj angekündigt, Atomwaffen in der Ukraine herstellen zu lassen. Nun fordert Selenskyj gebieterisch von uns Opfermut, neben «seinem Land» auch noch Europa in Schutt und Asche zu legen. Präsident Putin

hat seit langem gesagt, wo die roten Linien und die nationalen Interessen Russlands liegen. Russland trat immer für eine politische Lösung ein, aber der Westen war absichtlich taub. Es ist unverantwortlich, wie sich die Ukraine in die Schusslinie der Machtinteressen zwischen dem Westen und Russland hat manövrieren lassen. *Elisabeth von Wartburg, Sens (F)*

Wie geht das mit der *Weltwoche* weiter? Während Russland in der Ukraine Spitäler bombardiert, Theater mit Hunderten von Zivilisten dem Erdboden gleichmacht, schwere Kriegsverbrechen begeht, publiziert die *Weltwoche* die naive Erzählung einer Irina Beller, die zu wissen meint, dass die Russen den Befehl haben, sich auf militärische Ziele zu konzentrieren und unnötige Gewalt zu vermeiden. *Richard Fehlmann, Helsinki (FIN)*

## Mit Herz und Seele

Nr. 12 – «Bekanntnisse eines Russland-Verstehers»  
von Roger Köppel

Wir haben verlernt, unserem Gegenüber vorurteilsfrei zuzuhören. Nach meinem Verständnis setzt sich das Zuhören aus zwei Komponenten zusammen: dem rein akustischen Hören, dem Aufnehmen der Worte durch den Gehörgang mit anschliessender Verarbeitung im Hirn, und dem Hören mit Herz und Seele; aus meiner Sicht der schwierigere Teil. Ich hege angesichts des Umstands, dass der «Böse» schon ausgemacht ist, die grosse Befürchtung eines europaweiten Konflikts mit dem Einsatz nuklearer Kampfmittel. *Christopher Alff, München (D)*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).





Peter Achten (1939–2022)  
Oliver Taylor Hawkins (1972–2022)



*Ausnahmeerscheinung:* Journalist Achten.

Er gehörte zu den unprätentiösen, nahbaren Fernsehleuten. Am Bildschirm wirkte er stets fachkundig und sachbezogen, die grosse Geste lag ihm fern. Er hatte sie nicht nötig, denn seine journalistische Kompetenz war beim damaligen Fernsehen DRS anerkannt. Peter Achten gehörte zu den Ausnahmeerscheinungen mit zahlreichen Funktionen: Er war «Tageschau»-Moderator, zeitweilig Mitglied der Chefredaktion und später als China-Korrespondent einer der besten Schweizer Asienkenner.

Die Zeitungslektüre seiner Mutter habe ihn in der Basler Kindheit mit dem Journalismus und der Nachrichtenwelt vertraut gemacht, schrieb Achten in einem Beitrag auf der Website des Medienportals *Journal 21*. Das intellektuelle Rüstzeug holte er sich im Studium der Geschichte und Wirtschaft in Berlin, Basel und Bern. In den frühen Sechzigerjahren stieg er in den Basler Lokaljournalismus ein, bevor er sich der Weltbühne zuwandte. Vor und nach seiner Studiozeit war er als Korrespondent für Radio, Fernsehen und Zeitungen tätig: In Südamerika, in Washington sowie in den asiatischen Metropolen Hanoi, Hongkong und vor allem Peking.

Ich erinnere mich an ein langes Telefongespräch mit Achten, das er aus Peking mit mir führte. Bei ihm herrschte bereits tiefe Nacht, und er nahm sich alle Zeit, dem Kollegen in der Schweiz die Tücken des asiatischen Korrespondentenalltags zu erläutern. So war die Übermittlung von Texten in der Zeit vor der Di-

gitalisierung trickreich. Er musste jeweils das Hauptpostamt in Peking aufsuchen und dort lange anstehen, um seine Artikel in die Schweiz zu faxen. Mitunter sei das Verschicken wesentlich aufwendiger gewesen als das Schreiben. Auf seinen Pekinger Posten war er durch den *Tages-Anzeiger* gekommen. Eigentlich hatte Achten nach Lateinamerika zurückgewollt, als ihn die Anfrage erreichte, ob er sich Asien als Arbeitsort vorstellen könne.

Peter Achten war ein politisch denkender Mensch, der als Journalist sein zentrales Anliegen im besten Sinn des Wortes vermittelte: Er warb in der Schweiz für ein besseres Verständnis von China. Die Berichterstattung einzelner Schweizer Medien erschien ihm mitunter verzerrt, zu sehr ideologisch verbrämt: «Der kluge Leser und die aufmerksame Leserin können die Berichterstattung nicht kontrollieren. Das gegenwärtige China-Bashing und die falschen Informationen über das Reich der Mitte in den westlichen und zumal schweizerischen Medien zeigen das überdeutlich», schrieb er. In seinem Buch «Abschied von China» beschäftigte sich Achten intensiv mit der Entwicklung der Volksrepublik in den letzten Jahrzehnten. Er konstatierte, dass die ambivalente Wahrnehmung des Riesenreichs bis ins Mittelalter zurückreicht, als Marco Polo von Ostasien berichtet hatte.

Nach seiner Rückkehr nach Europa lebte Peter Achten im freiburgischen Estavayer-le-Lac. Er verstarb im Alter von 82 Jahren. *Rolf Hürzeler*

Nichts für ungut, aber es waren eher solide Klopper wie Stewart Copeland, Roger Taylor und Phil Collins, die ihn dazu brachten, ein Leben hinter der Schiessbude zu verbringen. Aber Oliver Taylor Hawkins war erst mal Fan. Fan von Police und dann auf ewig und vor allen anderen Bands – Fan von Queen! Klar, zunächst von Freddie Mercury, aber auch und gleich dahinter von Drummer Roger Taylor, dessen Nach-sein Vorname wurde. Ansonsten war er ein Anhänger des knüppeldicken Feste-druff. Zuerst bei Coverbands und einigen Psychedelic-Bands tätig, kam er in den neunziger Jahren bei der Tourband von Alanis Morissette unter – für einen Zwanzigjährigen kein ganz schlechter Step.

1997 schlug dann die Stunde des Herrn: Hawkins wagte den Sprung, der seinem luziferischen Schlagzeugstil voll entsprach: Er nahm die Einladung von Dave Grohl an, Schlagzeuger der Foo Fighters zu werden. Wohlgermerkt: Dave Grohl, der hochmögende Drummer der legendären Nirvana. Das lief erstaunlicherweise fabelhaft, so fabelhaft, dass Grohl und Hawkins gelegentlich Spass am Positionswechsel hatten – Grohl trommelte, und Hawkins übernahm Vocals und Leadgitarre.

Doch der wunderbare Drummer Taylor Hawkins stiess an seine Grenzen. Am 25. März fanden Sanitäter den leblosen Körper des Fünfzigjährigen nach einem Foo-Fighters-Konzert in Bogotá in seinem Hotelzimmer vor. In seinem Blut wurden zehn verschiedene Substanzen nachgewiesen, darunter THC, Antidepressiva, Benzodiazepin sowie die üblichen Opiate.

*Thomas Würdehoff*



*Luziferisch:* Drummer Hawkins.

# Schlafende Hunde bei der Nationalbank

Die anziehende Inflation rückt den rechtlich fragwürdigen Negativzins in den Fokus.



Die Inflation tritt nun auch in der Schweiz deutlicher in Erscheinung und heizt Zinsdiskussionen an – wobei allerdings ein wichtiger Punkt vernachlässigt wird. Die jüngsten Inflationszahlen vom März zeigen bei den Konsumentenpreisen ein Plus von 2,4 Prozent gegenüber dem Vorjahreswert. Im Februar lag die Steigerung noch bei 2,1 Prozent, es herrscht also Auftrieb.

Klar, verglichen mit den 7,3 Prozent in Deutschland und den 7,9 Prozent in den USA sieht die hiesige Inflationsrate noch mild aus, aber die Schweiz eilt dem Ausland meistens mehr oder weniger hinterher. Die importierten Güter brachten im März eine Preissteigerung von rund 7 Prozent ins Land. Die Erdölprodukte allein sind 32 Prozent teurer als vor Jahresfrist, Energie und Treibstoffe zusammengenommen gut 20 Prozent. Diese Teuerung wird sich in die künftige Preisentwicklung hineinfressen.

Was hilft gegen Inflation? Höhere Zinsen, lautet das gängige Rezept. Den meisten schmeckt es aber nicht, so kommt es erst zu zaghaften Gegenreaktionen der Geldpolitik. In den USA hat die Notenbank Fed kürzlich einen ersten kleinen Schritt der Zinssteigerung getan, um die Inflation zu bekämpfen, in Grossbritannien tat die Bank of England Gleiches. Die Europäische Zentralbank (EZB) will noch nicht – sie kann es auch gar nicht, weil sonst hochverschuldete Südländer der Euro-Zone in massiven Finanzstress gerieten und das Konstrukt zerbrechen könnte.

Und die Schweizerische Nationalbank? Die Führung um Thomas Jordan fühlt sich zins-

mässig an die EZB gebunden, weil sie die Zinsdifferenz Franken - Euro nicht zu klein werden lassen will – damit der Franken nicht zu sehr erstarke und damit die Exportindustrie sauer mache.

Wenn jetzt auch in der Schweiz die Rufe nach einer Erhöhung der geldpolitischen Zinsen als Mittel gegen die Inflation aufkommen, wird das kaum ein grosses Echo finden. Aber die Rufe könnten schlafende Hunde wecken. Ein brisantes Thema ist nämlich, ob die Negativzinsen, wie sie die Nationalbank einfach von sich aus erhebt, überhaupt erlaubt sind. Ein Zinserhöhungsschritt würde diese aus der Welt schaffen. Aber nicht die grundlegende Frage nach deren Zulässigkeit. Der Negativzins hängt seit der Einführung 2014 von den rechtlichen Grundlagen her in der Luft.

Die Nationalbank nimmt den Sparern ja Vermögen weg, als handle es sich um eine Art Busse. Polizeimässig zieht sie Geld an sich. Die Notenbank, die für die Geldpolitik zuständig ist, verhält sich wie ein Steuereintreiber – der allerdings nicht einmal eintreiben muss, sondern einfach zugreift. Über elf Milliarden Franken sind es bisher, die den Sparern und Pensionskassen weggenommen wurden, was ungefähr 1,5 Prozent eines jährlichen Bruttoinlandprodukts entspricht. Das ist ein Thema.

## US-Schub für Samih Sawiris

Der ägyptische Unternehmer Samih Sawiris legt mit den Investitionen im Kanton Uri einen Zacken zu. Soeben hat er für den Tourismusstandort Andermatt einen bedeutenden Ausbausritt eingeleitet, den er in Kooperation

mit einem amerikanischen Profi tun will. Die Gesellschaft Andermatt Swiss Alps meldete, dass der Skigebietsbetreiber Vail Resorts aus Colorado, USA, als Investor mit 149 Millionen Franken einsteigt und dafür 55 Prozent der Skigebietsgesellschaft Andermatt-Sedrun

Sport erhält. Die ganze Summe wird reinvestiert in den weiteren Ausbau der Destination. Andermatt Swiss Alps bleibt mit 40 Prozent beteiligt. Was zunächst als teilweiser Verkauf des Schweizer Standorts verstanden werden könnte, ist

eigentlich das Umgekehrte, eine Potenzierung von Andermatt-Sedrun: Der weltgrösste Skigebietsbetreiber spannt sich vor den Karren des Tourismusprojekts in Andermatt, das Sawiris 2009 aufzubauen begann – es kommt neues Geld rein, das arbeiten will, ein Ruck für die hiesige Bergwelt.

## Priorität Landwirtschaft

Wo liegen die grössten Problemen der Welt in diesem Jahrhundert? Nicht einfach auf den geopolitischen Hauptachsen. Die Informationsplattform Our World in Data misst der Verbesserung der Produktivität in der Landwirtschaft in Afrika oberste Priorität zu. In China beträgt die Wertschöpfung pro Bauer gut das Vierfache jener in Schwarzafrika, in den USA ist es mehr als das Sechzigfache.



**Neue Kooperation:** Samih Sawiris.

---

# LEADER

## Israels Verteidigung

---



*Überleben in feindlicher Umgebung.*

«In den 1970er Jahren verdrängte der Glaube an die Technologie die Angst auf Platz zwei.»

«Ohne Vorsprung hätte Israel gegenüber den feindlich gesinnten Arabern keine Chance.»

«Eine Evakuierung wäre nur die letzte Lösung, die Israel in Erwägung ziehen würde.»

# Die wohl beste Armee der Welt

Israels Streitkräfte sichern das Überleben des Staates in feindlicher Umgebung. Umso höher ist die Motivation der Soldaten und Soldatinnen. Sie wissen: Ohne High-Tech-Waffen steht das Land auf verlorenem Posten.

Pierre Heumann

Israel ist von Feinden umzingelt. Im Norden des Landes hat die Hisbollah 150 000 oder, je nach Schätzung, noch mehr Raketen und Flugkörper stationiert, die auf die Bevölkerungszentren von Haifa und Tel Aviv gerichtet sind. In Syrien nistet sich der Iran mit Statthalter-Terroristen ein. Im Süden rüstet die radikalislamische Hamas auf, in den Städten ist jederzeit, wie letzte Woche, mit einem Selbstmordanschlag zu rechnen, und aus Teheran, der potenziellen Atommacht, dringen regelmässige Todesdrohungen nach Israel.

Ein Versuch, mit den Palästinensern ein Friedensabkommen zu schliessen, wurde zwar 1993 vom damaligen Premier Yitzchak Rabin und Yassir Arafat, dem höchsten politischen und militanten palästinensischen Repräsentanten, gestartet, unter der Schirmherrschaft von US-Präsident Bill Clinton. Doch statt Eintracht brach etwas später die Zweite Intifada aus, mit Bomben und Selbstmordattentätern in israelischen Städten. Kurz: Niemand zweifelt daran, dass das Land bedroht ist.

Anders als in Europa, wo man bis zum Krieg in der Ukraine die Armee vor allem als Kostenfaktor betrachtete, weil kein Feind auszumachen war, muss man hier niemandem erklären, dass Israel ohne Armee nicht lange überleben würde.

Wir fragen Isaac Ben-Israel, einen der führenden israelischen Militärwissenschaftler, einen ehemaligen General und Ex-Politiker, der heute Vorsitzender der israelischen Raumfahrtbehörde und des Nationalen Rates für Forschung und Entwicklung ist: Was sind die Erfolgsrezepte der israelischen Armee? Er antwortet mit einem Wort: «Technologie.» Bevor er ergänzt: «Und zwar made in Israel.»

## Schweizer Besonderheiten

In den ersten zwei Jahrzehnten seiner Existenz hatte sich das Land auf Rüstungsimporte verlassen. Aus Frankreich kamen damals zum Beispiel Mirage-Kampffjets oder AMX-Panzer. Doch Ende der 1960er Jahre verhängte Frankreichs Präsident Charles de Gaulle ein Waffenembargo. Seither ist Israels Strategie klar: Die Nation darf

sich künftig nicht aufs Ausland verlassen. Die Sicherung der Unabhängigkeit setze voraus, dass Technologie und Waffen im Lande entwickelt werden müssen. Willkommener Nebeneffekt: Die Produkte der Rüstungsindustrie sind weltweit gefragt – auch, weil sie im Krieg erfolgreich eingesetzt getestet wurden.

Als er die Anfrage für ein Interview mit der *Weltwoche* erhielt, habe er sich des Schweizer Inputs für Israels Armee erinnert, sagt Ben-Israel. Gründervater David Ben Gurion hatte seine Offiziere nämlich in die Schweiz geschickt,



Reagieren, improvisieren:  
Oberstleutnantin Frenkel.

damit sie dort das System der Wiederholungskurse (WK) studierten und es an die israelischen Bedürfnisse anpassten. Was in der Schweiz die WK sind, sind in Israel seither die «Miluim».

Nach Schweizer Vorbild hat auch Israel eine Armee, die auf der allgemeinen Dienstpflicht beruht, allerdings mit zwei Unterschieden. Wenn sie achtzehn Jahre alt sind, müssen nicht nur Männer, sondern auch Frauen in die Rekrutenschule einrücken. Insgesamt bleiben Männer 32 Monate lang in der Armee, Frauen während 24 Monaten. Die Armeezeit ist deshalb ein fester und prägender Bestandteil des Lebenslaufs. Im aktiven Dienst befinden sich laut öffentlichen

Quellen 170 000 Personen, als Reserve mit jährlichen «Miluim» werden 465 000 ausgewiesen.

Obwohl eine allgemeine Wehrpflicht besteht, gibt es Gruppen, die nicht zum Dienst herangezogen werden. Dazu gehören die Orthodoxen, wenn sie nachweisen können, dass sie sich ganzjährig dem Bibelstudium widmen, sodann verheiratete Frauen und die meisten israelischen Araber. Beduinen dürfen sich einberufen lassen, aber es besteht für sie kein Zwang.

Zu den Stärken der Israel Defense Forces (IDF) zählt die immer wieder erprobte Fähigkeit, auf ständig neu auftretende Gefahren zu reagieren, sich anzupassen und zu improvisieren. Das ist «unsere DNA», sagt Michal Frenkel, die eine der armeeinternen Innovationseinheiten leitet. Die vierzigjährige Oberstleutnantin, deren Büro im Armeehauptquartier im Zentrum Tel Avivs ist, soll die Streitkräfte auf die nächsten Herausforderungen vorbereiten. Dazu zählen unter anderem der Einbezug von künstlicher Intelligenz (KI) und Robotern.

## Preise für die besten Ideen

Frenkel kümmert sich allerdings nicht nur um Hightech-Applikationen. Ebenso wichtig, sagt sie, seien organisatorische Hindernisse bei der Anwendung neuer Technologien. An einem internationalen Kongress, den sie mitorganisierte, ging es deshalb um die Frage, wie grosse, letztlich schwerfällige Organisationen dazu gebracht werden können, die digitale Transformation mitzutragen und umzusetzen. Die Armee als Innovationsmaschine? «Es ist so, als ob man gleichzeitig Tausende von Start-ups am Laufen hätte», meint Frenkel.

Das Anforderungsprofil der Soldaten habe sich deshalb grundlegend gewandelt. Sie müssen nicht nur topfit, sondern auch technologisch versiert sein, und die Kommandanten sollten in KI ausgebildet sein.

Die Herausbildung der Innovationskultur wird nicht dem Zufall überlassen. Der Generalstabschef verteilt jährlich Preise für die besten Ideen. Wer gewinnt, darf sich weiterbilden und erhält eine Medaille des ranghöchsten Soldaten. «Offiziere und Soldaten sollen auf



*Sekundengenaue Koordination:* Operation gegen die Hamas im Gazastreifen, 2021.

diese Weise mit dem Innovationsvirus infiziert werden», so Frenkel.

Die Liste der militärischen Erfindungen ist lang. Als Antwort auf die Raketenangriffe aus dem Gazastreifen entwickelten israelische Ingenieure das Abwehrsystem «Iron Dome», das Geschosse früh erkennt und in der Luft zerschmettert. Eine seiner härtesten Bewährungsproben bestand es im Mai, während des elftägigen Krieges zwischen Israel und der Hamas. Die gegnerische Terrorgruppe feuerte vom Gazastreifen etwa 4400 Raketen auf den jüdischen Staat ab. Das Raketenabwehrsystem fing rund 90 Prozent der Geschosse ab, die sonst auf bewohnte Gebiete niedergeprasselt wären.

### Fokus auf Nuklearanlagen

Ständig kommt Neues hinzu: Um die Panzer gegen Anti-Panzer-Raketen zu schützen, entstand das «Trophy-System», das den Panzer mit einem 360-Grad-Schutzschild umgibt.

Die von den USA gelieferten Kampffjets werden mit israelischer Technologie nachgerüstet, die auf die besonderen Bedürfnisse der Luftwaffe (IAF) zugeschnitten ist. Dazu gehören unter anderem eine moderne Avionikausrüstung, Farbbildschirm-Prozessoren und Schnittstellen, die

von der israelischen Rüstungsfirma Elbit Systems hergestellt werden.

Der F-15 IA, eine Variante des F-15E Strike Eagle, ist das wichtigste Langstreckenkampfflugzeug der IAF. Als wahrscheinlich höchste Priorität der Luftwaffe gilt deren Fähigkeit, Nuklearanlagen aus der Luft anzugreifen und zu zerstören – wie 1981 den irakischen Osirak-Reaktor oder 2007 den syrischen Reaktor in Deir ez-Zor. Denn Jerusalem will verhindern,

*Es gilt als sicher, dass das Land über Nuklearsprengsätze verfügt, was aber offiziell nie bestätigt wurde.*

dass ein Feind Massenvernichtungswaffen entwickelt, die gegen die israelische Bevölkerung eingesetzt werden könnten. Allerdings gilt es als sicher, dass das Land selber über Nuklearsprengsätze verfügt, was aber offiziell nie bestätigt wurde. Vage heisst es seit Jahrzehnten dazu nur, dass Israel «nicht als erstes Land Atomwaffen im Nahen Osten einführen» werde.

Die A-Waffe ist für Israel aber nur ein Thema, wenn es um andere Länder geht, zum Beispiel um den Iran.

Lieber sprechen IDF-Strategen über die Entwicklung modernster Mittel der Kriegsführung. «In der Vergangenheit waren Kriege langsam und nicht sehr präzise», meint Leutnant Avner Ziv, der bis vor wenigen Jahren eine der wichtigsten Tech-Einheiten der Armee geleitet hat. «Mit der heutigen Technologie können sich die Dinge aber im Handumdrehen ändern.» Die Armee müsse deshalb flexibel und in der Lage sein, neue Strategien und Ziele in kürzester Zeit umzusetzen. Zu den Pfeilern dieses Anforderungsprofils gehört die Interoperabilität, also das Zusammenspiel und die Kooperation verschiedener Waffengattungen. Das bedeutet zum Beispiel, dass Piloten und die Infanterie dieselbe Sprache sprechen, wenn Bodentruppen Kampffjets auf ein Ziel ansetzen.

### Abteilung «Gespenst»

Um die Realisierung kurzer Entscheidungswege in Problemsituationen, bei denen mehrere Waffengattungen involviert sind, kümmert sich Major Benzi Zimmerman. Früher, nennt er als Beispiel, mussten Drohneneinsätze jeweils bei der Luftwaffe angefragt werden, wodurch jedes Mal kostbare Zeit verloren ging, weil es sich um unterschiedliche Abteilungen inner-



«Eine Art Testfall für Veränderungen»: Ben Gurion, General de Gaulle, 1960 (links); Skopusberg im Nordosten Jerusalems im Sechstagekrieg, 1967 (oben).



Obsessiver Fokus auf nationale Sicherheit: «Iron Dome» über Tel Aviv.

halb der IDF handelte. Jetzt werde alles unter einem einzigen organisatorischen Dach zusammengeführt, in einer Einheit, die von der Infanterie über Spezial- und Geheimdienste bis

*Insgesamt wurden in weniger als einer halben Stunde rund 500 Bomben abgeworfen.*

zur Luftwaffe alles umfasse. Dadurch werde der Gang durch die Armeebürokratie radikal verkürzt, auch wenn fünf oder mehrere Waffengattungen in einer Operation involviert seien. «Die neue Organisationsform soll schlank, aber robust sein», sagt Zimmerman mit Blick auf das Ziel der neuen Abteilung, die den Namen «Gespenst» erhalten hat.

Was Israels Luftwaffe denn stark mache, fragen wir Major S., der seinen Namen nicht in der Zeitung sehen will. S. ist Helikopterpilot,

er rettet mit dem Hubschrauber Black Hawk verletzte Soldaten, manchmal auch aus feindlichem Gebiet, die bei Einsätzen ausserhalb der Landesgrenzen verletzt wurden – ab und zu auch Zivilisten, die bei Wüstenwanderungen in Not geraten sind. Zu seinen wichtigsten Aufgaben im Armeestab gehört jetzt die Koordination zwischen der Luftwaffe, den Bodentruppen und den Panzereinheiten.

#### Militärgeschichtlich einmalig

Während einer der «spektakulärsten Operationen der Luftwaffe» sass Major S. im Kontrollraum des Armeehauptquartiers, mehrere Stockwerke unter der Erde. Vom «Loch» aus, wie die Nervenzentrale des Kriegsraums genannt wird, leitete er den Einsatz der Flugstaffeln, die damals blitzartig das ausgedehnte, hundert Kilometer lange Tunnelnetzwerk zerstörten, das die Hamas in jahrelanger Arbeit im Gazastreifen angelegt hatte.

Am 14. Mai 2021, kurz nach Mitternacht, stiegen, so schildert es Major S., 160 Kampffjets auf, darunter F-15 und F-16, und nahmen Kurs aufs Mittelmeer. Die Jets hatten ferngesteuerte GPS-Bomben an Bord, von denen viele in der Lage waren, auch in Betonstrukturen einzudringen. Es soll sich laut den Darlegungen um die grösste und komplizierteste Operation der Luftwaffe seit dem Sechstagekrieg von 1967 gehandelt haben – jener spektakulären Aktion, in der Israels Kampfflieger in einem Überraschungsangriff die ägyptischen und die syrischen Jets am Boden ausschalteten, bevor diese sich regen konnten.

Aber zurück zum Mai 2021: Die 160 Kampfflugzeuge waren während 23 Minuten über dem 365 Quadratkilometer grossen, dichtbesiedelten Küstenstreifen von Gaza in der Luft, was eine gründliche, sekundengenaue Koordination der einzelnen Maschinen bedingte, damit sie sich nicht in die Quere kamen. Die Angriffe auf die unterirdischen Anlagen setzten ferner präziseste Informationen über den Verlauf der ausgedehnten Tunnelanlage voraus, die streckenweise unter Wohngebäuden verlief.

Diese sollten geschont werden, um Kollateralschäden zu vermeiden. Deshalb attackierten die Flugkörper vor allem diejenigen Teile des Tunnels, die nicht in der Nähe von Wohnbauten verliefen. Insgesamt wurden in weniger als einer halben Stunde rund 500 Bomben abgeworfen. Dass dabei (laut palästinensischen Angaben) «lediglich» 42 Menschen ums Leben kamen, sei in der Militärgeschichte ein einmaliges Resultat, heisst es bei der Luftwaffe. Laut israelischen Quellen soll es sich bei der Hälfte

der Opfer um Terroristen gehandelt haben. In einem Interview mit Channel 12 sagte der Leiter des Uno-Hilfswerks für Palästina-Flüchtlinge in Gaza, Matthias Schmale zwar, dass die «Bösartigkeit und Grausamkeit der Angriffe» massiv zu spüren gewesen seien. Aber, relativierte Schmale dann, er habe den Eindruck, dass die Art und Weise, wie das israelische Militär zuschlägt, «sehr raffiniert» sei.

Unten im «Loch» machte man sich damals nach dem Ende des Einsatzes, der aus israelischer Sicht erfolgreich verlaufen war, sogleich ans Debriefing. Dabei sei man offener und unverblümt als in anderen Armeen, meint Major S. Jedem sei klar, dass die im Vergleich zu anderen Ländern kleine Luftwaffe nicht auf Quantität, sondern nur auf Qualität setzen könne.

Deshalb sei die zunehmende Digitalisierung der Armee wichtig, sagt Omer Dagan, Chef der IDF-Einheit «Digital und Daten». Während des Gazakriegs habe die digitale Transformation

## STRATEGIE

### «Unsere Existenz ist sicherer geworden»

Der Militärexperte Chuck Freilich war in den Jahren 2000 bis 2005 stellvertretender Sicherheitsberater der israelischen Regierung. Im Gespräch mit der *Weltwoche* äussert er sich zu Israels neuer Verteidigungsstrategie, die moralischen Wertvorstellungen der Armee, politische Rücksichtnahmen bei Offensiven sowie über den Kampf gegen den Terror und die Entschlossenheit der Regierung, Irans Atompläne zu verhindern.

**Weltwoche:** Was ist die grösste Herausforderung für Israels Armee?

**Chuck Freilich:** Dass sie sich ständig auf neue Bedrohungen in einem sich schnell verändernden Nahen Osten einstellen und sich entsprechend anpassen muss. Als der Staat gegründet wurde, in den ersten Jahrzehnten, ging die Bedrohung von staatlich-militärischen Kräften aus, und die Israel Defense Forces (IDF) wurden jahrzehntelang aufgebaut, um der Bedrohung durch die syrische und die irakische Armee zu begegnen. Und damals war klar, dass es sich Israel nicht leisten konnte, auch nur eine Schlacht zu verlieren, weil es keine zweite Chance geben würde. Inzwischen sind die Armeen des Irak und Syriens durch ihre Bürgerkriege weitgehend zerstört worden. Die irakische Armee stellt für uns auf absehbare Zeit keine Bedrohung mehr dar, und die syrischen Streitkräfte verfügen bloss noch über ein Luftabwehrsystem, das kaum eine nennenswerte Bedrohung darstellt. Was für uns jetzt gefährlich ist, sind Bedrohungen an der Heimatfront, die vom Iran und von substaatlichen Akteuren ausgehen, vor allem von der Hisbollah und von der Hamas.

**Weltwoche:** Was bedeutet das für die Aufgabe der israelischen Armee?

**Freilich:** Offiziell heisst die Armee Israel Defense Forces. Aber bis vor fünfzehn Jahren war ihr primärer Modus Operandi offensiv. Sie verstand sich als eine offensive Armee. Das Land ist zu klein, um eine strategische oder taktische Tiefe zu haben, sodass eine Verteidigung nicht wirklich möglich war. Aber jetzt hat die Verteidigung eine viel höhere Priorität als früher.

**Weltwoche:** Wie äussert sich das?

**Freilich:** Es wurde zum Beispiel massiv in Verteidigungsmassnahmen investiert, um Raketen der Hamas oder der Hisbollah abzufangen, bevor sie Israel treffen. Das war erfolgreich und hat in den letzten Kriegen viele Opfer verhindert. Es hat auch die Aus-

wirkungen des Terrors auf ein erträgliches Mass reduziert.

**Weltwoche:** Wie denn?

**Freilich:** Seit den 1990er Jahren wurden die Luftabwehrkapazitäten erweitert. Sie werden eingesetzt, um Raketen auszuschalten, die die Hisbollah und die Hamas mit Absicht dort platzieren, wo Zivilisten leben. Die Terroristen greifen bewusst zivile Ziele in Israel an. Israel hätte also eigentlich das Recht, mit aller Macht gegen diese Raketenbasen vorzugehen, die die Terroristen in Wohngebieten installieren. Aber Israel tut das aus zwei Gründen nicht.



«Keine zweite Chance»:  
Sicherheitsexperte Freilich.

**Weltwoche:** Und die wären?

**Freilich:** Die internationale Meinung hindert uns daran, vor allem aber verbieten es unsere moralischen Werte. Deshalb setzen wir alles daran, möglichst präzise Informationen zu sammeln. Es reicht nicht, zu wissen, dass die Hisbollah 150 000 Raketen hat. Man muss ganz genau wissen, wo sie sich befinden, und da viele mobil sind, sind Echtzeitinformationen über ihren Standort unerlässlich. Das soll natürlich nicht heissen, dass bei Angriffen auf feindliche Ziele nicht auch mal unschuldige Zivilisten ums Leben kommen. Aber das liegt leider in der Natur des Kriegs.

**Weltwoche:** Doch trotz der erhöhten Abwehrbereitschaft ist die Heimatfront heute stark gefährdet. Immer wieder wurden Israels Bevölkerungszentren von Raketen getroffen.

**Freilich:** Deshalb umfasst die passive Verteidigung auch Pläne zur Evakuierung der Zivilbevölkerung aus Gebieten, die von Raketenangriffen der Hisbollah-Terroristen betroffen sind. Dazu gehören fünfzig Städte und Dör-

fer mit insgesamt 80 000 Menschen, die vier Kilometer von der libanesischen Grenze entfernt leben. Ein ähnlicher Plan existiert für Gemeinden, die an den Gazastreifen grenzen.

**Weltwoche:** Das klingt defätistisch.

**Freilich:** Eine Evakuierung wäre natürlich nur die letzte Lösung, die Israel in Erwägung ziehen würde.

**Weltwoche:** Israels Armee musste sich schon immer an neue Bedrohungen anpassen.

**Freilich:** Israel ist eine Art Testfall für Veränderungen, mit denen auch andere Staaten konfrontiert sein könnten. Nach den Al-Qaida-Terroranschlägen vom 11. September 2001 auf die USA kamen praktisch alle US-Organisationen und befreundete Staaten, die sich mit der Terrorabwehr befassen, nach Israel, um von unseren Erfahrungen und Lehren zu lernen.

**Weltwoche:** Ist das Land heute sicherer?

**Freilich:** Zweifellos. Unsere Existenz ist nicht mehr bedroht.

**Weltwoche:** Politiker und hohe Offiziere warnen jedoch, dass die nukleare Aufrüstung des Iran die Zukunft Israels bedrohe.

**Freilich:** Es wird dem Iran nicht gelingen, Israel zu vernichten. Aber es ist klar, dass Israel die nukleare Aufrüstung Teherans um jeden Preis verhindern muss. Massenvernichtungswaffen in den Händen von Israels Erzfeind sind inakzeptabel. Immerhin droht Teheran damit, Israel in einigen Jahrzehnten zu vernichten. Gleich nach dem Iran kommt die Hisbollah. Es ist fast so, als würde man sagen, der Iran ...

**Weltwoche:** ... denn die Hisbollah ist Teherans Statthalter im Libanon.

**Freilich:** Ich bezeichne sie als Quasi-Staat, weil sie nicht bloss eine Terrororganisation ist, sondern den Libanon fest im Griff hat und tatsächlich als Regierung im Libanon fungiert. Die Hamas, die den Gazastreifen kontrolliert, fällt ebenfalls in die Kategorie Quasi-Staaten. Auch das ist ein Teil der Veränderungen des Gefahrenpotenzials: die asymmetrische Bedrohung. Darüber hinaus baut der Iran im israelisch-syrischen Grenzgebiet eine militärische Präsenz auf, die für Israel gefährlich ist. Selbst wenn Israel den Konflikt mit dem Iran bewältigen und sich erfolgreich verteidigen kann, könnte der Iran einfach der erste Gegner sein, der zu gross und zu mächtig ist, um besiegt zu werden.

\*Chuck Freilich ist Politikwissenschaftler und lehrt Nationale Sicherheit an der Universität Tel Aviv.



Ständige Suche nach Antworten: Rabin, Clinton, Arafat (v. l.) in Oslo, 1993.



Digitale Spionage-Einheit: Cyberabteilung 8200.

zum ersten Mal Auswirkungen auf die operativen Fähigkeiten der Armee gehabt. Sie sei in der Lage gewesen, mehr Ziele schneller und mit grösserer Genauigkeit anzugreifen, als dies bisher möglich gewesen sei.

### Woher kommt diese Dynamik?

«Wir müssen uns nach jedem <Ereignis> neu erfinden», erklärt Meir Finkel, der im Innovationsprozess der Armee eine Schlüsselfigur ist. Auch der Feind lerne ständig dazu und studiere Israels Taktiken und Fähigkeiten. Finkels Buch über «Military Agility», das vom schnellen Übergang vom Frieden zum Krieg handelt, ist Pflichtlektüre für Generalstabschefs. Auch Naftali Bennett erhielt es, als er nach seiner Wahl im Juni 2021 ins Büro des Premierministers einzog. Auf

der ständigen Suche nach Antworten auf neue Gefahren etablierte die Armee vor zehn Jahren ihre erste Cybertruppe, früher als die meisten anderen Länder. Israels starker – manche würden sagen: obsessiver – Fokus auf nationale Sicherheit sowie der inhärente Zwang, stets auf der Hut zu sein und den Feinden einen Schritt vorauszuweichen, wurde zum Nährboden, auf dem Cyberspionage, Hackerfähigkeiten und Cyberabwehr bestens gedeihen konnten.

Davon profitiert auch der Hightech-Standort Israel. In der Cyberabteilung 8200, einer Art digitaler Spionageeinheit, die mittlerweile innerhalb der Armee die grösste Abteilung ist, wandelten sich im Laufe der Jahre Tausende Technologie-affiner Jugendlicher zu Jungunternehmern.

8200 gilt als eines der weltweit besten Beispiele für Innovationen im Militär. Die Einheit habe sich zum Inkubator und Akzelerator der Start-up-Szene entwickelt, meint Nadav Zafir, ein ehemaliger Kommandant von 8200, der nach dem Armeedienst zusammen mit drei weiteren 8200-Offizieren die Hightech-Beteiligungsfirma Team 8 gegründet hat.

Durchdrungen von Hightech-Wissen, motivierten Soldaten, lernfähigen und kampferprobten Offizieren – woher kommt diese Dynamik? Bis 1973, zum Jom-Kippur-Krieg,

*«Wir müssen uns nach jedem <Ereignis> neu erfinden.»  
Auch der Feind lerne dazu.*

sei die Angst, dass arabische Heere Israels Bewohner ins Meer drängen würden, der wichtigste Motivationsfaktor gewesen, sagt der Militärhistoriker Martin van Creveld. In den 1970er Jahren habe dann aber der Glaube an die Kraft der Technologie den Angstfaktor auf Platz zwei verdrängt.

### Ben Gurions Vision

Die Frage, wie das Land in der ihm gegenüber feindseligen Region überleben könne, war bereits vor 74 Jahren zentral, als der Staat Israel ausgerufen wurde. David Ben Gurion, der erste Premierminister, zog sich für ein paar Tage in seine bescheidene Unterkunft im kleinen Kibbuz Sde Boker in der Wüste zurück, um dort darüber nachzudenken, wie es die paar hunderttausend Juden, die damals im Land lebten, mit den Millionen von feindlichen Arabern aufnehmen könnten.

Nach ein paar Tagen präsentierte Ben Gurion seinen Ministern ein Strategiepapier, dem er den Titel «Die Doktrin der Verteidigung und der staatlichen Verteidigungskräfte» gab.

Das Papier, das er in seiner schlichten Wüstenkabine verfasst hatte, ist bis heute die Grundlage für Israels Verteidigungsdoktrin geblieben. Ohne qualitativen Vorsprung, schrieb Ben Gurion, würde Israel gegenüber den zahlenmässig überlegenen Arabern keine Chance haben.

Israel wendet deshalb bis heute deutlich mehr Ressourcen für die Verteidigung auf als andere Staaten. Vor drei Jahren beanspruchte das Militär 5,3 Prozent des Sozialprodukts, das ist mehr als das Doppelte des globalen Durchschnitts von 2,2 Prozent. Zum Vergleich: In der Schweiz beträgt der entsprechende Anteil weniger als 1 Prozent (2019). «Unser ganzer Vorteil, unsere ganze Sicherheit», sagte Ben Gurion dem Kabinett gleich nach der Staatsgründung, «basiert nur auf unserer Qualität», darauf, dass Israel technologisch besser sein müsse als die arabischen Staaten in der Nachbarschaft.



# LITERATUR UND KUNST

Humor behüte  
die Menschen  
vor den Zumutungen  
des Lebens, hielt Heinz  
Erhardt fest.  
*Tom Kindt, Seite 58*

Herausgegeben von Daniel Weber

**Diego Rivera, Frozen Assets, 1931/32** – Dann war das bisschen Puderzucker über der Welt und den Menschen wie weggeblasen. Ein Jahrzehnt lang waren Prosperität und Wildwestkapitalismus. Jeder wollte vom Puderzucker kosten, mit dem sich die Reichen schon längst vollstopften, und die Armen nahmen Kredite auf, immer mehr, um sich damit zu bestäuben. Dann fiel der Puderzucker von allem ab wie ein plötzliches Hagelgewitter vom Himmel, die Industrieproduktion erlahmte, der Welthandel erschlaffte, Finanzströme versiegt, die Grosse Depression war da, damals in den 1930er Jahren.

Diego Rivera (1886–1957) war damals Trotzkist, verheiratet mit Frida Kahlo, beide beflügelt und beseelt von der Idee eines internationalen Sozialismus, den sie für die Schwingen der erlösenden Freiheit, der Gleichheit und für den dauerhaften Puderzucker der Welt hielten.

Er reiste durch das Land, von San Francisco nach New York, er träumte von Revolution, einem neuen amerikanischen Traum und malte im Auftrag von Rockefeller in dessen Center in Detroit Lenin in die Lobby, weil er für ihn ein Vertreter einer besseren Gesellschaft war. Die Linken und Intellektuellen vergötterten ihn, den Industriellen und Konservativen war er ein Schandfleck. Er kehrte zurück in sein Geburtsland Mexiko, ein Jahr später wurde sein Wandgemälde von den Wänden abgekratzt.

Wie alle Sozialisten war Rivera, als er New York das erste Mal sah, überwältigt vom Gigantischen und von der kühlen Ästhetik dieser Stadt, dieser grössten zu Stein und Stahl gewordenen Skulptur eines real existierenden Kapitalismus. Aber die Lichter der Stadt, die er sah, erhellten ihm den Blick auf das dunkle Bild der City, auf eines der prägnantesten Wesensmerkmale des Kapitalismus: den Preis, den der Profit hat. Und dass die Zahl der Verlierer in keinem Verhältnis zu jener der Gewinner steht und dass das Versprechen dieser Gesellschaftsform, dass jeder die Chance hat, zum Gewinner aufzusteigen, kaum mehr ist als trügerischer Puderzucker. *Michael Bahnerth*



*Die Lichter der Stadt, die er sah, erhellten ihm den Blick.*

# Humor als Regenmantel

Heinz Erhardt war mehr als ein begnadeter Komödiant.

Dass seine Verse heute noch lebendig sind, liegt an ihrer grossen literarischen Qualität.

Tom Kindt

Heinz Erhardt: Der grosse Heinz Erhardt.  
Lappan. 384 S., Fr. 31.90

Die Anerkennung der Nachwelt ist ein wesentlicher Antrieb für künstlerisches Schaffen. Viele, die schreiben, malen oder komponieren, sind erfüllt von der Hoffnung, Bleibendes zu hinterlassen und zumindest in ihren Werken den eigenen Tod zu überleben. Ob das gelingt, ist indes eine unsichere Sache. Wie sehr man sich zu Lebzeiten auch um Nachruhm mühen mag, am Ende gilt doch, was Heinz Erhardt nüchtern in einem Zweizeiler festgehalten hat: «Das, was man so als Dichter schreibt / Vergeht entweder oder bleibt.»

Im Fall von Erhardts dichterischem Schaffen ist dieses Entweder-oder zugunsten des Bleibens entschieden. Gut ablesbar ist dies an den vielen Ausgaben und hohen Auflagen, in denen die Werke Erhardts über vierzig Jahre nach seinem Tod auf dem Buchmarkt zu haben sind, ohne dass ein runder Geburtstag anstehen würde. Eine umfangreiche und besonders gelungene der zahlreichen Sammlungen, «Der grosse Heinz Erhardt» aus dem Lappan-Verlag, liegt nun in einer Neuauflage vor. Entstanden aus einer Werkauswahl, die Erhardt selbst getroffen hat, führt der Band auf über 350 Seiten mit Gedichten, Szenen und Prosatexten durch das erhardtsche Schaffen – und legt die Vermutung nahe, dass es noch lange Zeit Leser finden und weiterleben wird.

## «Ein Nasshorn und ein Trockenhorn»

Die Gedichte des 1909 in Riga geborenen Erhardt bildeten den Grundstein seiner Karriere. Von ihrem Vortrag lebten die Programme, mit denen er im Berliner «Kabarett der Komiker» in den späten 1930er Jahren erste Beachtung fand, über den Rundfunk der Nachkriegszeit dann breite Bekanntheit erlangte und über das Fernsehen der Bundesrepublik schliesslich ein Millionenpublikum zum Lachen brachte, bis ihn ein Schlaganfall 1971 zwang, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Doch so erfolgreich

Erhardt seine kurzen komischen Texte auf die Bühne brachte, zu seinen Lebzeiten wurde selten wahrgenommen, welch grosse literarische Qualität vieles von dem besass, was der unscheinbare Mann mit Hornbrille, Anzug von der Stange und einem im Laufe der Jahre immer runder werdenden Bauch vortrug.

Dass dies erst mit einiger Verzögerung bemerkt wurde, erklärt sich wohl vor allem aus der kindlichen Freude am Spiel mit der Sprache, das sich in vielen Texten Erhardts Bahn

## Erhardts Gedichte gehören zum festen Bestand des «poetischen Volksvermögens».

bricht, aus seiner Begeisterung für die Mehrdeutigkeit von Wörtern, für Stilbrüche und andere amüsante sprachliche Kippfiguren, für die Klangkomik von Kalauern oder Schüttelreimen.

Dieser Begeisterung sind zahlreiche Erhardt-Evergreens der Nonsense-Poesie zu verdanken, Verse beispielsweise wie die über «Ein Nasshorn und ein Trockenhorn», die gemeinsam durch die Wüste spazieren, oder die über eine «Klapperschlang», die so beharrlich gewürgt wurde, «bis ihre Klapper schlapper klang». Was mittlerweile Aufnahme in viele Lyrik-Anthologien gefunden hat, galt lange als Beleg dafür, dass hier ein Spassmacher zu bestaunen, aber kein Dichter zu bewundern sei.



Eine Bestätigung schien dieser Eindruck dadurch zu erhalten, dass sich Erhardt, wenn er seine Texte auf der Bühne präsentierte, als virtuoser Vortragskünstler erwies. Mit gespielter Zerstreutheit und sicherem Gespür für Mimik, Gestik, Timing und Pointe trug er die eigenen Gedichte so unterhaltsam vor, dass sich leicht übersehen liess, wie kunstvoll und hintergründig sie waren. Zeitlebens fiel es dem Lyriker Erhardt darum schwer, neben dem Komödianten Erhardt zur Geltung zu kommen und die ihm gebührende Würdigung zu finden.

Der Aufstieg zum Kino- und Fernsehstar, der nach einer ersten Hauptrolle in «Der müde Theodor» von 1957 mit Filmen wie «Witwer mit fünf Töchtern», «Immer die Radfahrer», «Drillinge an Bord» oder «Natürlich die Autofahrer» eine Serie von Kassenerfolgen feierte, tat ein Übriges: In der öffentlichen Wahrnehmung verschwand Erhardt nun zunehmend hinter der Rolle des tollpatschigen Durchschnittsbürgers und Familienvaters mit dem Herz auf dem rechten Fleck, den er vor der Kamera wieder und wieder verkörperte.

## «Hinter eines Baumes Rinde»

Seit Erhardts Tod im Jahr 1979 hat sich der Blick auf sein Schaffen grundlegend gewandelt. Nach und nach wurde sichtbar, dass sein dichterisches Werk wesentlich besser alterte als sein filmisches. Während Erhardts Filme aus heutiger Sicht einen bisweilen etwas angestaubten Eindruck vermitteln, glänzen seine Gedichte in erstaunlich zeitbeständiger Frische.

Nicht wenige von ihnen gehören im deutschsprachigen Raum mittlerweile zum festen Bestand dessen, was Peter Rühmkorf einmal das «poetische Volksvermögen» genannt hat: Wenn jemand in geselliger Runde den Vers «Hinter eines Baumes Rinde» vorbringt, dann ist die Wahrscheinlichkeit gross, das andere einstimmen, den Folgevers «wohnt die Made mit dem Kinde» mitsprechen und vielleicht sogar die Zeilen «Sie ist Witwe, denn der Gatte, / den sie hatte, fiel vom Blatte» anschliessen. Im Fall der Eröffnungsverse von Goethes «Erlkönig»



*Zeitbeständige Frische:* Komödiant und Dichter Heinz Erhardt.

oder Schillers «Bürgschaft» dürfte der Chor der Einstimmenden nicht grösser sein.

Dass die Gedichte Erhardts heute einen solchen, geradezu klassischen Status erlangt haben, dass sie beliebt, bekannt und anerkannt sind, verdanken sie zweifellos ihrem Witz und ihrer raffinierten Gestalt, ganz wesentlich aber auch ihrem humanen Gehalt. Dieser Gehalt ist in den Texten zumeist kunstvoll zwischen den Zeilen versteckt. Erhardt winkt nicht mit moralischen Zaunpfählen; dem Menschen und dem Menschlichen nähert er sich in seinem Werk in indirekter Form, auf diskreten lyrischen Umwegen, indem er über Tiere schreibt und über den Tod.

Erhardts Gedichte sind bevölkert von Tieren, neben Maden und Klapperschlangen tre-

ten Katzen, Hunde und Vögel auf, Bienen, Mücken, Raupen, Lamas, Kühe, Fische und viele andere Arten mehr. Die tierischen Helden der Verse haben meist sehr menschliche Schwächen, die verhängnisvolle Folgen nach sich zie-

*«Freund Hein» wird abgewimmelt und an den Nachbarn verwiesen.*

hen: Die ungehorsame Made fällt dem Specht zum Opfer, die hochstrebende Maus wird von der Katze gefressen, der selbstverliebte Spatz wird vom Habicht geholt. Doch der Tod erwartet bei Erhardt auch viele Tiere, die sich nichts zuschulden kommen lassen: Die Raupe

wird achtlos vom Gärtner zertreten, der Brummer stirbt «an Bauchweh und Migräne», der Kabeljau wird von einem Hai verschlungen, der «von ungefähr» vorbeikommt, und der Hund erstickt an einer Fischgräte in seinem Hals, die «da auch gar nicht hingehörte».

#### «Wie grausam ist doch die Natur»

Der Tod ist in Erhardts dichterischem Werk so allgegenwärtig, dass leicht der Eindruck entstehen kann, hier werde mit schwarzem Humor in immer neuen Anläufen die These veranschaulicht, die am Ende des Gedichts «Drei Raupen» aufgestellt wird: «Wie grausam ist doch die Natur: / sie trachtet nach dem Leben nur!»

Bei Erhardt sterben aber nicht nur Raupen, Spatzen oder Hunde. Immer wieder kreisen seine Verse auch um das unausweichliche Ende des eigenen Lebens, und die Gedichte nehmen dann einen anderen, bisweilen fast elegischen Ton an. Sie lassen erkennen, dass der Tod bei Erhardt nicht Spielmaterial für makabre Scherze ist, sondern Leitmotiv einer komischen, aber durchaus ernsthaften lyrischen Auseinandersetzung mit dem Menschsein und darum nicht zuletzt mit der menschlichen Sterblichkeit: Aus der Perspektive eines Krokodils entwickelt ein Text etwa den Traum, das Leben möge nicht immer «so ledern» sein, «besonders nach dem Tod», ein anderes berichtet von Zahnausfall und dem Erhalt «Dritter Zähne», die «gerade recht» kommen, «um mit ihnen ins Gras zu beißen».

Ein Motiv, das in den Gedichten in unterschiedlicher Ausgestaltung wiederkehrt, ist der Besuch von «Freund Hein», der mal mit Erleichterung hereingebeten wird, mal recht ungelegen kommt, abgewimmelt und an den Nachbarn verwiesen wird.

«Humor», so hat Heinz Erhardt einmal festgehalten, «ist nichts anderes als ein undurchlässiger Regenmantel.» Wie ein Regenmantel die Menschen vor den Widrigkeiten des Wetters schütze, so behüte der Humor sie vor den Zumutungen des Lebens. Das dichterische Werk Erhardts ist ein solcher Regenmantel gegen die Wolkenbrüche, Hagelschauer und Schneestürme des Daseins. Es blickt mit spielerischer, menschlicher Komik in die Welt und vermittelt so eine Haltung, die es ermöglicht, trocken, warm und heiter durch die kleineren und grösseren Katastrophen des Lebens zu gelangen. Es ist zugleich eine Art Zaubermantel, der sogar gegen den Tod wappnet, zumindest gegen die Angst vor dem Tod. Denn wer ihn anlegt, der muss lachen – und lässt damit schon auf dieser Welt die irdischen Sphären hinter sich.

Erhardt hatte daran keinen Zweifel: «Kein Tier vermag sich lachend zu zeigen, / ob es nun kräht, quäkt, miaut und bellt – / das Lachen ist nur dem Menschen eigen / und deshalb nicht von dieser Welt».

# Am Grab von Oscar Wilde

*Sarah Pines*

Oscar Wilde: Werke in drei Bänden.  
Nikol. 2304 S., Fr. 45.90

In Paris regnet es. Der Friedhof Père Lachaise liegt leer und gräulich da, Besucher in bunten Regenjacken gehen den Parcours mit Gräbern berühmter Menschen ab: Edith Piaf, Frédéric Chopin, Jim Morrison, Simone Signoret, weitere Sänger und Schauspieler, berühmte Staatsmänner.

Das Grab von Allan Kardec, der im späten 19. Jahrhundert den Spiritismus begründete, ist überhäuft mit Blumen; in übergrossen Kübeln stecken speckig glänzende Blütenblätter wahlloser Baumarktassortimente, Geranien und Petunien. Am Grab stehen betende Frauen, eine wiegt ihren Oberkörper sachte vor und zurück und murmelt etwas. Hinter ihr stehen weitere Frauen Schlange, um vor der auf dem Grab aufgestellten Büste Kardec's ein paar Worte oder Blumen loszuwerden.

Zwei Wegspuren weiter liegt das Grab Oscar Wildes. Niemand sucht hier spiritistischen Halt, die Grabstelle ist leer, kein Besucher verweilt vor dem eindrücklichen, vom Künstler Jacob Epstein 1908 fein gemeisselten Grabstein: ein nackter Sphinx mit assyrischem Löwenblick, der mit zurückgenommenen Armen gegen den Wind anzufiegen scheint. Die Grabstelle ist umfasst von einer Plexiglaswand. Auf dem Boden liegen keine Blumen, sondern achtlos dahingeworfenes Gerümpel: eine angelaufene Plastikblüte, Zigarettenkippen, zwei, drei Metrotickets, zusammengeknüllte Papierbälle.

Auf dem Weg zur Grabstelle des Schriftstellers Oscar Wilde sitzt ein Mann in knirschendem Anorak auf der unteren Stufe einer Treppe. In der Nähe liegen die Gräber französischer Staatsgrössen. Schäkernd-schelmisch fragt der Anorak-Mann eine Passantin, die offensichtlich auf der Suche nach etwas ist:

- «Verehrte Frau, kann ich Ihnen helfen? Ich kenne hier einfach alles.»  
«Ich suche Oscar Wilde.»  
«Oscar Wilde? Sie wissen wohl, wer das ist!»  
«Natürlich.»  
«Also, nichts kann Sie schockieren?»  
«Nicht wirklich.»  
«Das war ein Pädophiler!»  
«Ich liebe seine Literatur.»  
«Das kann man doch nicht trennen!»

Bis vor ein paar Jahren war Wildes Grab frivol und glamourös. Auf dem hellen Stein prangten Lippenstift-Kussmünder in allen Schattierungen von Rot und Rosa, vorne, an den Seiten, hinten, nur nicht auf der Sphinx. Vor dem Grab lagen Lilien, Wildes liebste Blumen. Nun das grosse, sterile Nichts. Die vage und nicht weiter spezifizierte Begründung der Friedhofsverwaltung: Grabschändung.

## Deckmantel besonderer Feinfühligkeit

Die Gleichsetzung von Künstler und Werk, die der Friedhofsbesucher im Anorak nonchalant vornahm, spiegelt die naiven Stereotype einer moralisierenden Prüderie, in deren Klauen sich

## *Die Gleichsetzung von Künstler und Werk spiegelt die naiven Stereotype einer moralisierenden Prüderie.*

Gegenwart und Geisteswissenschaften schon länger winden. Noch trauriger ist es allerdings, wenn Ahnungslosigkeit und die mit ihr einhergehenden Vorurteile unter dem Deckmantel einer besonderen Feinfühligkeit (auch «Wokeness» genannt) gegenüber Rassismus, Chauvinismus, Patriarchalismus, Sexismus, Antifeminismus die Debatte um Kunst diktieren.



Nun das grosse, sterile Nichts: Wildes Grabstätte in Paris.

Oscar Wilde, 1854 in Dublin geboren, war ein komplexer Schriftsteller; seine äussere Erscheinung schien ihm wichtiger zu sein als sein literarisches Werk. Er war ein Dandy, Katholik, Homosexueller und in den Augen seines Biografen Richard Ellman ein tragischer Held, der, wie die Helden der Antike, das Leid ebenso suchte wie die unbedingte Ästhetik. Die Mutter war Schriftstellerin, der Vater Arzt. Zum Studium ging Wilde nach Oxford, dann nach London, wurde Autor «unmoralischer», antibürgerlicher Schriften. Berühmt wurde er als provokanter Ästhet und Alter Ego des «Bildnisses des Dorian Gray» – der Roman war sein schriftstellerischer Durchbruch. Die Tragödie «Salomé», die er für die Schauspielerin Sarah Bernhardt geschrieben hatte und die von Richard Strauss vertont wurde, durfte in England bis in die frühen 1930er Jahre nicht aufgeführt werden. 1898 erschien «Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading», eine Polemik auf die schlechten Bedingungen des Gefängnislebens und das Leben an sich, die letzte und aus philosophischer Sicht wahrscheinlich bedeutendste Schrift, die Wilde zu Lebzeiten veröffentlichte.

1895 wurde Wilde zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, weil er homosexuell war und vier Jahre zuvor, selbst verheiratet und Vater von zwei Kindern, ein Verhältnis mit dem gutaussehenden, ego-manischen 21-jährigen «Bosie» (Lord Alfred Douglas) begonnen hatte. Dessen Vater klagte Wilde wegen Sodomie an. Aus Reading schrieb er an Bosie einen Liebesbrief, der zu den schönsten der Literaturgeschichte gehört. Als Wilde Reading verliess, ging er nach Paris. Zerbrochener Mann, zerbrochene Seele. Seine Kinder sah er nie wieder. Er lebte noch zwei Jahre, umgeben von wenigen Freunden.

Auf seinem Grabstein steht ein Zitat aus der «Ballade vom Zuchthaus zu Reading»: «And alien tears will fill for him / Pity's long-broken urn, / For his mourner will be outcast men, / And outcasts always mourn.» (Des Mitleids gesprungene Urne sind / Fremde Tränen zu füllen bereit, / Denn die ihn betrauern – Geächtete sind, / Und Geächtete trauern allzeit.)

Oscar Wilde ist, wie so viele Künstler, ein damals wie heute fälschlich überführter «Straftäter»; seinen Texten und seinem Wesen hat das keinen Abbruch getan. Wilde liebte Griechenland und Lilien auf dem Nachtschisch. Syphilis-Medizin hatte ihm die Zähne schwarz gefärbt, so dass er auf Bildern nie mit offenen

Lippen lächelte. Er verehrte die Schönheit, die er weder weiblich noch männlich konnotiert sah, sondern als intuitive Ausgewogenheit der Form im Verhältnis zu Licht, Wetter, Stimmung und Geruch. Wilde war dekadent, kleidete sich passend zu Interieurs, Tapeten, Teppichen, nonchalant wie ein übergeworfenes Seidencape.

Trauer um Oscar Wilde ist nicht woke, es ist Trauer um eine Zeit, auf die sich nur noch aus der Position des diskursiven Aussenseiters blicken lässt. An einem Abend, erinnerte sich ein französischer Schriftsteller, sass Wilde allein draussen an einem Cafétisch in Paris. Regen fiel auf ihn, er schien es nicht zu merken.

## Und ewig knurrt der Tell

*Daniel Weber*

Joachim B. Schmidt: Tell.  
Diogenes. 288 S., Fr. 29.90

Dass er ein origineller Erzähler ist, hat Joachim B. Schmidt mit «Kalmann» bewiesen, einem schrägen Island-Roman. Dort lebt der inzwischen 42-jährige Graubündner seit 2007 mit seiner Familie. Nun hat er sich einen Stoff vorgenommen, der schweizerischer nicht sein könnte: Tell. Ist ihm, vielleicht inspiriert von den nordischen Wurzeln des Stoffs, ein frischer Zugriff auf den Mythos gelungen?

Ungewöhnlich ist die Form, die Schmidt gewählt hat: Er lässt das Personal der Tell-Sage in kurzen, immer mit dem Namen überschriebenen Kapiteln aus der Ich-Perspektive erzählen. Neben den vertrauten Figuren – Tells Frau und Sohn, Gessler und sein Gefolgsmann Harras und so weiter – sind auch einige darunter, die der Autor erfunden hat, Tells Mutter und Grossmutter, der Pfarrer Taufer und weitere Protagonisten, die der bekannten Geschichte neue Farben verleihen sollen.

Was sie allerdings nur beschränkt tun. Denn die Figuren unterscheiden sich sprachlich kaum voneinander und bleiben darum merkwürdig konturlos. Vor allem aber ist unverständlich, warum Schmidt sie nicht nur in der Ichform, sondern durchgehend im Präsens erzählen lässt. Soll damit Unmittelbarkeit, Intensität suggeriert werden?

Das Gegenteil ist der Fall: Das so Gesprochene oder Gedachte wirkt oft umständlich und unfreiwillig komisch. Grossmutter: «Ich kämpfe mit lautem Gekeife gegen die aufsteigende Verzweiflung.» Harras: «Ein Klopfen an der Tür unterbricht mich mitten im Akt. [...] Ich fluche genervt, wälze mich vom nackten Körper des Mädchens und reisse die Tür auf.»

Gessler: «Ich lasse die Zügel los und greife mit beiden Händen an meinen Hals, ertaste den Spitz des Bolzens, der mich von hinten durchbohrt hat und unterm Kinn aus dem Hals ragt. Ich reisse den Mund auf, möchte schreien, bringe aber keinen Ton hervor.» Erzählen Figuren in solchen Situationen so? Nein, diese Sätze funktionieren nicht. Sie entspringen keiner erzählerischen Logik, sondern zappeln im leeren Raum.

### Finsteres Geheimnis

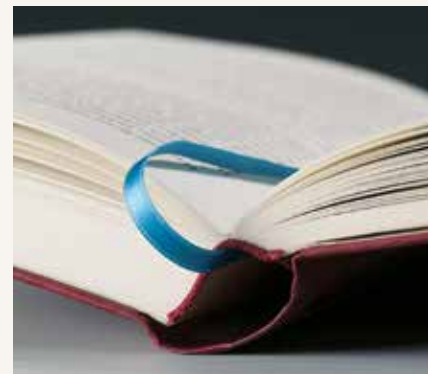
Schmidts Lesart der Tell-Sage ist durchaus eigenwillig. Die Eidgenossen und den Rütli-schwur lässt er weg; Gessler ist ein Feingeist, der nicht länger Vogt sein möchte, sich nach der Heimat sehnt, nach seiner Frau und dem neugeborenen Kind; der eigentliche Bösewicht ist der brutale, primitive Harras – der geköpft wird von der mutigen Bäuerin Armgard, die mit ihren Kindern Gessler den Weg durch die Hohle Gasse versperrt.

Und Tell? Dass er ein Mann der Tat ist und nicht der Worte, erfahren wir schon bei Schiller. Auch Schmidt zeichnet ihn noch wortkarger; wenn er mal etwas sagt, «brummt» oder «murr» er, am häufigsten jedoch «knurrt» er. Tell ist hier kein Freiheitsheld, sondern ein von Schuldgefühlen und inneren Dämonen Getriebener. Das finstere Geheimnis

*Tell ist hier kein Freiheitsheld, sondern ein von Schuldgefühlen und inneren Dämonen Getriebener.*

aus seiner Jugendzeit, das er mit sich herumträgt, ist freilich ein Einfall, den man nicht vermissen würde, wenn der Autor ihn nicht gehabt hätte.

Zuletzt lässt Schmidt seinen Tell eingehen in die mythisch überhöhte Welt der verschneiten Berge und Eishexen, die an isländische Sagen erinnern. Dieser Schluss gibt eine Ahnung davon, was «Tell» hätte sein können, wäre er nicht ein uneingelöstes Versprechen geblieben.



*Es veredelt noch das schönste Buch.*

## LEKTÜRE Lob dem Lesebändchen

Es gibt verschiedene Methoden, sich zu merken, wo man zu lesen aufgehört hat. Die brutalste ist das Eselsohr, der Horror aller Bibliothekare und Bibliophilen: der Seitenknick. Zweitleser erkennen so immerhin den Lesefortschritt des Vorlesers.

Ästheten greifen zum Lesezeichen: kunstvolle Klammern, die von weitem signalisieren, wo man steht. Der Nachteil: Bücher lassen sich nicht mehr senkrecht ins Regal stellen. Am verbreitetsten: Stift oder Zettel zwischen die Seiten klemmen. Aber Blätter können verweht werden und verloren gehen.

Am elegantesten ist das Lesebändchen. Seidig schmiegt es sich zwischen die Seiten. Gedankenverloren bei der Lektüre gezwirbelt, schmeichelt es der Hand. Es trägt nicht auf, geht nicht verloren, es veredelt noch das schönste Buch.

Lange befand sich das Bändchen auf dem Rückzug. Selbst bei dicken Wälzern liessen Verlage den Leser ohne Orientierungshilfe allein. Dass die Bänder vermisst wurden, bewiesen Firmen, die sie lose, nach Farben geordnet, im Fünferpack anboten – zum eigenhändigen Einkleben in den Buchrücken.

Vielleicht trägt der Eindruck, aber seit einiger Zeit scheint es eine Trendwende zu geben. Das Lesebändchen ist zurück. In einer Zeit des E-Books, wo Algorithmen buchstabengenau den Lesefortschritt markieren, will man wohl das haptische Erlebnis des gedruckten Buches verstärken.

Egal, warum, willkommen zurück, du kleines Bändchen! Mögest du sie stärken, die Bindung von Buch und Leser.

*Wolfgang Koydl*



*Beben von Willkür und Gewalt:* Autor Schmeljow.

## Ohrensausen beim Servieren

*Oliver vom Hove*

**Iwan Schmeljow:** Der Mensch aus dem Restaurant. Aus dem Russischen von Georg Schwarz. Die Andere Bibliothek. 280 S., Fr. 59.90

Russlands Geschichte wird uns gerade wieder bedrängend nahegerückt. Beherrscht war sie zu meist durch staatlichen Terror. Das setzte sich vom Zarentum bruchlos ins stalinistisch gebrandmarkte Sowjetreich fort und ist bei Putin heute nicht anders. Wie ein Seismograf ortete der junge Schriftsteller Iwan Sergejewitsch Schmeljow nach 1900 das stets wahrnehmbare Beben von Willkür und Gewalt im Untergrund der russischen Gesellschaft. In seinem 1911 erschienenen Roman «Der Mensch aus dem Restaurant» rumort es im harmlosen Dasein eines Kellners: Es gibt Verdächtigungen, Nachstellungen, Verleumdungen und plötzliche Inhaftierungen.

Kellner sehen vieles und wissen mehr. Im Allgemeinen behalten sie ihre Menschenkenntnis für sich. So auch der Servierdiener Jakob Skorochodow, der stolz ist, in einem der Moskauer Luxusrestaurants beschäftigt zu sein. «Wir haben nur zu antworten, wenn man uns fragt», ist seine Devise. Gegenüber den anspruchsvollen, oft auch anmassenden und selbstgefälligen Gästen bemüht er sich redlich um Distinktion. Doch viele dieser angeberischen Neureichen überbieten sich in ausfälligen Ver-

halten, schmähen das Personal und beschweren sich in unflätigen Tiraden über Nichtigkeiten.

Der Kellner, als «schnellfüssig» bekannt und mit Frack und Backenbart äusserlich eine respektable Erscheinung, leidet innerlich zunehmend an der Willkür der begüterten Gäste, die ihn wie einen Lakaien massregeln und auch vor persönlichen Erniedrigungen nicht zurückschrecken. Dann kann ihn beim Servieren schon einmal ein Ohrensausen überfallen. Von seinen Vorgesetzten erhält er keinerlei Rückhalt. Im Gegenteil, sie geben den Druck, der auch auf ihnen lastet, ungebremst weiter.

### Galgenhumor und Gottvertrauen

Der Leser indes wird zum Vertrauten des Gepeinigten. Ihn lässt Skorochodow in einem romanfüllenden inneren Monolog an seinen Ansichten über die schikanöse Kundschaft und jene ganze halbseidene Bourgeoisie teilnehmen, der er zu Diensten sein muss. Dem Leser vertraut er auch die häuslichen Kalamitäten an, die ihn wie eine Verkettung fortgesetzten Unglücks verfolgen. Erst wird er von seinem Untermieter wegen einer haltlosen Verdächtigung angezeigt. Dann wird sein Sohn, den man beschuldigt, sich mit regierungskritischen Kreisen eingelassen zu haben, von der Schule gewiesen und eingekerkert. Und schliesslich lässt sich seine Tochter von ihrem schmierigen Arbeitgeber verführen und bleibt schwanger zurück.

Mit viel Galgenhumor und einem unerschütterlichen Gottvertrauen stemmt sich Skorochodow gegen den Unstern einer Hiobsexistenz und die Gefahr seiner versinkenden

Karriere als Kellner, die zuletzt doch noch abgewendet werden kann. Das Werk glänzt durch seine pointierte Ironie, trägt Züge eines aufmüppigen Schelmenromans. Der 1873 geborene Autor Iwan Schmeljow gelangte damit im Russland vor der Revolution pfeilschnell zu hoher Bekanntheit.

Sein krasses Sittenbild der Verkommenheit einer vermeintlich «besseren» Gesellschaft, detailreich entworfen und subtil satirisch grundiert, wurde als meisterliche Fortsetzung der in der russischen Literatur früh eingeführten sozialen Anklage wider die Erniedrigung des «kleinen Mannes» begeistert aufgenommen. Der «Kellner von der traurigen Gestalt» eroberte sich einen markanten Platz im Gedächtnis der Leserschaft.

Russland war damals ein armes Land mit wenigen sehr Reichen – und ist es heute wieder. Dem Kellner Skorochodow scheint es, als gäbe es ein zweifaches Russland: das der Reichen und Mächtigen, die sich gleichsam als damalige Oligarchen in seinem Restaurant versammeln. Und das Russland der einfachen, rechtschaffenen Leute, zu denen er sich zählt und die unter der autoritären Pressung leiden. Nur zu sehr ist ihm bewusst, wie prekär seine Ansichten in der Öffentlichkeit wirken würden: «Gedanken! Wer weiss denn schon, was ich denke! Für meine Gedanken wäre ich vielleicht längst zur Zwangsarbeit verurteilt!»

Trotz der Beliebtheit seines sozialkritischen Romans geriet dessen Schöpfer nach der Oktoberrevolution 1917 bei den neuen Machthabern in Ungnade. Eine Zeitlang konnte er mit seiner Frau noch auf der Krim Zuflucht finden. Doch 1922 entschied er sich für die Flucht ins Exil nach Frankreich, wo er bis zu seinem Tod 1950 noch unermüdlich literarisch tätig war. In seiner Heimat blieben seine Spuren lange verweht wie Fussstapfen im Schneegestöber. Erst die Öffnung des Landes gegenüber seiner vertriebenen Literatur brachte Iwan Schmeljow postum wieder dem russischen Publikum zurück.

## Ein Tagebuch, das nichts ausspart

*Matthias Matussek*

**Heimo Schwilk:** Mein abenteuerliches Herz I. Aus den Tagebüchern 1983–1999. Manuscriptum. 634 S., Fr. 49.90

Dass einer wie Heimo Schwilk die Disziplin aufbrachte, ein Tagebuch zu führen, und somit ständig reflektierte, was er erlebte, muss einer Art Notwehr entsprungen sein – wie sonst sollte einer, der sich mit diesem gewaltigen Erlebnishunger auf das Abenteuer Leben stürzt, mit alldem fertig werden, was es ihm präsentiert, wenn nicht durch ständige Reflexion? Für

uns Leser ein Glücksfall, denn Schwilk, ein Stilist von Gnaden, ist unser Lotse in den Strömen und Verwerfungen der jüngeren deutschen Nachkriegsgeschichte.

Dieser Kerl, Klosterschüler in Maulbronn und mehrfach ausgezeichnete Fallschirmjäger und Offizier, als Journalist ein Frontschwein und ein Dichter, als Schriftsteller Autor von packenden Biografien über Hermann Hesse, Martin Luther, «Rilke und die Frauen» und vor allem und immer wieder Ernst Jünger, dessen Freund er wurde.

### Politische Bombenlegereien

Womöglich hat Schwilk sich dieses Selbstbeobachtungs-Regime beim Tagebuchschreiber Ernst Jünger abgeschaut, und der ganz sicher bei Goethe, dem genialen Architekten des eigenen Lebens. Schwilks Erinnerungen, die mit einer Jünger-Anspielung, «Mein abenteuerliches Herz», überaus gelungen betitelt sind, setzen in den frühen 1980er Jahren ein, und sie sparen nichts aus, nicht die Begegnungen mit Staatsoberhäuptern und Jahrhundertkünstlern, mit Schriftstellern wie Martin Walser, Günter Grass, Walter Kempowski, vielen aus dem Osten wie Erich Loest, Günter de Bruyn und Reiner Kunze, aber auch die Leidenszeiten einer zerbrochenen Ehe nicht, ganz nach dem Motto Marcel Reich-Ranickis, der einst schrieb: «Ein Autobiograf, der Hemmungen hat, auszupacken, hat seinen Beruf verfehlt wie eine Striptease-Tänzerin, die sich nicht ausziehen will.»

Und so rückt er uns nahe. Und macht begreiflich, wie dieses abenteuerliche Herz bisweilen ausbluten kann unter den Einschlägen des Lebens, ja, auch zittern wie unter den Schüssen feindlicher Artillerie, die er erlebte, als er auf eigene Faust 1991 in den Krieg zog und an die Front, als Georg Bush senior gegen den Irak losschlug und lediglich die Reporter von CNN, *embedded* in der US-Army, aus erster Hand berichten durften. «Der Gang über das nächtliche Schlachtfeld hat viele Risiken», heisst es da unter «Khafji, 31. Januar 1991». «Jede moderne Armee verfügt heute über Infrarot-Nachtsichtgeräte, die die Nacht zum Tag machen. Doch für mich ist der Sumpf der grösste Feind. [...] Als mich der Lichtstrahl erfasst, höre ich den hellen Knall eines Schusses. Dicht vor mir blitzt Mündungsfeuer auf.» Er wird zu Boden gerissen, es sind Saudis, die ihn gefangen nehmen, dann wieder laufenlassen. Teilweise berichtet er für das ZDF von der Front, das keine eigenen Leute vor Ort hat.

Doch zurück in die 1980er Jahre, zur wohl lebensentscheidenden Begegnung mit Ernst Jünger in der Oberförsterei in Wilflingen, dem Weisen, dem Eremiten, dem Soldatenhelden und Dichter von «In Stahlgewittern» aus dem Ersten Weltkrieg. Es ist wohl eine Wahlverwandtschaft zwischen zwei Autoren, die das

Leben als Herausforderung begreifen und als Geschenk, das hellste Wachsamkeit erfordert.

Ergebnis dieser Freundschaft – Schwilk hatte sich längst als Journalist bei der *Stuttgarter Zeitung* und der *FAZ* einen Namen gemacht – sind ergiebige biografische Bücher über Jünger, zunächst ein Bildband mit Texten, dann, zwei Jahrzehnte später, die wohl farbigste und reichste Biografie über den Krieger und Forscher, den Dichter und Dandy, die auch die moralisch komplizierten Winkel dieser exemplarischen deutschen Vita ausleuchtet.

Dann aber auch politische Bombenlegereien wie der Sammelband «Die selbstbewusste Nation», den er mit seinem Freund Ulrich Schacht herausgab nach der Wende; Essays von Safranski bis Syberberg und Nolte umrahmten dabei den anstössigen «Anschwellenden Bocksgesang» von Botho Strauss, der die kulturel-

*C'est le carton  
qui fait la  
musique!*



le und vitale Bewusstlosigkeit der Deutschen nach der Wiedervereinigung aufs Korn nahm. Sätze wie «Dass ein Volk sein Sittengesetz gegen andere behaupten will und dafür bereit ist, Blutopfer zu bringen, das verstehen wir nicht mehr und halten es in unserer liberal-libertären Selbstbezogenheit für falsch und verwerflich» hatten dabei massive Kritik hervorgerufen.

Zu den Preziosen dieses ersten Tagebuchbandes gehört ganz sicher die Reportage-reise zu einer verwaisten russischen Nordpolstation mit Schwilks Freund Ulrich Schacht – mich erinnerte die Erzählung an einen Film von Andrei Tarkowski, dem russischen Mystiker: Stille, Spuren, zerlesene Bücher, Wodkaflaschen, versunkene Welt – ein Bravourstück!

Der zweite Band ist in Vorbereitung.

## Die Sprache Beruferaten

Die Laustante ist verschwunden, aber das ist kein Grund zur Freude für die Kopfläuse, denn sie werden jetzt einfach von der Kopflausfachperson bekämpft. Neu ist es nicht, dass Berufe neue Namen bekommen, so ist aus der Krankenschwester die Pflegefachfrau geworden, der Pferdefachmann oder die Pferdefachfrau wurden früher Bereiter oder Pferdepflegerin genannt.

Einige Berufe sind selten geworden, andere ganz verschwunden. Historische Berufe wie Nachtwächter, Laternenanzünder oder Schriftsetzer braucht man nicht zu erklären. Beim Gasriecher erahnt man mindestens, welcher Tätigkeit er nachging. Bis in die 1920er Jahre hinein erschnüffelte er im Auftrag der Gaswerke mit einem Riechrohr Lecks in den Gasleitungen. Kinoerklärer erläuterten und kommentierten vor Einführung des Tonfilms die Filmhandlung. Unter Friedrich dem Grossen war es Privaten verboten, Kaffee zu rösten; Missetäter wurden von Kaffeeriechern aufgespürt. Diese waren entsprechend unbeliebt.

Bevor es Kühlschränke gab, schnitten auf zugefrorenen Seen Eissäger Blöcke aus dem Eis und transportierten diese in die Eiskeller. Zerbrochenes Geschirr brachte man dem Geschirrflicker, dem Chacheliflicker, dessen Beruf ebenso verschwunden ist wie derjenige des Häftlmachers, der Haken und Ösen herstellte. Dies erforderte genaues Arbeiten, weshalb sich die Redensart «aufpassen wie ein Häftlmacher» erhalten hat. Auch den Beruf der Krawattennäherin – in einem Inserat in der Tageszeitung *Die Tat* vom 11. 4. 1972 wurde noch eine gesucht – gibt es nicht mehr. Die Leichenbittermiene verdanken wir dem Leichenbitter, im Toggenburg auch «Omesäger» genannt, der Todesnachrichten überbrachte. Der Name hat nichts mit «bitter» zu tun; der Leichenbitter bittet zur Leiche. Schweizer Auswanderer wurden früher, zum Beispiel in Ostpreussen, in der Landwirtschaft, in Konditoreien und in Kirchen eingesetzt. Sie waren von Beruf: Schweizer. Und was tat ein Abdichter? Falsche Frage. Richtige Frage: Was tut ein Abdichter? Er dichtet ab, vorzugsweise Flachdächer. Lehrzeit drei Jahre. Abschluss als Abdichter/Abdichterin mit Eid. Fähigkeitszeugnis.

Max Wey

# Diva zwischen allen Stühlen

Anna Netrebkos Karriere im Westen liegt in Trümmern. Nun wird die Sopranistin auch in Russland eingeladen.

Manuel Brug

**F**uck». Und dann konnte man «me», «you» und noch diverses anderes ankreuzen. So rüde lautete der Kommentar auf Anna Netrebkos Instagram-Account am selben Tag, an dem sie über ihren Berliner Anwalt Christian Schertz, einen der teuersten deutschen Medienanwälte, mitteilen liess: «Ich verurteile den Krieg gegen die Ukraine ausdrücklich, und meine Gedanken sind bei den Opfern dieses Krieges und ihren Familien. [...] Ich liebe mein Heimatland Russland und strebe durch meine Kunst ausschliesslich Frieden und Einigkeit an. Nach der angekündigten Auftrittspause werde ich meine Opern- und Konzertauftritte Ende Mai, zunächst in Europa, wieder aufnehmen.»

Was also nun? Der Januskopf, den die berühmteste Diva unserer Zeit spätestens seit dem 24. Februar, dem Start des Angriffskriegs Russlands, der Öffentlichkeit gezeigt hat, ist nicht verschwunden. Ein wenig vorwärts, dann zurück – ihre politische Positionierung wirkt konfus, ihre Aussagen sind halbherzig. Wladimir Putin hatte sie lange schon öffentlich angehimmelt, seine Wiederwahl 2012 ausdrücklich unterstützt. Dass sie sich 2014 mit der russischen Separatistenflagge und einem illegitimen Führer im Donbass bei einer Spendenübergabe fotografieren liess – das Internet vergisst nichts –, fiel ihr sofort wieder auf die Füsse.

## Instinktloses Gemüt

Dann wochenlanges Schweigen. Ihre Social-Media-Seiten, vor allem der Instagram-Account war stets ein kaum gefiltertes Fenster in Netrebkos kunterbunte Divenwelt, waren zwischenzeitlich abgeschaltet. Während die eingekesselten Ukrainer hungerten, postete sie sich dann beim Kochen. Nach dem vollständigen Rückzug ihres Mentors Valery Gergiev zeigte sie ein Foto mit dem Victory-Zeichen mit ihm. Es verschwand ebenso schnell wieder wie ihre Beschimpfung der Westkritiker als «human shit». Niemand schien da einzugreifen. Oder niemand konnte es.

Dann die von Krokodilstränchen umflorte Bitte um Generalabsolution im Westen. Aber schon im nächsten Satz wieder deutlich erkennbar als ostentativer Wunsch, ihre jäh in Trüm-

mern liegende Karriere – sie klammert sich gegenwärtig an ein paar noch nicht abgesagte Arienabende – baldmöglichst wieder starten zu können. Die Quittung kam sofort. West-Opernhäusern wie der New Yorker Metropolitan Opera oder der Berliner Staatsoper Daniel Barenboims reichte solches nicht. Und in Russland zeterte die aggressive Putin-Propaganda und fiel über die «Vaterlandsverräterin» her. Das Theater in Nowosibirsk strich einen Auftritt und trat nach: «Unser Land ist reich an Talenten, und die Idole von gestern werden durch andere mit einer klaren bürgerlichen Position ersetzt.»

Anna Netrebko zwischen allen Stühlen. Ihre Rechnung ist nicht aufgegangen, die Schadensbegrenzungsstrategie war alles andere als überlegt. Eher zeugt ihr Verhalten von einem schlichten, nahezu instinktlosen Gemüt. Die Sängerin wählte sich sicher hinter den Zäunen ihrer Kunstfertigkeit. Und ist nun konfrontiert mit der Realität eines Angriffskriegs in Europa. Was nützen ihr da ihr reisebequemer österreichischer Pass und der Wiener Wohnsitz?

Anna Netrebko, sorglos unterwegs zwischen den Welten, heute Russland, morgen New York, übermorgen Salzburg, zwischen ernster Oper und lockeren Arien-Tralala-Konzerten als Gelddruckmaschine – das ist vorbei. Ebenso wie die Roadshow mit dem überallhin mitgeschleiften Sohn und dem schillernden Tenor-Ehemann, den sie dem Klassikgeschäft im Doppelpack mit

## *Die Sängerin wählte sich sicher hinter den Zäunen ihrer Kunstfertigkeit.*

ihr aufzwang. Vorbei die dauerfeiernde Russendisco mit Freunden, Verwandten, Bling-Bling-Anhang. Auch wenn Anna Netrebko sich gegenwärtig im Oligarchenparadies Dubai als exotische Schöne zu inszenieren versucht.

Warum dieses mediale Donnerwetter gegen eine Sängerin, die sich als unpolitisch bezeichnet, aber zur Eröffnung der Olympischen Spiele in Sotschi sang und immer wieder ohne Grund die Nähe zu Wladimir Putin als offenbar



Letzter Primadonnenstern:

eine von vielen Rollen suchte? Weil sie nicht begriffen hat, dass das von ihr oft gesungene Bekenntnis der römischen Operndiva Tosca, «Nur der Schönheit weih' ich mein Leben», eben angesichts von Verrat, Folter und Mord, in welche diese unabsichtlich verstrickt ist, nicht mehr gilt. Da trifft die Musiktheater-Kolportage sehr klar die Wirklichkeit.

Dabei begann alles so märchenhaft vor 21 Jahren. Jeder, der damals in Salzburg dabei war, wird sich an diesen Auftritt erinnern, so wie an ihre ikonisch gewordene Violetta im roten Kleid in Verdis «Traviata» an der Seite von Rolando Villazón, vier Jahre später ebenfalls im Grossen Festspielhaus. Plötzlich sprachen da wieder Menschen über die Oper und über diese Anna, denen solches üblicherweise fernlag. Denn die bildschöne, verletzlich wirkende Tochter eines Geologen und einer Ingenieurin, geboren 1971 im südrussischen Krasnodar, nicht weit weg vom Asowschen Meer, wo sich gegenwärtig die Tragödie von Mariupol ereignet, war 2001 eine einzigartige Donna Anna in Mozarts «Don Giovanni» gewesen.





Sopranistin Netrebko.

Dreissig Jahre alt, immer noch jungmädchenhaft, hatte sie längst ihre Lehrjahre im damals auch rastlos durch den Westen tourenden Ensemble des St. Petersburger Mariinsky-Theaters hinter sich. Sie wusste, was sie wollte. Angeblich war auch ihre Putzfrauentätigkeit im Theater zwecks Verdienstaufbesserung als Studentin für Valery Gergiev inszeniert. Egal, die Netrebko kam, sang und siegte. Mit einer dunkel-verheissungsvollen und gleichzeitig höhenjauchzenden, sofort wiedererkennbaren Stimme, mit feiner Musikalität, die selbst den strengen Nikolaus Harnoncourt am Pult zufriedenstellte, und mit Charisma auf der Bühne. An den Lippen und dem Körper dieser Frau hing sofort ein begeistertes Publikum.

#### Netrebko, die öffentliche Frau

Während sie noch in abgeschnittenen Jeans und mit kesser Kappe auf dem Fahrrad unerkant durch Salzburg kurvte, waren die Weichen für ihre Laufbahn schon gestellt. Die Deutsche Grammophon hatte bereits eine erste CD aufgenommen, ein guter, gerissen-scharfer Mana-

ger kümmerte sich um diesen rohen Diamanten. Schnell aber wurde ebenfalls deutlich: Die Öffentlichkeit, vor allem im Epizentrum Österreich, aber auch in Deutschland – spätestens, als Gottschalk sie regelmässig auf die «Wetten, dass...?»-Couch einlud –, zerrte gewaltig an ihr. Anna gab ein wenig von ihrer Seele her, dafür strömten die Massen zu ihren Opernauftritten, mehr aber noch zu den teuren Arienkonzerten in Freilicht-Arenen und Sporthallen. Während die Gloriole der Drei Tenöre langsam verblasste, ging als wohl gegenwärtig letzter Primadonnenstern jener von Anna Netrebko auf. Sie verkörpert heute für die Öffentlichkeit das Genre Oper. Bei den Tenören ist höchstens, aber weniger glamourös, noch der Deutsche Jonas Kaufmann nachgewachsen, der in Zürich seine Karriere festigte.

Anna hier, Anna da. Die Öffentlichkeit nahm an der Liebe zum uruguayischen Bariton Erwin Schrott teil, an der Geburt ihres Sohnes Tiago, der Trennung und an der neuen Liebe zu Yusif Eyvazof. Den aserbaidischen Tenor hatte sie als Zögling Riccardo Mutis 2014 bei einer

gemeinsamen «Manon Lescaut» von Puccini in Rom kennengelernt. 2015 wurde im Wiener Palais Coburg geheiratet und im Palais Liechtenstein gefeiert. Immer mit den Medien im Schlepptau.

Netrebko, die öffentliche Frau. Die auf den Bühnen ihre Figuren von den zarten Girlies zu starken, auch koloraturprunkenden Kämpferinnen weiterentwickelte. Ihre Stimme wurde dunkler und grösser, nach den lyrisch Leidenden kamen die Heldinnen des Spinto-Fachs. Besonders die Lady Macbeth, eine starke, skrupellose Frau, die sie erstmals 2014 in München mit dem Mut zu hässlichen Tönen sang, wurde zu einer Art Signaturrolle des reifen Stars.

Eines Stars, der seine Bedingungen diktieren konnte und sich immer mehr Allüren erlaubte: die Salzburger Festspiele vorführte, Rollen kurz-

#### *Da werden auch alte Rechnungen beglichen, das merkt man dem Furor der Anti-Anna-Haltung an.*

fristig als «doch nicht passend» absagte, die Met und Bayreuth düpierte. Das alles wurde gern und oft in den sozialen Medien geteilt. Vor der Politik hütete sie sich seit der Schelte für den Donbass-Auftritt vor sieben Jahren, Fragen dazu waren in den immer stärker kontrollierten Interviews nicht zugelassen. Doch der Kordon aus Aufpassern war nicht lückenlos dicht, und die Feier, die ihr der Kreml samt Staatsfernsehen zum 50. Geburtstag im letzten Oktober ausrichtete, eben doch wieder politisch.

Jetzt steht sie vor einem Scherbenhaufen. Da werden auch alte Rechnungen beglichen, das merkt man dem Furor der Anti-Anna-Haltung an. Den Höhepunkt ihrer Karriere hat sie stimmlich überschritten, aber sie hätte noch einiges ernten können. Valery Gergiev hat sich als Putins Klassik-Kulturfackelträger schweigsam für Russland entschieden; wahrscheinlich hätte sie es ihm gleich tun sollen. Stattdessen meinte Anna Netrebko, es allen recht machen zu können. Und steht nun ohne alles da.



## TV-Kritik

# Verborgener Chef

René Hildbrand

Ob Print- oder Online-Medien, ob Radio oder Fernsehen: Jeder Chefredaktor, der etwas kann, der schreibt, kommentiert, interviewt – und/oder moderiert eigene Formate. Nichts dergleichen beim Schweizer Fernsehen. Das TV-Publikum kennt den Chefredaktor nicht. Er kommentiert nicht, er moderiert nicht, er ist nicht wahrnehmbar. Der Mann heisst Tristan Brenn. Seit achtzehn Jahren macht es sich der matte Dienstvorgesetzte aus dem Bündnerland am Leutschenbach bequem.

Ein Blick in unsere Nachbarländer: Der WDR ist die grösste Sendeanstalt der ARD. Programmdirektor Jörg Schönenborn *himself* analysiert die Zahlen und Hochrechnungen bei den Wahlen. Er ist bei Sondersendungen im Einsatz und moderiert unter anderem auch den «Presseclub». Ellen Ehni, Chefredaktorin des Senders, führt durch «ARD extra» und «ARD-Brennpunkt», seit Beginn des Ukraine-Krieges oft täglich. Christian Nitsche, Chefredaktor des Bayerischen Fernsehens, moderiert Ausgaben von «Brennpunkt» und die «Münchner Runde». Ausserdem ist er, wie seine anderen Amtskolleginnen und -kollegen, «Tagesthemen»-Kommentator.

Regelmässig auf dem Bildschirm präsent ist auch Peter Frey, Chefredaktor des ZDF. Er kommentiert im «Heute-Journal» und moderiert die Interviewreihe «Was nun, ...?». Und so weiter. Hat der schlaffe SRF-Chefredaktor wenigstens seinen Laden im Griff? Nein. Die interne Unzufriedenheit ist enorm. Nach der neusten Personalbefragung würden nur 29 Prozent der SRF-Angestellten ihren Arbeitgeber weiterempfehlen. Mehr als die Hälfte ist unzufrieden mit der Führung. Beklagt wird unter anderem eine grosse Distanz zwischen Basis und Chefredaktion.



Unerschütterlicher Optimismus: Rebekah (Anne Hathaway) und Adam (Jared Leto).

## Serie

# Wo die Zitronen blühen

Wolfram Knorr

WeCrashed (USA 2022)

Von Drew Crevello und Lee Eisenberg. Mit Jared Leto, Anne Hathaway, Kyle Marvin. Apple TV+

Den Wind für die grosse Sause und den Reibach machte nur einer: Adam Neumann, ein äusserst flamboyanter Israeli, der sich in den USA von der Start-up-Thermik mit einer schwurbeligen Unternehmensidee nach oben in die Milliardengewinne tragen liess. Zwar begann sein Aufstieg mit Bruchlandungen wie dem einklappbaren Stiletto-Absatz, aber weil er ein höchst raffinierter Mundwerk-Pâtissier war, bissen Investoren bei seinem Einfall an, «einsame Arbeitsseelen» (Neumann) unter einem Dach zusammenzubringen. Adam, der lange Zeit im Kibbutz verbracht hatte, übertrug diese Erfahrung – nach dem Bankencrash 2008 schien ihm ein Bedürfnis dafür vorhanden zu sein – auf eine Art Mitwohnzentrale, also auf eine simple Agentur für Gewerbe-Immobilien.

Dieses Modell pries er natürlich als «Gig Economy», mit Nachhaltigkeits- und Tech-Brimborium. Eine Gemeinschafts- und Wohlfühloase ganz im Sinne des Silicon-Valley-Flairs. Wie einst Cagliostro die Adelshöfe hinters Licht geführt hatte, verkaufte Adam Neumann dieses Geschäftsmodell wie einen Start-up-Kornkreis an Reibach-geile Investoren und mäanderte dabei durchs moralische Koordinatensystem zwischen Gegenkultur und banaler Ausbeutung.

Miguel McKelvey, einen Bewunderer, seifte Adam so lange ein, bis dieser nicht mehr klarsehen konnte, sein Partner wurde und sein Erspartes in Neumanns Blendwerk steckte. Auch seiner Frau Rebekah leierte er eine Million, die sie vom Papa zur Hochzeit erhalten hatte, aus den Rippen. Mit diesem Startkapital liess er Fabrikhallen in superschicke Parzellen verwandeln, in denen die Mieter, die «einsamen Seelen», ihrer Arbeit nachgehen würden. Mit Co-Working-Spaces-Gesumse lockte er sie wie Bienen an den Honigtopf, nannte den Laden WeWork und schraubte sich in schwindelnde Millionenhöhen. Was 2010 so irre begann, endete 2019 abrupt mit Neumanns Gang an die Börse – an der er krachend scheiterte. Nach Milliardenverlusten mussten Neumann und McKelvey über 2500 Mitarbeiter entlassen. Davor aber karrierte Adam wie ein Technologie-Rockstar durch New York – schulterlanges Haar, barfuss – und machte mit Gattin Rebekah eine einzige Party daraus. New York, eine Stadt, wo die Zitronen blühen.

## Schillernde Hochstapler

Die Mini-Serie «WeCrashed» (acht Folgen) basiert auf dem Podcast «WeCrashed: The Rise and Fall of WeWork», aus dem Drew Crevello und Lee Eisenberg eine schillernde Hochstaplersatire machten. Und diese Art Filme sind, spielen sie im Risikokapital-Milieu, ziemlich trendig. «Inventing Anna» (Netflix) etwa, der kuriose Aufstieg der Deutschrussin Anna Sorokin, der es gelang, New Yorker Millionäre an der Nase herumzuführen. Oder die Story der Biotech-Unternehmerin Elizabeth Holmes mit ihrem Therasnos-Blutspendendentest-Schwindel (in Vorbereitung). Auch

an Wirecard ist das Interesse riesig. Das Tech-Marktschreiergewerbe ist dank seines starken Gefalles ein idealer tragikomischer Stoff mit enormem Unterhaltungswert – und das Leben von Adam Neumann (Jared Leto) und seiner überkandidelten Frau Rebekah (Anne Hathaway) ganz besonders.

#### «Ist das ein Witz?»

Mit seinem Ego-blühenden Breitmaulfrosch-Grinsen und dem unablässig Heissluft produzierenden Mundwerk fräst sich Habenichts Jared Leto alias Adam in die Business-Szene, nervt die Yogalehrerin Rebekah, die von Hollywood träumt, aber völlig unbegabt ist, so lange, bis sie seinem Zauber verfällt und ihn sogar heiratet. Danach nutzt er sie nur aus, wie Miguel

### *In jeder Szene sieht man ihm an, wie ihm die Rolle Spass machte.*

McKelvey, aber immer mit diesem traumfröhlichen Hallodri-Appeal, dem beide hoffnungslos verfallen – der Zuschauer auch. Jared Leto bietet mit israelischem Akzent (in «House of Gucci» übertrieb er es mit einem italienischen) eine einzigartige Cagliostro-Schaumschlägernummer. In jeder Szene sieht man ihm an, wie ihm die Rolle Spass machte.

Und Anne Hathaway vervollkommnet das überdrehte Gespann, das seine Millionen hemmungslos verschleudert, aber zugleich so tut, als sei es sozial engagiert. Um die Ausbeutung zu kaschieren, machen sie Stimmung für sektenartigen Zusammenhalt, organisieren Sommercamps, gründen eine Privatschule, ein Theater, aber nichts ist von Dauer, nur Adams unerschütterlicher Optimismus, mit dem er sich durch alle Niederlagen pflügt, und immer auf Kosten anderer, bis Rebekah bei einer Freundin Trost sucht.

Gewinner blieb übrigens, selbst nach dem Crash, Adam Neumann: Mit Millionen verzog er sich. Hierzulande hat der Neumann-Fall keine hohen Wellen geschlagen, was aber seinem Reiz keinen Abbruch tut. Die Apple-TV+-Serie gehört mit Sicherheit zu den gelungensten aus der Start-up-Branche.

Erhellend ein Dialog zwischen McKelvey und Adam: «Ist das ein Witz? Wir können nicht zu Jewgeni Risakow gehen und sagen, dass unsere Firma, die weder Mitarbeiter noch Immobilien hat, nichts verkauft, noch nicht mal einen Namen hat – dass diese Firma 4,5 Millionen Dollar wert ist?!» «Wir haben hundert Immobilien», antwortet Adam grinsend, «wir haben sie nur noch nicht gekauft. Die Bewertung ist bloss die Summe, die jemand zu zahlen bereit ist. Es geht nicht um Geld, es geht um den Wert. Ausserdem hast du eine Null übersehen: Es sind 45 Millionen.»

## Games

# Unbarmherziger Schwierigkeitsgrad

Marc Bodmer

Elden Ring: Hidetaka Miyazaki, George R. R. Martin. From Software

Kein Spiel dominiert derzeit die Gamer-Welt wie «Elden Ring». Das erstaunt, denn aus der Zusammenarbeit von «Game of Thrones»-Autor George R. R. Martin und dem Schöpfer der berühmten «Dark Souls»-Games, Hidetaka Miyazaki, entstand ein richtig, ich meine, richtig schwieriges Computerspiel.

Blutlachen auf dem felsigen Boden verheissen nie etwas Gutes. Doch erstmals haben sie etwas zu erzählen. Tippt man sie an, erhebt sich ein roter Geist und stellt mit einem Kommentar sein Ableben kurz nach. Auch die weiteren Hinweise, die man auf dem Weg durch die gigantische Welt von «Elden Ring» erhält, sind nicht vertrauenerweckend. Manchmal kündigen sie Gegner an, dann sind sie wieder mysteriös verworren. So oder so gibt es nur eine Taktik: ausprobieren.

### Vielfalt der virtuellen Welt

Dabei bekomme ich gehörig die Fresse poliert. Noch bevor ich eine Ahnung habe, wo die Schwachpunkte beim bevorstehenden Boss-Monster sind, hat mich dieses in Grund und Boden gestampft, erschlagen, abgestochen oder sonst wie in eine nichtsagende Blutlache verwandelt. Die Übermacht der Hauptgegner ist ein Markenzeichen der Spiele von Hidetaka Miyazaki. Dazu gehört, dass manche Fortschritte, die ich zuvor gemacht habe, wieder zunichte sind, wenn es mich erwischt.

Die Frustrationstoleranz, die vom Spieler erwartet wird, ist aussergewöhnlich hoch. Darum erstaunt es, dass sich «Elden Ring» nicht nur in den ersten drei Wochen über zwölf Millionen Mal verkauft hat, sondern schlicht das Thema in Gamer-Kreisen ist. Fans anderer kürzlich veröffentlichter Spiele wie «Horizon Forbidden West» jammern auf Twitter, dass ihrem Spiel zu wenig Beachtung geschenkt werde. Auch die Kritiker schlagen Purzelbäume vor Begeisterung. Nebst dem unbarmherzigen Schwierigkeitsgrad, der die Entwicklung einer klaren Strategie und eine durchdachte Wahl der Waffen verlangt, loben sie die Weitläufigkeit und Vielfalt der virtuellen Welt.

Bei dieser hat der Fantasy-Autor George R. R. Martin («A Song of Ice and Fire») massgeblich mitgewirkt. «Er brachte Dinge ein,

die wir nicht geschafft hätten», sagte Miyazaki der Nachrichtenplattform IGN. «Zum Beispiel das reiche Storytelling und das Gespür für Figuren und Drama.» Es sind denn auch diese Elemente, die einen immer zurücklocken und einen neuen Versuch machen lassen gegen den scheinbar unüberwindbaren Hünen, der sich der weiteren Erkundung der Lands Between in den Weg stellt. «Die Hauptboss-Monster, die George R. R. Martin geschaffen hat, sind eigentlich Halbgötter. Sie haben die korrupte und wahnsinnige Macht des zerschlagenen Elden Ring geerbt.»

Die erneuten Versuche lohnen sich auch deshalb, weil «Elden Ring» ganz verschiedene Optionen offenhält, um Gegner zu besiegen, und darauf ist Game-Entwickler Hidetaka Miyazaki besonders stolz: «Klar kann man eine Auseinandersetzung frontal angehen, aber wir haben verschiedene Möglichkeiten vorgesehen. So kann man die Geister der verstorbenen Gegner beschwören und sie im Kampf als Mitstreiter einsetzen.»

Wie schon bei früheren Titeln Miyazakis wie «Bloodborne» oder der «Dark Souls»-Serie muss ich mir mantramässig vorsagen: «Es gibt



Purzelbäume vor Begeisterung: «Elden Ring».

eine Lösung, es gibt eine Lösung...» Darin liegen der Reiz und das Versprechen jedes Games. Manchmal muss ich einfach die Geduld aufbringen, um die Figur sorgfältig aufzurüsten, bevor ich einem Kerl sein Pferd abjage. Doch der Einsatz lohnt sich, denn hoch zu Ross sind die sechs Ländereien der Lands Between einfacher zu erkunden.

«Elden Ring» steht in der zermürbenden Tradition der «Soulsborne»-Spiele. Doch erstmals gibt es eine «Open World» zu erkunden. Die Spielfigur kann hüpfen und reiten. Beliebte Elemente wie weitläufige und verwinkelte Schlossanlagen, Höhlensysteme und Katakomben fehlen ebenso wenig wie bizarre Kreaturen, die sich einem in den Weg stellen. Weit über hundert Boss-Gegner sind es. Bei manchen ist nicht mal klar, wo sie anfangen und vor allem – schon wieder tot – aufhören.



Sensation auf allen Kanälen: «Everydays: The First 5000 Days» des Künstlers Beeple.

## Kunst NFT – die unregulierte Marketingmaschine

Philipp Koller

NFT-Kunst: Die Website nft-kunst.ch gibt einen Überblick der wichtigsten Marktplätze.

Würden Sie ein Bild nur deshalb kaufen, weil es ein Ölbild ist? Nein, das käme Ihnen nie und nimmer in den Sinn. Exakt dies scheint nun aber der aktuelle NFT-Hype im Bereich der digitalen Kunst von uns zu verlangen.: «Kaufen Sie einen NFT!», auch schon gelesen? NFT, die Abkürzung für Non Fungible Token, wird der Welt seit gut zwei Jahren als neue Kunstform vorgestellt. Dabei werden keine Superlative ausgelassen: Im Namen von NFT wird neue Kunst, das grosse Geld, ja die Demokratisierung des Kunstmarktes schlechthin versprochen. NFTs sind aufgrund ihrer Blockchain-Basis fälschungssicher, beliebig handelbar – auch in Anteilen – und auf keine Intermediäre wie Galerien, Auktionshäuser, etc. angewiesen. Alles grossartig. Bloss sind NFTs an sich keine Kunstwerke, sondern nichts weiter als ein Verfahren zur Herstellung von Kunst. Genauso wie ein Ölbild per se kein begehrenswertes Kunstwerk darstellt.

### Schnelles Handeln mit Kunst

Was hat es mit den Argumenten der NFT-Revolution auf sich? Da wäre als erstes die Fälschungssicherheit zu nennen. Mittels eingeschriebener Krypto-Signatur verfügt der NFT-Besitzer über ein Unikat, alle Vervielfältigungen sind Kopien. Ist das gegenüber

einem Ölbild neu? Bei 99 Prozent aller Ölbilder muss man sich keine Gedanken über eine Fälschung machen. Sie sind immer Unikate. Oder würden Sie bei den Bildern in Ihrer Quartiergalerie von einer Fälschung ausgehen? Nur das eine Prozent etablierter, teurer Werke ist fälschungsanfällig. Hin und wieder kommt eine solche Fälschung zum Vorschein. Grundsätzlich funktioniert das Netz aus Museumskuratoren, Kunstexperten, Händlern und Werkverzeichnissen jedoch sehr zuverlässig. Das Argument der Fälschungssicherheit trifft somit auf die digitale Kunst zu, ist jedoch bezogen auf den gesamten Kunstmarkt obsolet.

Als zweites werden die guten Gewinnchancen ins Feld geführt. Die NFT-Plattformen lassen schnellen Handel zu und fördern so rasche Preissprünge. Ist das revolutionär? Es

*Ein Bild nur deshalb zu kaufen, weil es ein Ölbild ist, käme Ihnen nie und nimmer in den Sinn.*

geht hier um Spekulation, und schnelles Handeln mit Kunst ist nicht neu. Das sogenannte Art-Flipping, bei dem junge Künstler hochgejubelt und ihre Werke gekauft und wieder verkauft werden, gibt es schon seit längerem. Die Folge ist, dass sich die Preise nicht halten und die Künstler so schnell in Vergessenheit geraten, wie sie aufgetaucht sind. Auch der direkte Handel durch die Künstler ist nicht neu. Viele Künstler verkaufen via Social Media erfolgreich online. In den meisten Fällen verspricht aber eine gut vernetzte Galerie mehr Erfolg.

Und damit wären wir bei einem weiteren Argument: den wegfallenden Intermediären. Für den Handel auf den NFT-Plattformen

braucht es tatsächlich keine Galerie, jeder Künstler kann sein eigener Kunsthändler sein. Weshalb aber schalten sich zunehmend Auktionshäuser erfolgreich ins Geschehen ein? Weil sie für den Kunstkenner nach wie vor die Selektion übernehmen, indem sie nur aufnehmen, was sich als marktwürdig erweist. Langfristig werden sich herausragende NFTs als Kunstwerke behaupten, und ein nachhaltiger Markt innerhalb des Kunstmarkts wird sich herauskristallisieren. Mehr und mehr werden auch etablierte Künstlerinnen und Künstler mit einer Galerie und langjährigen Sammlern im Hintergrund auf NFT-Plattformen zu sehen sein.

Wer die Berichterstattung über NFT in den letzten zwei Jahren verfolgt hat, stellt fest, dass 90 Prozent der Berichte auf professionell und global orchestriert wirkenden Pressemitteilungen basierten, die zunächst auf IT- und Finanzportalen wiedergegeben wurden: Sensationsmeldungen über Preisrekorde, Handelsvolumen und prominente NFT-Besitzer. Im Nu wurden dann für alle Mediengenres die passenden Stories aufbereitet: IT-Portale berichteten über die Handelsplattformen, Wirtschaftsmedien über die Preise, Trendportale über die Prominenten und die Gratiszeitungen porträtierten auf der Titelseite Teenager, die sich nichts sehnlicher wünschen als ein NFT-Profilbild. Alles schien somit abgedeckt – bis auf die Kulturredaktionen. Aber erst mit deren Hilfe können die digitalen Werke zu Kunst geädelt werden.

Geburtsstunde der NFT für den etablierten Kunstmarkt war am 21. Februar 2021. Da wurde für das Werk «Everydays: The First 5000 Days» des Künstlers Beeple ein Auktionsrekord von 69,3 Millionen Dollar erzielt. Ob inszeniert oder nicht: die Sensation wurde auf allen Kanälen gleichzeitig publik. Die Kunstredaktionen holten nach und gaben wieder, was zuvor die Wirtschaftsmedien geschrieben hatten, nun jedoch mit einer Gebrauchsanweisung für den womöglich IT-fernen Kunstsammler. Nach dem Drehbuch der Bitcoin-Aufklärung wurden nun die Leser im Detail darüber informiert, wo NFTs zu erwerben sind, wie man sie herstellt, welche Höchstpreise bereits erzielt wurden, wie man selbst ans grosse Geld gelangt. Dies alles wirkte, als ob es aus der Medienmappe einer einzigen PR-Agentur entstammen würde. Den Zuschlag für Beeples Werk erhielt bei der von Christie's durchgeführten Online-Auktion übrigens der Investor MetaKovan aus Singapur, dessen Firma Metapurse einen Fonds für Kryptowährungen betreibt.

Demokratisierung des Kunstmarktes? Man sollte wohl eher von einem Spekulationsmarkt der Finanzbranche sprechen. Die eigentlichen Gewinner sind, mit Ausnahme einiger Glückspilze, die Investmentgesellschaften, die als Drahtzieher hinter den NFT-Plattformen ihre

finanziellen Interessen verfolgen. Die NFTs sind vielmehr der grösste Versuch, den Kunstmarkt in eine pure Marketingmaschine umzufunktionieren.

Ein Punkt muss noch erwähnt werden: der unregulierte NFT-Markt bietet in Kombination mit dem nicht viel stärker regulierten Kunstmarkt paradiesische Möglichkeiten für kriminelle Machenschaften. Laut dem US-Finanzministerium ist die Gefahr offenkundig, dass Kriminelle mit illegalem Geld NFTs kaufen und an unvorsichtige Sammler weiterverkaufen, um ihr Geld sauber zu waschen.

Sind NFTs mehr als eine Finanz-Trickserei mit der Kunst als Feigenblatt? Versuchen Sie Ihr Glück und werden Sie reich. Oder erwerben Sie ein schönes NFT als Bildschirmschoner zu einem bescheidenen Preis und freuen Sie sich darüber wie über ein Ölbild von Ihrer Quartiergalerie. Ich persönlich freue mich auf tolle NFTs, die sich auch in zehn Jahren noch halten. Ob es die Plattformen dann noch gibt, ist eine andere Frage. Und behalten Sie die Regulierung im Auge. Sollte sie anziehen, sieht die schöne demokratische Kunstwelt ohne Investmentfirmen bald ziemlich blass aus.

Philipp Koller ist Strategieberater und publiziert regelmässig zu Themen des Kunstmarkts. [www.strats.ch](http://www.strats.ch)

## Pop Volle Drama-Dröhnung Anton Beck

Charli XCX: Crash. Asylum Records.

Wie seltsam Erwachsene tatsächlich sind, vergisst der Teenager in uns hin und wieder. Schliesslich trinken sie gerne bitteren Kaffee, interessieren sich für Banking und haben Probleme, nüchtern über ihre Gefühle zu reden. Zumindest gegen Letzteres bietet die britische Sängerin Charli XCX ein Medikament an. Alle paar Jahre versorgt sie unsere verschollenen pubertären Reste mit einem Album, auf dem es vor pastellfarbenen Emotionen nur so sprudelt.

Die neuste Schöpfung heisst «Crash» und lehnt sich ästhetisch an die achtziger Jahre an. Mit pompösen Beats, rauen Synths und dem XCX-bekanntem Autotune legt Charlotte Aitchison, wie die Sängerin bürgerlich heisst, die volle Drama-Dröhnung auf den Tisch. Es geht um selbstzerstörendes Verhalten, um die tiefgreifende Verletzung durch die Worte des Gegenübers und den übermächtigen Stolz, der verhindert, dass all das einfach so zugegeben werden kann.

Ganz so melodios und lyrisch auf den Punkt gebracht wie in den Vorgängeralben «Charli» und «How I'm Feeling Now» ist «Crash»

zwar nicht, aber XCX hat es sich auch schwer gemacht, ihre eigenen Leistungen der vergangenen Jahre zu überbieten. Gerade zu Beginn der Covid-Zeit lieferte sie mit «How I'm Feeling Now» ein Meisterwerk, ein Album, das ein Gefühl der Covid-Jugend einfing. Glühende Körper im Nachtclub zu vermissen, fand darauf ebenso Eingang wie die Idee, dass die Freundschaften, auf die während der Pandemie verzichtet werden musste, wahrscheinlich noch intensiver sind, wenn all das einmal überstanden ist.

### Ein bisschen Party

Nun ist es (scheinbar) überstanden, auf die Isolation folgt bei XCX lyrisch aber nicht das Glück, sondern eben der Crash. Ohne Pause rast sie in den nächsten emotionalen Schlamassel, singt von Beziehungskrisen und Selbstzweifeln, so dass XCX sich und ihren Fans auch mal mit einem Song sagen muss: «I tell myself



Emotionaler Schlamassel:  
Sängerin Charli XCX.

to take it easy. Don't think twice about it.» Die neuste Mischung von XCX ist nicht nur artistisch gelungen, sondern auch kommerziell erfolgreich. Seit «I Love It», das XCX mit dem Duo Icona Pop sang und ihr einen ersten grossen Hit einbrachte, wurden die Songs auch etwas weniger auf Klubs ausgelegt, etwas ruhiger.

Weniger Partyhymne, mehr Autobiografie. Ein bisschen Party bleibt bei XCX aber immer vorhanden, und so stellt sie auch bei «Crash» den mitreissenden Titelsong an den Anfang, in dem sich mehrere Stimmen überlagern. Das Tiefgreifende kommt irgendwann später. Auf dem Album wie im Leben.

## Jazz Vielfalt im Einklang Peter Rüedi

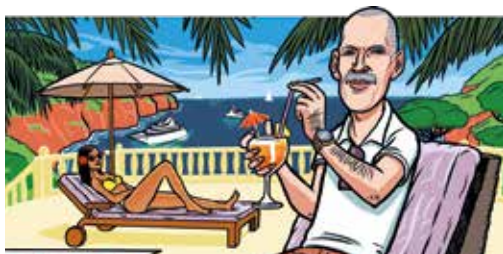
Bloom Effect (Jochen Baldes, Franz Hellmüller, Patrick Sommer, Tony Renold):  
The Way Out In. Leo Records LR 897

Es ist nicht so, dass grosse Vielfalt, ein besonderer Reichtum an Ausdrucksmöglichkeiten, notwendig ein Kriterium von grosser Kunst ist. Es gibt den obsessiven Typus des Malers, des Musikers, des Literaten, dessen Merkmal die Verengung (und die Verdichtung) der Mittel ist, die mitunter manische Konzentration. In der Literatur dürfen wir an Stifter oder Beckett denken, im Jazz an Monk oder Coltrane. Für das Gegenprinzip stehen proteische Künstler wie Picasso, Goethe oder Shakespeare, Miles Davis oder Duke Ellington. Ein Werturteil ist damit nicht gemeint. In beiden Fällen entstand, entsteht grosse Kunst. Und natürlich gibt es jede Menge Zwischentypen.

Kommt mir so in den Sinn, wie ich mit wachsender Faszination eine CD anhöre, welche der Saxofonist Jochen Baldes und der Gitarrist Franz Hellmüller (*two of a kind*) mit dem Bassisten Patrick Sommer und dem Drummer Tony Renold als kongenialen Partnern unter dem schön paradoxen Titel «The Way Out In» eingespielt haben. Ihre Musik ist ein solcher Fall des Sowohl-als-auch: enorm vielfältig bei einer durchgehenden stilistischen Geschlossenheit. Ihre Band heisst seit ihrer Gründung 2019 Bloom Effect. Das ist ein Begriff aus der Computerästhetik und insofern ebenfalls ein Paradox, als Cover und Booklet des Albums den Lichteffect in freier Wildbahn vorführen, in Bildern einer Waldlandschaft. Durchaus stimmig, ist diese Musik doch ein Ablauf von grosser Natürlichkeit (fast Selbst-Verständlichkeit) und nicht geringerer künstlerischer Raffinesse.

Nur wird die Meisterschaft nie als solche inszeniert. Vom ersten Stück mit dem dadaistischen Titel «Rabe isst Pasta» (kein Sauglattismus, er setzt sich im Duktus der Musik fort) bis zum letzten serenem «Ambrosia» verfolgen wir eine Reihe von toll geschriebenen, in den Improvisationen sinnfällig weiterentwickelten Kompositionen: grossartig im gegenseitigen Verständnis von Baldes' coolem und innigem Tenor-Sound und Hellmüllers gelegentlich unisono eingezogenen Gitarrenlinien, alles fein gesponnen und von intimer Intensität, die Rhythmik von kochendem Understatement (Renold behandelt die Cymbals mit Sticks fein wie Stricknadeln). Eindringlichste Melodik (nicht nur in «Sufi», dem einzigen Stück, in welchem Baldes auf dem strahlenden Sopran zu hören ist). Sehr bewegte, sehr bewegende Musik.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Meine Bombe

Mark van Huisseling

An einem sonnigen Nachmittag im Frühling des vergangenen Jahres behandelte ich den Holzboden unserer Loggia mit einem schützenden Öl – was man halt so macht, wenn der Werterhalt der Eigentumswohnung gegenüber dem Vorantreiben der beruflichen Laufbahn an Bedeutung gewinnt (und nachdem die Putzfrau einmal so viel aufgetragen hatte, dass der Boden danach wochenlang nicht betreten werden konnte). Auf jeden Fall hörte ich zu der mühevollen und ziemlich zeitaufwendigen Arbeit – ja, so gross ist unser «Freisitz», wie Loggia auf Deutsch heisst, nebenbei erwähnt – britischen Synthie-Pop aus den 1980er Jahren.

Heute finde ich solche Produktionen, für die zur Hauptsache frühe Synthesizer und Drumcomputer eingesetzt wurden, mehrheitlich zum Vergessen. Doch immerhin bezeichnete David Bowie damals einen Song von Human League, und zwar «Being Boiled», als «Zukunft des Pop». Mittlerweile ist es natürlich die Vergangenheit, was aber bedeutet, dass einem die Musik an die eigene Jugend erinnert, falls man Mitte der 1960er Jahre geboren wurde, wie Ihr Kolumnist.

Besonders bewusst wurde mir das bei einem Stück von Heaven 17, einer Band, die zwei ehemalige Human-League-Mitglieder mitgegründet haben und die noch immer besteht, was wirklich überraschend ist. «And as the low aggress the high / All you can do is sit and cry», beginnt der Text (ungefähr: Wenn der Niedrige den Hohen angreift, kannst du nur darsitzen und weinen). Dann folgt eine Wende, die, erinnerte ich mich plötzlich wieder, typisch war für die Zeit: «Although the war has just begun / Ignore the sirens, let's have fun»

(Zwar hat der Krieg erst angefangen, doch vergiss die Sirenen, lass uns Spass haben). Das war die Losung: «Amüsier dich, bis die Bombe fällt. Und wenn's so weit ist, sieh gut aus.» So ähnlich konnte man das seinerzeitige Lebensgefühl zusammenfassen. Oder mit den Worten von Heaven 17 respektive dem Refrain und Songtitel: «Let's all make a bomb».

«Die Bombe – das war tatsächlich eine Zeitlang eine *gefährliche* Geschichte. Aber wie *outdated* es einem heute vorkommt», dachte ich und tauchte den Farbroller in die Dose, um sparsam Öl auf meinen Holzboden zu geben. Klar, wie Millionen andere Kinder des Kalten Kriegs wuchs auch MvH mit der latenten Bedrohung durch Atom- und andere Massenvernichtungswaffen in den Arsenalen Amerikas beziehungsweise der Sowjetunion auf, dem sogenannten «Gleichgewicht des Schreckens». Doch das war damals, und das ist jetzt. Und jetzt ängstigt man sich höchstens ein wenig vor dem Kalifat mit seinen Knallköpfen, die «Allahu akbar» rufen und dann Autos in Menschenansammlungen in unserer Nähe lenken, sowie vor den Folgen des durch den Menschen gemachten Klimawandels. Vor allem aber vor steigenden Zinsen/sinkenden Börsenkursen, die zu Altersarmut führen, sowie seit neuestem, logisch, vor Seuchen.

Zurück ins Hier und Jetzt: Kurz bevor ich diese Spalte schrieb, verbrachte ich meine frühjährliche *quality time* mit dem Loggia-, Pardon: Freisitzboden. Und meine Gedanken, die vife Leserin, der informierte Leser sieht es kommen, kreisten um – die Bombe, auch ohne Heaven

*Das war die Losung: «Amüsier dich, bis sie fällt. Und wenn's so weit ist, sieh gut aus.»*

17 (stattdessen zu «High Voltage» von AC/DC). Das heisst, um die vielen, vielen A-, B- und C-Waffen (atomare, bakteriologische, chemische) des Kranken im Kreml und was er damit noch für Schaden und Leid anzurichten plant. Möglicherweise sogar auch bei uns, Verzeihung – doch wahrscheinlich haben auch Sie schon auf Google Maps nachgeschaut, wie weit es eigentlich von vermuteten Militärbasen nahe der russischen Grenze bis Berlin, Paris oder Zürich ist (nicht sehr weit, um 2200 km).

«There's no need to debate / It's time to designate your fate» (Nicht nötig zu debattie-

ren, es ist Zeit, dein Schicksal zu bestimmen), geht das Bombenstück weiter. Hoffen wir, dass nicht 1980er-Jahre-Synthie-Pop-Musiker die Zukunft treffender voraussagten als die klügsten Köpfe der Zeit in ihren dicken Büchern. Was zu Michel Houellebecq führt, der in seinem jüngsten Roman, «Vernichten», folgenden schönen Satz geschrieben hat (in einem anderen Zusammenhang): «Die Woche verging schnell wie das Glück.» Die Zeit ohne Bombe im Kopf dauerte immerhin dreissig Jahre.



## UNTEN DURCH Symbolkraft eines Tisches

Linus Reichlin

Die aktuelle Weltlage macht aus jedem Zeitungsleser einen Aussenpolitiker, so auch aus meinem Freund Bruno. Gestern hielt er mir einen Vortrag, in dem er die Weltlage wie folgt analysierte. Auf der einen Seite haben wir einen altersmüden amerikanischen Präsidenten, der es schafft, in einem einzigen Satz drei Länder miteinander zu verwechseln. Bruno macht das Biden gar nicht zum Vorwurf, denn er ist selbst nicht mehr der Jüngste und verwechselt bereits Brad Pitt mit Richard ... Robert Newman? Paul Redford? Bruno würde sich wünschen, dass die *Washington Post* einmal über die Schriftgrösse berichtet, in der Bidens Reden auf dem Teleprompter angezeigt werden. Bruno vermutet, dass es 200-Punkt-Buchstaben sind. Und jetzt ist die Frage, ob die Welt sich mit einem amerikanischen Präsidenten wohlfühlt, der die Augen zusammenkneifen muss, um riesige Buchstaben lesen zu können. Brunos Meinung nach gehört in die amerikanische Verfassung ein «Not over 60!»-Passus für Präsidenten, was den Vorteil hätte, dass man dann auch Trump los wäre, dessen zweite Kandidatur drohend

«Während die einen Smith' Gebaren als steinzeitlich empfinden, sehen es die anderen als schlicht ritterlich.»

David Schärer, Seite 78

im Raum hängt wie ein Fliegenfänger in einem karibischen Polizeiposten. Trump, so Bruno, ist ein Mann, der es in vier Jahren Präsidentschaft nicht schaffte, sich eine ordentliche Solariumsbräune zuzulegen. Sein Gesicht war permanent *fake-brown* beziehungsweise -orange. Er selbst schien das aber nicht zu sehen, was auf eine ernsthafte Selbstwahrnehmungsstörung hindeutet. Politisch gesehen, so Bruno, ist Trump ein Mann, der über die Ambitionen eines Alleinherrschers, nicht aber über die dazu nötige Intelligenz verfügt. Auf der anderen Seite, so Bruno, haben wir seinen wesentlich intelligenteren Bruder im Geiste, einen russischen Diaboliker, der im Gegensatz zu Trump tatsächlich an seine Sache glaubt. Ein kleines Männchen an einem riesigen Tisch, der die Grösse Russlands symbolisiert. Weder Macron noch Scholz, die vor dem Krieg an diesem Tisch gesessen sind, haben gemerkt, welche Symbolkraft diesem zukommt: Hätten sie mal Bruno gefragt! Putin, so Bruno, ist die Rache Russlands an einer bösen modernen Welt, in der Rohstoffstaaten nur noch Lieferboten für die technologisch fortschrittlicheren Nationen sind. Russland hat technologisch ausser drehbaren Wodkaver-schlüssen nichts zu bieten, und deswegen – aus keinem anderen Grund – ist dort ein kleines Männchen an der Macht, das politische Gegner vergiften lässt und in der Ukraine tschetschenische Verbrecherbanden auf Kinder und Frauen loslässt, wenn es nicht gerade Atomkraftwerke bombardiert.

Aber die Rechnung des Männchens, so Bruno, wird mittelfristig nicht aufgehen – und warum nicht? Weil man, so Bruno, für Kriege Soldaten braucht. Beziehungsweise Söhne. Der Brennstoff aller Kriege sind Söhne. Der Zweite Welt-

*Aber die Rechnung des Männchens, so Bruno, wird mittelfristig nicht aufgehen.*

krieg funktionierte, weil es viele zweite und dritte Söhne gab – da konnte man einen pro Familie entbehren. Doch heute beträgt die Fertilitätsrate in Russland nur 1,5 Kinder pro Frau, und die Bereitschaft der Mütter, ihren einzigen Sohn, oft ihr einziges Kind, für einen dubiosen Eroberungskrieg herzugeben, wird sehr gering sein. Dieser Söhne-Mangel herrscht ebenfalls in den USA und vor allem in China – so kann man

keine grossen Kriege führen. Putin, so Bruno, hat das nur noch nicht kapiert. Trump würde es auch nicht kapiieren, und Biden hat es möglicherweise mal gewusst, jetzt aber vergessen. Aber wie auch immer: Wir werden, so Bruno, langfristig in Frieden leben, und zwar einfach mangels Kriegspersonal. «Ist das nicht eine wundervolle Botschaft?», fragte mich Bruno. «Hm», sagte ich, «und was ist deine Meinung zum Bundesrat?» «Sieben zu viel», sagte Bruno, aber das war jetzt wirklich nur ein Scherz.



## FRAUEN Kamala Harris, Populistin Julie Burchill

Vor kurzem schrieb ich hier: «Angesichts der Lebhaftigkeit seiner Frau und seiner Vizepräsidentin Kamala Harris wirkt Joe Biden wie ein verwirrter Greis, der zwischen zwei Krankenschwestern hin und her geschoben wird», und seit seiner wirren Bemerkung über Putins Entthronung ist der Gegensatz zu seiner Vizepräsidentin noch eklatanter geworden.

Die Frau kann nichts dafür. Sie ist nicht nur die erste Vizepräsidentin, sondern auch die ranghöchste Frau der US-Geschichte, die erste afroamerikanische Vizepräsidentin und die erste asiatischer Abstammung, nein, mit ihren aufreizenden Anzügen und ihren Perlen sieht sie so gut aus, dass man sie zuweilen für eine Schauspielerin, die eine Politikerin darstellt, halten könnte.

Lustigerweise steht in einem neuen Buch, sie habe nichts gehalten von ihrem Foto auf dem Cover der *Vogue* vom Februar 2021. Darauf trug sie Turnschuhe und Jeans. «Sie fühlte sich dadurch herabgesetzt und fragte Beraterinnen und Berater: «Hätte die *Vogue* eine andere Weltpolitikerin auch so abgebildet?»»

Der Zwiespalt zwischen Harris, der Chefin im *power suit*, und Kamala, dem Kumpel mit den Converse-Turnschuhen, ist nicht das einzig Paradoxe an ihr. Sie hat die üblichen modischen

## *Sie ist die ranghöchste Frau der US-amerikanischen Geschichte.*

und bescheuerten Ansichten über Biologie und Ökologie, aber das gehört ja geradezu zu einer Vertreterin der Demokratischen Partei im 21. Jahrhundert. Sie hat auch eine stark populistische Seite, wobei «populistisch» das Schimpfwort ist, mit dem Linke Leute bezeichnen, die ihren Wählern zuhören, statt sie zu belehren. Zwar ist sie persönlich gegen die Todesstrafe, aber als sie kalifornische Staatsanwältin war, legte sie Berufung ein gegen die Entscheidung, einen wegen Vergewaltigung und Mordes Verurteilten aus dem Todestrakt anderswohin zu verlegen. Auf einer ihrer ersten Auslandsreisen als Vizepräsidentin riet sie potenziellen Auswanderern in Südamerika: «Kommt nicht!»

Heutzutage, da Grossmachtspolitik sich darin erschöpft, dass zwei impotente Männer sich um ein Kondom streiten, ist die Vorstellung von einer jungen kraftvollen Präsidentin Harris ziemlich aufregend.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



„Zuerst sollten wir mal eine Krawatte erfinden..“





# Erich von Däniken

Der Bestsellerautor und Präastronautiker Erich von Däniken begeistert Millionen, stösst aber auch auf Skepsis. Den Enthusiasmus hat er nie verloren. Er schreibt sein 45. Buch.

**Weltwoche:** Wir treffen Sie in einem Hotel am Flughafen Zürich an. Wohin geht die Reise?

**Erich von Däniken:** Ich fliege morgen mit meinem Sekretär Ramon Zürcher für drei Nächte nach Ägypten, und zwar über Istanbul, weil die Swiss leider keinen Direktflug nach Kairo mehr anbietet. Weil der Flug am frühen Morgen startet und ich vom Berner Oberland anreise, übernachten wir am Flughafen.

**Weltwoche:** Was führt Sie nach Ägypten?

**Von Däniken:** Ich treffe dort eine niederländische Fernsehgesellschaft, die mit mir in der Bibliothek von Alexandria eine Sendung macht, in der es um Rätsel und Ungeklärtes geht. Moderator ist ein ehemaliger Fussballprofi.

**Weltwoche:** Sie werden Mitte April 87 Jahre alt. Sind Sie noch viel unterwegs?

**Von Däniken:** Im Vergleich zu früher reise ich viel weniger. Natürlich hat in den letzten beiden Jahren das Coronavirus seinen Teil dazu beigetragen. Aber mir geht es sehr gut.

Ich sage immer, dass die Götter mich lieben. Zwei- bis dreimal im Jahr leite ich zweiwöchige Gruppenreisen, die uns nach Malta, Bolivien, Peru, Guatemala, Mexiko oder Ägypten führen. Zum Programm gehören Besuche von Ruinen, meine Ausführungen und ausgiebige Diskussionen am Abend. Wir wollen keine Massenveranstaltungen, deshalb ist die Teilnehmerzahl auf vierzig Personen beschränkt.

**Weltwoche:** Sie schreiben gerade wieder an einem Buch. Gönnen Sie sich nie eine Auszeit?

**Von Däniken:** Ich schreibe immer an einem Buch, und das seit fünfzig Jahren! Klassische Hobbys habe ich nicht, Ferien mache ich nie, aber ich lese und schreibe immerzu. Das sind meine Leidenschaften. Mein neues Werk, Nummer 45, wird im Herbst herauskommen und trägt den Titel «Wozu sind wir auf Erden?». Diesmal geht es nicht um Ruinen wie sonst in meinen Büchern, sondern um philosophische Gedanken zum Leben.

**Weltwoche:** Sie haben viele Fans, aber auch Kritiker. Wie gehen Sie damit um?

**Von Däniken:** Pro Tag erreichen mich etwa 200 E-Mails und Briefe mit Anfragen, Anregungen und selbstverständlich auch mit Kritik. Das gehört dazu, ehrt mich und zeigt, dass meine Arbeit auf Interesse stösst. Alle Schreiben kann ich nicht lesen und beantworten. Das meiste macht mein Sekretär.

**Weltwoche:** Im Internet finden sich Artikel, gemäss denen Sie 1987 Kontakt mit Ausserirdischen hatten. Was ist da dran?

**Von Däniken:** Das ist völliger Quatsch. Im Internet steht einiges über mich, vieles davon ist nicht wahr. Das Gerücht, dass ich einen Ausserirdischen getroffen haben soll, geht auf mein Buch «Tomy und der Planet der Lüge» zurück, in dem ich diese Thematik aufgriff. Aber die Geschichte ist reine Fiktion. Gleichwohl bin ich davon überzeugt, dass Ausserirdische unter uns sind und Kontakt zu Menschen haben. Nicht zu mir. Weil die Welt nicht darauf vorbereitet ist, gehen sie nicht an die Öffentlichkeit.

**Weltwoche:** Die Gesellschaft beschäftigt sich gerade stark mit dem Klimawandel. Welche Position vertreten Sie da?

**Von Däniken:** Der Klimawandel existiert, keine Frage. Aber es gab ihn schon immer, er ist keine neue Erscheinung. Alle paar tausend Jahre wechselt das Klima. Entscheidend ist nicht der Mensch, sondern die Verschiebung der Erdachse. Niemand kann den Klimawandel stoppen, die Menschen sind keine Götter. Sicher ist nur, dass die Welt nicht untergeht.

**Weltwoche:** Welche Vorstellung haben Sie davon, was kommt, wenn die eigene Zeit auf der Erde vorbei ist?

**Von Däniken:** Es mag Sie überraschen, aber ich habe keine klare Vorstellung davon. Tatsächlich gehöre ich noch zu denjenigen Personen, die täglich beten. Und ich hoffe schon, dass es irgendwie weitergeht, wissenschaftliche Beweise dafür gibt es aber keine. Meine Arbeit wird sicher fortgesetzt, es gibt viele gute Autoren.

Michael Baumann



«Ich sage immer, dass die Götter mich lieben»: Autor von Däniken 1975 und heute.

Erich von Däniken, 86, wuchs in Schaffhausen auf, lernte Koch und veröffentlichte 1968 sein erstes Buch, «Erinnerungen an die Zukunft». Seine Werke wurden millionenfach verkauft. Er ist verheiratet, hat eine Tochter und wohnt im Berner Oberland.



## Das kleine Restaurant an der Strasse

Restaurant Marcellino, Forchstrasse 168,  
8032 Zürich, Tel. 044 380 26 90

Seit Jahren fahren wir fast jeden Tag an einem kleinen Restaurant vorbei, das unsere Neugierde weckt – und immer haben wir es, wenn die nächste Ampel auf Grün wechselt, wieder vergessen. Nun haben wir es endlich einmal geschafft. Eine Erfahrung, die wohl jede und jeder irgendwann einmal macht: die unbekannt kleine Beiz am Strassenrand. In unserem Fall war es das Restaurant «Marcellino» an der Forchstrasse in Zürich, das gemäss dem eigenen Logo seit 2008 besteht. Mehr als ein Dutzend Jahre haben wir es wissen wollen – und nun waren wir da. Die Speisekarte ist ein wunderbar vielversprechender Katalog von bekannten und unbekannt Spezialitäten.

Das Lokal ist gemütlich, ein Berg von geschickt beleuchteten Flaschen empfängt uns,



so dass wir uns in einer Bar wännen, aber das Essen ist ganz klar das Wichtigste. Das Fazit, kurzgefasst: Es ist interessant, aber auch üppig.

Sehen wir uns das näher an: Eine Tomatensuppe war hervorragend, sie war so intensiv, dass sie auch als Tomatensauce zu Spaghetti hätte verwendet werden können. Die Spaghettini alle vongole verace waren gelungen und mit vieler Art Aromen angereichert. Die offenen Ravioli mit Ochschwanz-Ragout waren leider von etwas zu fester Konsistenz,

stark im Aroma und sehr nahrhaft – man hatte uns zum Glück davor gewarnt, danach noch ein gewaltiges paniertes Kalbskotelett vom Typus «Elefantenohr» zu bestellen. Das an dessen Stelle gewählte Cordon bleu war zwar mit phosphatfreiem Schinken gemacht, aber insgesamt wohl auch nicht viel weniger deftig, als es das «Elefantenohr» wohl gewesen wäre, aber um einiges günstiger. Dazu gab es gute Pommes frites. Sicher wäre das Sashi-Beef aus Finnland gesünder gewesen – aber klüger wird man immer im Nachhinein.

Eher auf der deftigen Seite sind auch die Malfatti alla Toscana einzureihen: Ricotta-Nockerln an Blattspinat, Tomatensauce und Salbeibutter. Nicht weniger nahrhaft, aber sehr gut im Geschmack waren die Trofie – für einmal nicht ligurische mit Pesto, sondern piemontesische mit Salsiccia-Ragout, Tomaten und Knoblauch.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Transatlantische Hochzeit

Alta-Yarí Gran Corte, Valle de Uco Mendoza  
2019. 14,5 %. Real Wines, Vico  
Morcote. Fr. 24.90. www.realwines.ch

Die Cabernet Franc ist eine der grossen Traubensorten der Welt. Mit einer Geschichte, die weit hinter die (vermutliche) Erwähnung in François Rabelais' «Gargantua» zurückreicht. Etwas leichter in der Struktur als ihre Schwester, die Cabernet Sauvignon, mit etwas früherem Austrieb und Reifetermin als diese, ist sie ein bisschen zu einer Spezialität gemässigter Zonen geworden, der Rebberge an der Loire zumal oder jener im italienischen Nordosten (wo die Überproduktion ihren Ruf zeitweise beschädigt hat).

Im Bordelais hat sie gegenüber der Cab Sauv in den letzten Jahrzehnten an Boden verloren, wenn auch auf dem linken Ufer mehr als auf dem rechten, wo sie zum Beispiel nach wie vor den Charakter eines der grössten Weine der Welt bestimmt, des Cheval Blanc. In Italien ist sie in der Boom-Region Bolgheri auf dem Vormarsch, und sie war die Lieblingssorte des unlängst ver-



storbenen Andrea Franchetti auf seinem süd-toskanischen Weingut Trinoro.

Ein argentinischer Cabernet Franc ist allerdings nach wie vor eine exotische Ausnahme, schon gar, wenn er sich in einer Präzision präsentiert wie in dieser Cuvée, als 60%-Dominante im Verein mit 35 % Malbec und 5 % Cabernet Sauvignon. Der Ausnahmewein stammt von einem jüngeren Betrieb in Mendoza mit Namen Alta-Yarí, nicht von unten im Tal, sondern aus Reben in Gualtallary im Uco-Tal, in bereits (für den Weinbau) sehr hohen (und also kühlen) Lagen in den Anden zwischen 1300 und 1550 m ü. M. Er heisst zu Recht Gran Corte. Sein Produzent ist Hervé Joyaux Fabre, in den frühen Achtzigern aus Bordeaux nach Südamerika ausgewandert, Besitzer der

Fabre Montmayou Winery und des Unternehmens Viñalba (das auch bemerkenswerte Weine im südargentinischen Patagonien macht). Fabre produziert auch grosse reine Malbecs, versteht sich. Aber mit dem Gran Corte, der Vermählung von Cabernet Franc und Malbec, feiert er sozusagen eine transatlantische Hochzeit. Das Projekt eines Heimwehfranzosen? Mag sein, engagiert er sich doch seit 2017 auch in Cahors.

Jedenfalls ist dieser Gran Corte von Alta-Yarí eine Art besonders sinnfällige, harmonische, dabei ganz unerzwungene Symbiose: komplex, intensiv und gleichwohl grazil. Schwarzvertiefte Fruchtaromen (schwarze Johannisbeere, Pflaumen), sehr würzig, pfefferig, Tabak, feindosiertes Holz (16 Monate in französischer Eiche); mineralische Glanzlichter. Einnehmend langes und glückliches Ende. Ein überwältigend sinnliches Aromen-Ensemble, an welchem analytische Vivisektionen eigentlich scheitern, Assoziationen aber umso vielfältiger aufblühen. Breite Leinwand, grosses Kino, voller Sound. Zu einem erstaunlich bescheidenen Preis.

# Schön, sportlich, praktisch

Der Peugeot 508 Sport Engineered knüpft an die Tradition französischer Kreativität im Fahrzeugbau an.



**F**ranzösische Autos nehmen in der Kulturgeschichte des Individualverkehrs einen besonderen Platz ein. Der Mut und die Kreativität französischer Entwickler und Designer haben Klassiker wie die Citroën DS mit hydropneumatischem Fahrwerk, den Renault R4 mit der unverkennbaren Pistolenschaltung oder den Peugeot 504 mit seiner Linienführung der ewigen Schönheit hervorgebracht. Meine Grosseltern fuhren einen lindgrünen 504, der mein kindliches Ästhetik-Empfinden stark geprägt hat und der dann vom kompakten und nicht mehr ganz so aussergewöhnlichen 307 abgelöst wurde.

Überhaupt war und ist manche französische Idee im Automobilbau durchaus skurril – wie das von Citroën eingeführte Einspeichen-Lenkrad oder die gelbgefärbten Scheinwerfer, die es nirgendwo sonst auf der Welt gibt. Andererseits haben sich bis heute viele Automodelle aus Frankreich diese besondere Aura des Aussergewöhnlichen bewahrt. Der Peugeot 508 PSE jedenfalls, den ich kürzlich gefahren bin, ist schöner, schnittiger und insgesamt aussergewöhnlicher als fast jeder andere Kombi im Mittelklasse-Segment.

Fast schon löwenartig scheint das Auto auf der Strasse zu kauern, weniger als 1,5 Meter hoch ist der Kombi gebaut. Wie die Hauer eines Säbelzähntigers wiederum stehen die langen LED-Tagfahrleuchten fast senkrecht in der Front des Wagens, und elegant führt die lange Dachlinie zum Heck, wo wiederum LED-Technologie eine unverkennbare Lichtsignatur erzeugt.

Die sympathische Attitüde, Dinge anders (und möglichst besser) zu machen, wird im Cockpit des 508 PSE fortgeführt, wo das kleine, oben und unten abgeflachte Lenkrad das auffälligste Gestaltungsmerkmal darstellt. Tatsächlich aber ist das ein hochfunktionales Design, das Auto lässt sich damit irgendwie leichter lenken und manövrieren als mit herkömmlichen Steuerlösungen, scheint mir. Die fortschrittliche Formgebung ist nicht überall gleich ergonomisch, die Induktionsladeplatte für das Handy und vor allem die Ladebuchsen etwa sind so weit unter der Mittelkonsole verbaut, dass es mit Vorteil kleine geschickte Finger braucht, um dort ein Kabel einzustecken.

Das lässt sich aber leicht unter der Rubrik Detailfragen ablegen, viel mehr gibt es am ebenso schönen wie sportlichen und praktischen Peugeot nicht auszusetzen. Die Kombination aus Elektro- und Benzinantrieb mit insgesamt drei Motoren ist sinnvoll und zuverlässig, mit 360 PS Systemleistung und einer rein elektrischen WLTP-Reichweite von bis zu 51 Kilometern vereint der 508 PSE eine anregend sportliche mit einer sinnvoll sparsamen Seite zu einer Gesamtlösung, die an die besten Zeiten französischer Automobilgenialität anknüpft.

#### Peugeot 508 PSE

Motor/Antrieb: 2 Elektromotoren, 4-Zylinder-Turbobenziner, Allradantrieb, 8-Gang-Getriebe; Hubraum: 1598 ccm; Leistung: 360 PS / 265 kW; max. Drehmoment: 520 Nm; Li-Ionen-Batterie: 11,5 kW; Reichweite (WLTP): 51 km; Verbrauch (WLTP): 2,1 l / 100 km + 21,2 kWh / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 5,2 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Preis: Fr. 71450.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Von der Sichel zum Roboter

Husqvarna-Mähroboter 405X  
Für Fr. 1690.– online erhältlich

In «Asterix bei den Briten» gibt es die umwerfende Szene, die einen stolzen englischen Rasenbesitzer bei der Gartenpflege zeigt. Ihm fehlt nur noch der Schnitt eines letzten Grashalms zum vollkommenen Glück. Nach getaner Arbeit besiegelt er sein Werk mit den Worten: «Nach 2000 Jahren Pflege wird mein Rasen recht annehmbar sein, denke ich.» Augenblicke später gleicht seine liebe Wiese allerdings einem Schlachtfeld, da zuerst die Gallier und dann die Römer darüber hinwegsausen.

Interessant an dieser Stelle ist, welches Gerät der Comic-Brite zur Trimmung seines Rasens verwendet. Es handelt sich um eine winzige Sichel, die er mit höchster Präzision zu schwingen weiss. Ganz abwegig ist dieses Bild nicht. Vor der Industrialisierung kümmerten sich in aristokratischen Anlagen jeweils bis zu fünfzig Gärtner mit Sensen und Sichel gleichzeitig um den perfekten Rasenschnitt. Abhilfe versprach der Rasenmäher. Der kam aber erst etwas nach 1830 auf den Markt.

Heute muss sich die Hände niemand mehr schmutzig machen. Man programmiert seinen Rasenmäher-Roboter per App und lässt ihn seine Arbeit verrichten. Marktführer ist der schwedische Hersteller Husqvarna. Seine jüngste Gerätegeneration hat etwas von einem Spielzeug-Porsche und mache beim Bedienen fast so viel Spass wie ein echter, hört man. Die Firma Husqvarna gibt es übrigens seit 1689.

*Benjamin Bögli*



**Mittendrin:** Manuela Leonhard (l.), Influencerin Eveline Lehmann.



**Gelungener Abend:** Marriott-VR-Präsident Merck, Arabella-CEO Pawlizki.



**Gäste:** Rebecca Wiedemann («Badrutt's Palace»), Schauspieler Alexander Albrecht.



**Wo man sich trifft:** Neues 5-Sterne-Haus in Zürich.



**Köstlichkeiten:** Snowboard-Olympiasieger und Fotograf Iouri Podladtchikov, «Neues Schloss»-Chefkoch Yves Nussbaum.

## BEI DEN LEUTEN

# Prosit aufs Schloss!

Nach sechsmonatigen Umbauarbeiten ist in Zürich das Hotel «Neues Schloss» feierlich wiedereröffnet worden.

*André Häfliger*

**E**s ist eine wohltuende, frische Party. Das Hotel mit 57 Zimmern, das der Marriott-Gruppe angehört und in der Nähe der Zürcher Enge liegt, präsentiert sich herausgeputzt. Die aufmerksame Crew ist stolz und begrüsst die gut hundert Gäste voller Freude. Beim Apéro fällt eine kleine Gabel zu Boden. Innert Sekunden hebt sie ein Kellner auf und ersetzt sie durch eine neue. «Test mit Bravour bestanden», sagt der Tessiner General Manager **Mauro Cerutti**.

Währenddessen fährt draussen Fussball-Ikone **Günter Netzer** im grauen Ferrari vor. «Sorry, bitte nicht stören. Ich telefoniere gerade mit **Franz Beckenbauer**.» Dann rauscht er gleich wieder los. Tochter **Alana** und Schwiegersohn **Baschi** («Bring en hei», 2008) bleiben und geniessen die Party. Der Basler Sänger wird noch in diesem Jahr sein 11. Album präsentieren: «Ich freue mich riesig!» Ebenfalls gefragt ist Snowboard-Olympiasieger **Iouri Podladtchikov** (2014 in Sotschi in der Halfpipe). Täglich werde er von Dutzenden Medienschaffenden zu einer Stellungnahme zum sinnlosen Krieg in der Ukraine gebeten: «Ich sage nichts. Es bringt

einfach nichts», sagt er mit traurigem Blick zur *Weltwoche*. Wo hat der begeisterte Fotograf seine geliebte Kamera? «Ich fotografiere immer mehr nur noch mit dem Handy. Die Bildqualität wird immer besser.»

Zu den Klängen des Musiktrios Livejazz werden die Gäste mit Köstlichkeiten aus dem hotel-eigenen Restaurant «Castellan's» um die Crew von Küchenchef Yves Nussbaum verwöhnt. «Hier zu arbeiten, macht richtig Spass», sagt er hell begeistert. Influencerin **Sara Leutenegger** ist nicht mit Ehemann **Lorenzo Leutenegger**, sondern mit Model und Schauspieler **Steven Epprecht** (314 000 Follower) da. Sara lacht: «Steven und ich sind sehr gut befreundet. Er ist sozusagen mein zweiter Ehemann.»

So wird die Stimmung immer lockerer. «Das Funkeln in den Augen der Gäste ist der Lohn für eine harte Arbeit in den letzten sechs Monaten», sagt General Manager Cerutti. Die Marriott-Gruppe hat rund sechs Millionen Franken ins Fünfsternehaus investiert. «Wir sind stolz und sehr dankbar!» Sagt es – und tanzt fröhlich zur Musik von DJ **Zoë** in die Frühlingsnacht.



**Durch die Frühlingsnacht:**  
DJ Zoë.



**Beschwingt:** Musiktrio Livejazz mit Sängerin Justina Lee Brown sowie den Brüdern Romano und Alessandro Ricciardi.



**Feierlich:**  
Sänger Baschi, Ehefrau Alana Netzer.



**Expertinnen:** Zoe Torinesi (Inhaberin Cookines), Sommelière Shirley Amberg.



**Designer:** Leon Goodall und Elena Bassi kreierten die Uniform von Gästebetreuerin Giulia Bassi.



**«Mit Bravour»:** Beppo Genovese (Radio Energy), Michaela Belling (PR-Chefin Marriott), Mauro Cerutti (General Manager «Neues Schloss»).



**In Stimmung:** Influencerin Sara Leutenegger, Model Steven Epprecht.

# Manchmal braucht es Eier



Smith versus Rock: Rückkehr der Virilität?

Was früher breitbeinige Virilität war, heisst in Zeiten von Wokeness toxische Männlichkeit. Gewaltfreie Kommunikation, Vulnerabilität und *safe spaces* haben Konjunktur. Selbst James Bond wurde verletztlich. Ist mit der Ohrfeige, die Schauspieler Will Smith dem Comedian Chris Rock anlässlich der Oscar-Verleihung coram publico verabreichte, nachdem dieser sich mit einem schlechten Witz

über die Krankheit von Smith' Frau lustig gemacht hatte, der stereotype Cis-Mann – jener also, der sich mit seinem zugeschriebenen Geschlecht identifiziert – zurück? Während die einen Smith' Gebaren als steinzeitlich empfinden, sehen es die anderen als schlicht ritterlich. Hinter vorgehaltener Hand tuscheln viele, dass Smith mit der Aktion das bewies, was man «Eier haben» nennt. Eine Redewendung, die zum

ersten Mal 1932 Ernest Hemingway verwendet haben soll, um den Mut eines Stierkämpfers zu beschreiben. Egal, wie gross Smith' Eier wirklich sind: Einen Oscar in Dramaturgie hat er sich mit der Backpfeife verdient.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

## FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

*Liebe Dania, meine Freundin riecht untenrum unvoreteilhaft, wir haben darüber gesprochen, aber es scheint kein Mittel dagegen zu geben, haben Sie uns einen Tipp?* B. R., Arbon

Kurz vorweg: Sie reden von «untenrum». Ich empfehle dringend, die Dinge beim Namen zu nennen. Denn je vertrauter man sich einen Gegenstand macht, desto wohler ist einem damit. Das gilt auch für das Geschlecht.

Dass Ihre Freundin an ihrer Vulva und Vagina unvoreteilhaft riecht, ist sehr relativ. In meinem Buch «Keep it Coming» widme ich diesem Thema ein ganzes Kapitel, denn so selten ist diese Wahrnehmung nicht. Fremde oder ungewohnte Gerüche

und Geschmäcker nehmen wir Menschen a priori nicht als etwas Gutes, sondern als Bedrohung wahr – das ist reine Biologie. Und so empfinden viele eben Vaginalflüssigkeiten – das gilt auch ganz allgemein für Intimgerüche – als bedrohend und negativ. Ich rate Ihnen daher, dass Sie sich in den nächsten Wochen dem Geruch widmen – und zwar erst einmal Ihrem eigenen. Das heisst, dass Sie sich selbst auskundschaften, an Ihnen riechen und auch mal Ihr eigenes Sperma probieren. Nachdem Sie sich Ihrem eigenen Geruch und Geschmack schrittweise angenähert haben, können Sie anfangen, Ihre Partnerin zu beschnuppern. Zuerst einmal können Sie an ihren Haaren riechen, am nächsten Tag an ihrem Hals, und am dritten Tag können

Sie vielleicht ihre Achselhöhlen beriechen. Und so können Sie sich immer weiter in Richtung Geschlecht vorarbeiten.

Dass eine Frau – ganz objektiv – nicht gut riecht, ist selten der Fall. Es kommt natürlich vor, dass eine Entzündung in der Vagina einen schlechten Geruch verursacht, aber im Normalfall ist dieser Eindruck darauf zurückzuführen, dass ihr Duft fremd ist.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – Guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an [danial@weltwoche.ch](mailto:danial@weltwoche.ch)

# Gabriel Diezi

Mit dem Start-up Bestag begleitet der junge Ökonom seine Kunden durch das Labyrinth einer Immobilien-Transaktion.

Geschäftiges Treiben herrscht im Zürcher Restaurant «La Salle», als unser Gesprächspartner das Lokal betritt. Gabriel Diezi, der vor sieben Jahren sein HSG-Wirtschaftsstudium abgeschlossen hat, leitet das Immobilien-Start-up Bestag in der Deutschschweiz.

«Ein Haus verkaufen, das kann man ja auch ohne Makler» – so sein erster Gedanke, als ihn das Unternehmen vor eineinhalb Jahren fragte, ob er nicht in der Deutschschweiz das bereits in der Romandie erprobte Konzept aufbauen wolle. Doch je intensiver er sich mit dem Immobilienmarkt befasste, desto klarer wurde ihm: Auf den richtigen Makler kommt es an!

Als der Salat aufgetragen wird, sind wir mitten im Thema. Bestag versteht sich als Bodyguard des Verkäufers im grossen Haifischbecken des Immobilienmarktes. «Für die meisten Leute ist ein Hausverkauf ein einmaliges Unterfangen. Entsprechend viele Fehler begehen sie.» Und das kann ins Geld gehen.

## «Im Interesse des Verkäufers»

Diezi erzählt die Geschichte einer Erben-gemeinschaft im Schaffhausischen. Dieser sei von ihrem Erbschaftsverwalter ein Immobilienmakler empfohlen worden, der ein Stadthaus für 1,0 Millionen Franken habe verkaufen wollen. «Im Sinne einer Zweitmeinung haben wir dann die Sache analysiert und der Erben-gemeinschaft einen anderen Makler empfohlen.» Am Schluss sei das Haus innerhalb von zwei Monaten für 1,66 Millionen verkauft worden. Klar, nicht immer mache die Auswahl des Maklers einen derart grossen Unterschied, «aber es gibt systematische Probleme im Immobilienmarkt, die wir im Interesse des Verkäufers entschärfen».

Der Markt sei sehr intransparent. So gibt es rund 10 000 Makler unterschiedlicher Güteklassen und Spezialisierungen, «viele aber mit einem guten Auftreten». Das Wichtigste bei einem Makler ist, «dass er ein Kundenbuch mit kaufwilligen Interessenten hat». Als Laie stehe man da wie der Ochs am Berg. Mittels moderner Datenanalyse sucht Bestag für jedes Verkaufsobjekt jene Makler, die in der entsprechenden



«Einmaliges Unterfangen»: Dienstleister Diezi.

Region bereits erfolgreich ähnliche Objekte verkauft haben. Diese drei Makler lernt Diezis Team gemeinsam mit der Verkäuferschaft bei einer Besichtigung vor Ort kennen. Die drei Konkurrenten pitchten ihr Angebot.

Nach getroffener Wahl – «Meistens geben wir dem Makler für einen gewissen Zeitraum die exklusiven Vermarktungsrechte» – setzt Bestag den Vertrag auf. «Das Problem ist, dass viele Maklerverträge nicht leistungsorientiert sind.» Weil häufig ein fixer Prozentsatz als Provision vereinbart werde, unterliegt der

Makler einem Fehlanreiz: «Möglichst schnell verkaufen.» Auf 100 000 Franken mehr oder weniger beim Verkaufspreis komme es dem Makler nicht an, dem Verkäufer aber sehr wohl. Diesem Fehlanreiz wirkt Diezis Firma mit einem Bonus/Malus-System entgegen. Selber sichert sie sich 25 Prozent der Maklerprovision.

Mit der Arbeit an einem transparenteren und effizienteren Immobilienmarkt habe Bestag in den letzten drei Jahren jeweils sein Geschäft verdoppelt bis verdreifacht.

Florian Schwab

# Sie tanzt mit dem Pferd

Die legendäre Schweizer Dressurreiterin und Olympiasiegerin Christine Stückelberger hat im Zürcher Oberland ein Talent entdeckt, das ihren Spuren folgt.

Thomas Renggli

Das Glück der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde.» Die Worte des deutschen Schriftstellers Friedrich von Bodenstedt kommen einem fast automatisch in den Sinn, wenn man beim Fohlenhof der Familie Wettstein kurz nach dem Ortseingang in Wermatswil vorbeischaut. Die mächtigen Vierbeiner spitzen die Ohren und blicken den Besucher neugierig an. Es wirkt wie in einem dieser Filme, die Mädchenherzen zum Schmelzen bringen.

Auf dem Trainingsplatz übt Estelle Wettstein mit einem der sechzig Ausbildungs- und Pensionspferde, die im familieneigenen Betrieb leben. Die 25-Jährige ist als «Spezialistin der Pferdebranche» im Teilzeitpensum angestellt: «Früher nannte man diesen Beruf Reitlehrerin oder Pferdetrainerin. Heute geht's nicht mehr ganz so unkompliziert», sagt sie lachend.

Estelle wurde quasi mit dem Reiterinnen-Gen geboren: «Ich sass zum ersten Mal auf einem Pferd, bevor ich laufen konnte, im Alter von einem Jahr», erzählt sie – und fügt an: «Ich durfte in einem Umfeld aufwachsen, von dem viele Mädchen wohl träumen.» Ihr Vater Ernst Wettstein gehörte einst der Schweizer Springreiter-Nationalmannschaft an. Daneben war er auch auf den Rennbahnen und im Dressur-geviert erfolgreich. Noch an den Olympischen Spielen in Tokio 2021 betreute er als Trainer die Schweizer Vielseitigkeits-Equipe (früher Military). Mutter Marie-Line, eine gebürtige Genferin, gewann als Dressurreiterin an Schweizer Meisterschaften einen kompletten Medaillensatz und ritt an Europa- und Weltmeisterschaften um internationale Meriten.

## Mit elf bereits international

So war der sportliche Weg der Tochter vorgespurt. Im Alter von elf Jahren trat Estelle an den Europameisterschaften der Ponyreiter(innen) das erste Mal zu einem internationalen Wettkampf an – an der Sportschule in Uster, und in den diversen Kadern des Schweizer Pferdesportverbands machte sie ihre nächsten Schritte nach oben. In Tokio erlebte sie 2021 ihre olympische Feuertaufe – und mit dem 41. Platz eine leise Enttäuschung: «Ich hätte mir schon etwas mehr



«Hervorragende Grundausbildung»: Reit-Idol Stückelberger.

Christine Stückelberger, 74, ist die Grande Dame des Dressurreitens: 1976 gewann sie in dieser Disziplin in Montreal olympisches Gold. Über Estelle Wettstein sagt sie: «Die junge Frau hat die besten Voraussetzungen, es im Dressurreiten sehr weit zu bringen. Ihr wurde dieser Sport sozusagen in die Wiege gelegt: Die Mutter war Schweizer Meisterin, der Vater ist ebenfalls Reiter. Sie hat eine hervorragende Grundausbildung genossen und verfügt über den nötigen Ehrgeiz. Dazu kommt, dass ihr im Moment zwei vielversprechende Pferde zur Verfügung stehen.»

erhofft.» Noch härter als das Resultat aber war, dass ihr damaliges Pferd, West Side Story, vom Besitzer verkauft wurde: «Das tat sehr, sehr weh. Aber im Reitsport geht es auch um Geld. Und wenn ein Angebot in der Höhe eines mittleren sechsstelligen Betrags vorliegt, ist der Verkauf nachvollziehbar.»

Wie ihr Vater konzentrierte sich Estelle zunächst aufs Springreiten – und schaffte es bis an die Juniorinnen-EM. Doch durch die ihr zur Verfügung stehenden Pferde führte der Weg zur

Dressur. Auf die Frage nach den Unterschieden zwischen der Arbeit in den beiden Disziplinen sagt sie: «Beim Springen geht es auch um Instinkt, Antizipationsvermögen und Mut. In der Dressur muss man mehr denken. Planung, Körpergefühl und Perfektion stehen im Zentrum.» Springen und Dressur seien im Vergleich wie Leichtathletik und Ballett.

Die Beziehung zwischen Pferd und Reiterin beschreibt die Reiterin virtuos: «Wir tanzen zusammen. Als Reiterin muss ich dem Pferd eine Hilfestellung leisten und ihm Verständnis entgegenbringen. Und ich muss extrem dankbar sein für alles, was es macht.»

## Zwei im besten Alter

Die Schweiz blickt auf eine grosse Tradition im Dressurreiten zurück. Schon fünfzehn Olympiamedaillen gewannen helvetische Reiterinnen und Reiter im Pas de deux mit den Vierbeinern. Namen wie Henri Chammartin, Marianne Gossweiler, Hans Moser oder Christine Stückelberger gehören zum Schweizer Kulturgut – oder gehörten. Seit dem Olympiasieg von Stückelberger 1976 in Montreal auf dem legendären Granat reichte es nicht mehr zum ganz grossen Coup.

Estelle Wettstein möchte dazu beitragen, dass sich daran schon bald etwas ändert. Mit dem zwölfjährigen Quaterboy und dem elfjährigen Great Escape Camelot verfügt sie über zwei Pferde im besten Alter, denen internationales Top-Potenzial nachgesagt wird. An den Weltmeisterschaften im dänischen Herning vom kommenden August gehe es für die Schweiz auch darum, sich als Team für die Olympischen Spiele 2024 in Paris zu qualifizieren. Und dort könnte der perfekte Moment kommen, um eine grosse Schweizer Tradition wieder zum Leben zu erwecken. Wenn daraus kurzfristig nichts wird, werden die nächsten Chancen bestimmt folgen. Denn mit 25 Jahren ist Estelle Wettstein in einem Alter, in dem sie noch ihr halbes Leben als Spitzensportlerin vor sich hat. Und wer die junge Frau bei der Arbeit auf dem Fohlenhof in Wermatswil beobachtet, ist sich ohnehin sicher: Das Glück der Erde liegt wirklich auf dem Rücken der Pferde.





«Mehr denken»: Reiterin Wettstein.

# Xenia Tchoumi, Unternehmerin

Für die Influencerin haben Tränen eine therapeutische Wirkung, einen schönen Frühlingsabend würde sie am liebsten mit Barack Obama verbringen – am meisten geprägt hat sie die italienische Kultur.

**Weltwoche:** Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

**Xenia Tchoumi:** Die vielen intelligenten, talentierten, gescheiterten Leute, die von unserer Gesellschaft weniger bewundert werden als die Klatschprominenz à la The Kardashians.

**Weltwoche:** Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

**Tchoumi:** An meinem Kopf.

**Weltwoche:** Wie viel verdienen Sie?

**Tchoumi:** Genug, um mir ein unabhängiges Leben zu finanzieren.

**Weltwoche:** Wovor fürchten Sie sich?

**Tchoumi:** Vor dem Tod meiner Liebsten, der leider unausweichlich ist.

**Weltwoche:** Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

**Tchoumi:** Daran kann ich mich tatsächlich nicht erinnern. Obwohl: Zwischen-durch kann Weinen durchaus eine therapeutische Wirkung haben.

**Weltwoche:** Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

**Tchoumi:** Manche werden vielleicht überrascht sein: Ich mag es einfach. Er muss kein tolles Auto fahren oder so. Ich mag loyale Männer mit reinem Herzen. Ich möchte jemanden, der mir die volle Aufmerksamkeit schenkt, wenn ich abends nach einem anstrengenden Tag nach Hause komme. Attraktiv muss er natürlich auch sein.

**Weltwoche:** Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

**Tchoumi:** Jeder, der mit Leidenschaft versucht, die Menschen glücklicher und gesünder zu machen, und den Zusammenhalt fördert.

**Weltwoche:** Wie werden Sie von Ihren engsten Freunden genannt?

**Tchoumi:** Xe oder Tchoumi.

**Weltwoche:** Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

**Tchoumi:** Kann ich nicht sagen. Ich hoffe einfach, dass man meine Überzeugung teilt, dass wir Menschen tolerant und wohlwollend gegenüber treten und so die Gesellschaft weiterbringen.

**Weltwoche:** Welche Partei wählen Sie?

**Tchoumi:** Weil ich in London lebe, habe ich niemanden gewählt.

**Weltwoche:** Glauben Sie an Gott?

**Tchoumi:** Ich bin Agnostikerin. Ich glaube definitiv nicht an Gott in einem traditionell religiösen Sinn.

**Weltwoche:** Wann hatten Sie das erste Mal Sex?



«Ich mag es einfach»:  
Wahl-Londonerin Tchoumi.

**Tchoumi:** Mit sechzehn mit meiner Teenagerliebe.

**Weltwoche:** Welche Waffe haben Sie zu Hause?

**Tchoumi:** Ich bin nicht Amerikanerin, ich habe nicht das Recht, eine Waffe zu besitzen.

**Weltwoche:** Wovon träumen Sie am meisten?

**Tchoumi:** Dass ich alle meine Wertsachen verliere und dass ich zu spät bin und meinen Flug verpasse. Komischerweise träume ich das ständig.

**Weltwoche:** Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

**Tchoumi:** Ich habe Allergien, die von Zeit zu Zeit meine Haut beeinträchtigen, das stört mich am meisten.

**Weltwoche:** Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Frühlingsabend verbringen?

**Tchoumi:** Mit Yuval Noah Harari oder Barack Obama. Ich würde sie mit Fragen bombardieren.

**Weltwoche:** Nehmen Sie Drogen?

**Tchoumi:** Nein, nie, und ich trinke sehr wenig Alkohol, sorry, dass ich so langweilig bin, ich bin aber – zu meiner Verteidigung – eine ganz gute Tänzerin.

**Weltwoche:** Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

**Tchoumi:** Es gibt immer jemanden, der schlechter dran ist als du, sei also dankbar.

**Weltwoche:** Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

**Tchoumi:** Wahrscheinlich nicht. Es ist nicht unbedingt das Körperliche, das mich stören würde, sondern die Lüge und der Vertrauensbruch.

**Weltwoche:** Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

**Tchoumi:** Noch nicht? Was für eine seltsame Art der Fragestellung ...

**Weltwoche:** Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

**Tchoumi:** Diskriminierung von Rasse, Geschlecht, Herkunft oder Minderheiten sollte zwingend verboten sein.

**Weltwoche:** Wann lügen Sie?

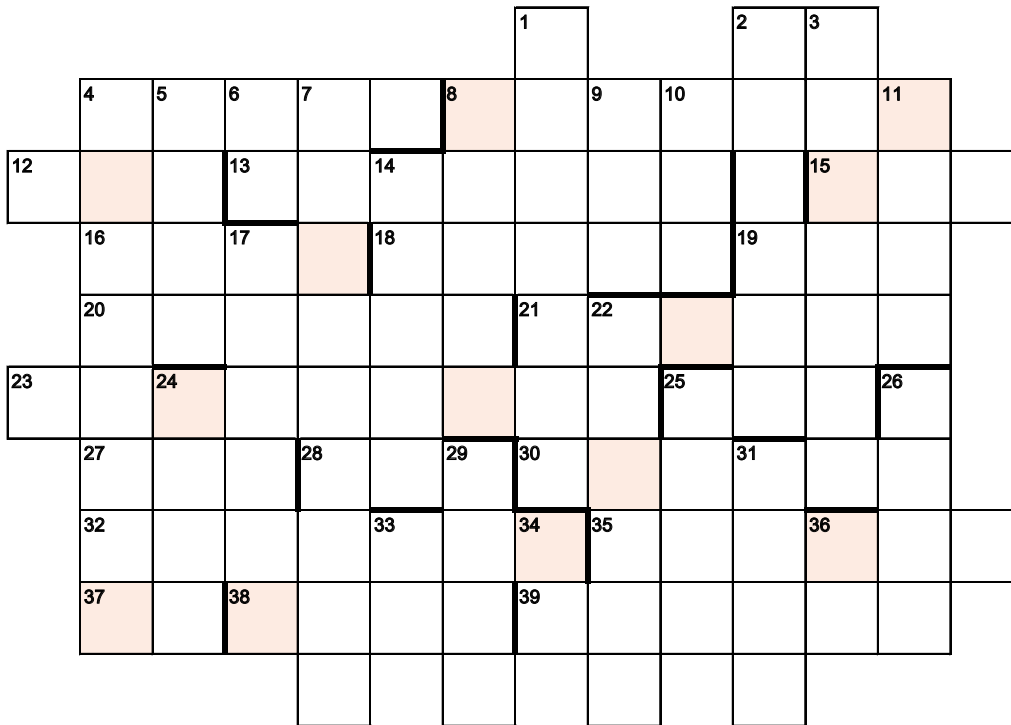
**Tchoumi:** Kaum – und wenn, höchstens dann, um jemanden nicht unnötig zu verletzen.

**Weltwoche:** Wer hat Sie am meisten geprägt?

**Tchoumi:** Die Städte, in denen ich gelebt habe, und die Kulturen, mit denen ich am meisten zu tun hatte – Italien hat mich beim Aufwachsen am meisten beeinflusst.

**Weltwoche:** Wann sind Sie am glücklichsten?

**Tchoumi:** Wenn ich frei bin. Ich brauche keinen Luxus. Ich brauche bloss die Karibik, gute Leute um mich herum und gute Musik.



**Lösungswort** — verschiedene Stufen in der Delfingesellschaft?

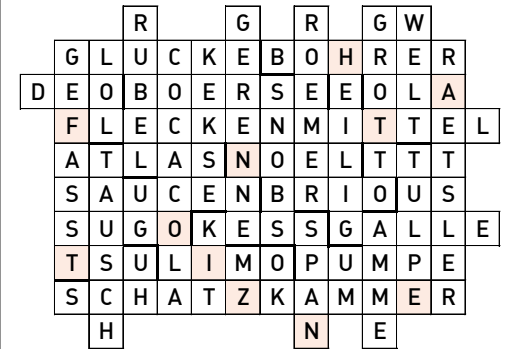
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 2 liegt in Alaska 4 spendet Schutz oder spenden Wärme 8 Senke, in der unbezahlte Arbeit geleistet wird? 12 schlägt sich, bzw. schlängelt sich durch die Wüste 13 kein Eisberg, liegt aber auch zu einem grossen Teil unter dem Meeresspiegel 15 Kumpel, nicht unter Tag, sondern in Übersee 16 damit gewinnt man keine zufriedenen Kunden 18 im Gegensatz zu 29 senkrecht ist er im ..., wenn er ein Loch hat 19 Seegrass-Extrakt im Spital 20 sind je nachdem gefräßig oder geländegängig 21 sind richtungsweisend 23 Kämpfer, der als Gebäudeteil endet 25 private 10-senkrecht-Konkurrenz 27 wer so etwas äussert, ist ein Esel 28 in Nuklearwaffen enthalten 30 sofern sie an Fingern sitzen, sollte man nicht mit dem Hammer draufschlagen 32 umgangssprachlich sind auch eingefleischte Biologen eine eigene 35 schon unsere Urgrossmütter ... manches, was sie dort ernteten 37 32 waagrecht ohne Busenfreund 38 9 senkrecht minus 9 senkrecht bei uns 39 Gallertzeitalter?

**Senkrecht** — 1 Eingabestift für die Strassenbahn? 2 spielte – aber herrschte hoffentlich nicht – in der National Hockey League 3 sakral oder musikalisch 4 führt zum Ziel 5 28 waagrecht in elektronischer Form? 6 platzsparendes Reihenhaus 7 zwei miteinander verbundene Eisenbahnkompositionen? 8 führt beim Anklicken zu Facebook? 9 das Ende einer Ikone 10 Androgen-Bestandteil 11 Schicht, die auch den Wert von Grundstücken bestimmt 14 solche Gläser mögen Trinker gar nicht 17 neudeutsch unter Druck setzen 22 dadurch wird man, zumindest im Idealfall, klüger 24 von Landwirten angepflanzt oder von Hip-Hoppers vorgetragen 25 königlich oder zumindest wirklich 26 dieser Paul wird oft über den grünen gelobt 29 mächtiger Bündner 31 so sind z. B. Kartäuserkatzen auch tagsüber 33 kehrt Legalität, Loyalität und Legitimität ins Gegenteil 34 umschliesst AI und AR und grenzt an ... 36 ... dies hier

© Daniela Feurer – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 761



**Waagrecht** — 4 GW (Grössenwahn) 6 GLUCKE 10 BOHRER 13 DEO (Dat./Abl. v. deus (lat. f. Gott)) 14 BOERSE 16 La OLA 17 FLECKENMITTEL 18 ATLAS 20 NOEL (franz. f. Weihnachten) 21 TTT («titel, thesen, temperamente», ARD-Kulturmagazin) 23 SAUCEN 25 BRIO 26 US 27 SU(per-Bin)GO 28 SteaKESSen 30 GALLE 32 SaTSUma 34 LIMO (-nade, -usine) 37 PUMPE 39 SCHATZKAMMER

**Senkrecht** — 1 RUBEL 2 GERENNE 3 ROEMER 4 GROTTA (Otto Waalkes) 5 ALTE/NEUE WELT 6 GEFASST 7 LOL 8 COCACOLA 9 KEKSE 11 HEILIG 12 RAETSLER 15 SNOBS 19 TAUSCH 22 TULPE (Anagramm) 24 UG 28 KITTEL 29 HOCHSPANNUNGSLICHTUNG 31 AMME 33 (K)UH 35 MZ (Mehrzahl) 36 OK 38 PRAKTIKUM

**Lösungswort** — **HAFTNOTIZEN**

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



# ROLEX

## YACHT-MASTER II

Als ultimative Armbanduhr für Segelprofis konzipiert, verfügt die Yacht-Master II über eine Countdown-Funktion mit mechanischem Speicher und setzt auch weiterhin neue Maßstäbe in der Welt des Segelsports.

*#Perpetual*



OYSTER PERPETUAL YACHT-MASTER II

# BEYER

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63  
beyer-ch.com